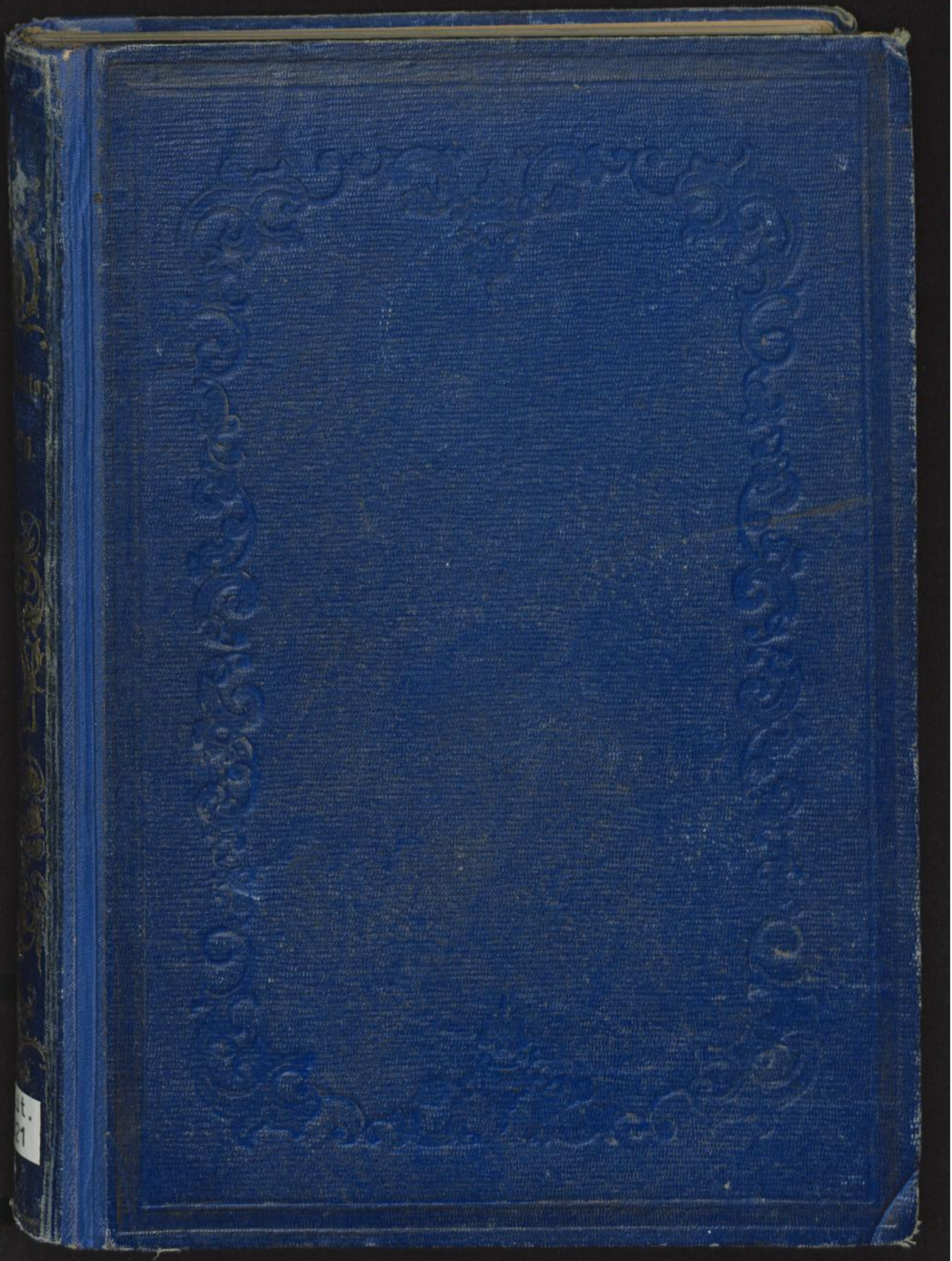


Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0001-8
DFG

38 | 2454

+4003 128 01

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0002-4

DFG

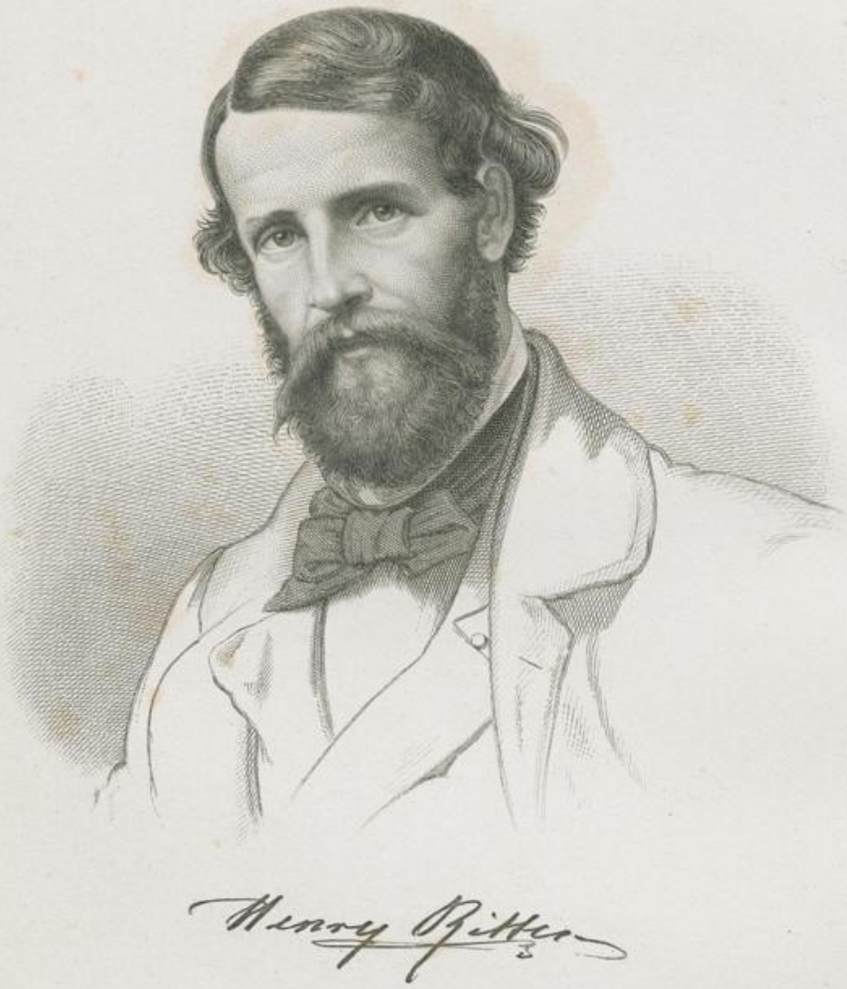
Reimann Nr. 241

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0003-9

F. J. STECHEN JR.
HAMBURG

Washington Irving.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0005-1



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0008-8

Washington Irving.

Auswahl aus seinen Schriften.

Illustrirt

von

Henry Ritter

und

Wilhelm Camphausen.

LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Mit dem Bildniß Henry Ritter's.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1856.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0009-6
DFG

A. lit. 12021
+KW

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

62. 2485

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0010-8

An den Leser.

Der Lesewelt zweier Hemisphären wird hier ein Werk übergeben, welches zwar nicht den Reiz der Neuheit mit sich bringt, wie ihn der verwöhnte Zeitgeschmack begehrt, dafür aber allen Denen eine willkommene Gabe sein wird, in deren Erinnerung noch der Eindruck lebendig ist, welchen die mit so großem Interesse und so gerechter Anerkennung aufgenommenen Schöpfungen des geistreichen Amerikaners Washington Irving bei ihrem ersten Erscheinen in den weitesten Kreisen hervorbrachten. Die jetzige Generation aber, welcher bei der in immer größerer Fülle zuströmenden Unterhaltungslectüre diese vor mehr als einem Vierteljahrhundert erschienenen Schilderungen und Skizzen noch neu sein möchten, wird sich besonders durch die Zugabe der so charakteristischen und lebensvollen Zeichnungen eines jüngern Amerikaners — den wir mit gutem Recht den Unserigen nennen — angezogen fühlen und, durch diese Gebilde angeregt, auch den Erzählungen Washington Irving's ihre lebhafte Theilnahme zuwenden. In einem Augenblicke, wo ihr Verfasser, trotz seiner vorgerückten Jahre noch jugendlich kräftigen Geistes, mit einer neuen dem «Sketch Book» verwandten Sammlung von Erzählungen hervorgetreten ist, darf gegenwärtiges Werk, welches eine Auswahl von Erzählungen aus dem «Sketch Book», aus «Bracebridge Hall» und den «Tales of a Traveller» enthält, wol um so mehr darauf rechnen, freundlich aufgenommen zu werden und das Interesse für Washington Irving neu zu beleben.

Wenn ein so reiches bewegtes Leben, wie es Washington Irving zu Theil ward, mit einer solchen Wärme, Reinheit und Innigkeit des Gefühls, solcher Klarheit des Geistes, solchem schalkhaften Humor und einer auf gediegenes Wissen gegründeten Charakterstärke Hand in Hand geht, so kann die Wirkung

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0011-3

auf sein Zeitalter keine vorübergehende sein. Sie wird von bleibender Bedeutung sein und dies zwar in um so höherm Grade, da seine Schöpfungen nicht allein den überall gleiche Geltung habenden Auffassungen des Gemüthslebens entsprungen sind, sondern auch das Colorit specieller sowol amerikanischer als europäischer, zumeist aber englischer Zustände abprägen. Aus der kurzen Lebensskizze Washington Irving's, welche wir nachstehend folgen lassen, wird man übrigens ersehen, daß die Entstehung seines «Sketch Book», welches zuerst seinen Ruhm zumal in Europa begründete, in eine Periode seines Lebens fiel, die er nicht zu den glücklichsten zählen durfte.

Als der Sohn eines Kaufmanns ward Washington Irving am 3. April 1783 zu Neuyork geboren. Sein Vater war von schottischer Geburt, hatte eine Engländerin geheirathet und sich alsdann in Neuyork niedergelassen. Während seiner Minderjährigkeit verlor der junge Washington Irving seinen Vater, und da sich bei ihm gleiche Krankheitssymptome zu entwickeln schienen, sandten seine ältern Brüder ihn, den Reichbegabten, zur Wiederherstellung seiner kranken Brust nach dem Süden von Europa. Ihre Absicht ward vollkommen erreicht; völlig gestärkt und mit einem großen Vorrath neuer, in Italien, Frankreich und England erworbener Anschauungen bereichert, kehrte er in seine Heimat zurück. Irving, der schon vor seiner Reise als Schriftsteller unter dem angenommenen Namen Jonathan Oldstyle aufgetreten war, ließ bald darauf im Verein mit Paulding das mit großem Enthusiasmus aufgenommene Werk «Salmagundi» erscheinen, worin er unter Anderm die Lächerlichkeiten und Absurditäten englischer Touristen, welche ihn auf dieser Reise vielfach berührt hatten, mit seinem eigenthümlichen Humor derb zu geißeln versuchte. Noch größeres Aufsehen erregte seine Burleske «History of New York», vielleicht das originellste seiner Producte, in welchem er unter dem Namen Diedrich Knickerbocker als angeblicher Nachkomme der ersten holländischen Ansiedler die ursprünglichen Zustände Neuyorks mit unvergleichlicher Laune schilderte. Diese Erfolge bewogen ihn, der früher begonnenen juristischen Laufbahn ganz zu entsagen und sich dem Kaufmannsstande zu widmen, bei welchem er auf größere Muße für seine literarischen Studien rechnen zu können glaubte. Als aber der Krieg mit England ausbrach, ließ er sich von der Theilnahme an demselben nicht abhalten, ward bald Adjutant des Gouverneurs Tompkins und trat, von diesem mit dem Range eines Obersten bekleidet, beim Friedensschluß aus dem Dienst. Im Jahre 1815 ging er in

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0012-9

Geschäften seines Hauses nach Europa; da dieses aber infolge der Zeitumstände in drückende Verlegenheiten gerieth, sah sich Irving zum ersten male genöthigt, seine Feder zum Broterwerb zu benutzen. Zu gleicher Zeit erschien nun in London und in Neuyork das «Sketch Book», dem 1822 «Bracebridge Hall» und zwei Jahre später die «Tales of a Traveller» folgten. Mit diesen Schriften, welche mit großer und allgemeiner Theilnahme begrüßt wurden, sicherte er sich auch in Europa einen unbestrittenen literarischen Ruf und unter den Schriftstellern seines Vaterlandes eine durchaus eigenthümliche hervorragende Stelle.*)

Deutschland darf sich wol rühmen, an der literarischen Bildung Washington Irving's einigen Antheil zu haben; er kennt die alte deutsche Sagenpoesie und namentlich scheinen Hoffmann's phantastische Novellen nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben zu sein, nur daß bei Irving der schelmische, fein ironisirende Humor und der gesunde praktische Menschenverstand zuletzt immer über das rein phantastische Element die Oberhand behalten. Gerade in dem saubern Detailliren und Ausmalen der Lebenswirklichkeiten besteht eine Hauptstärke seines Talents. Irving hatte Gelegenheit, Deutschland ziemlich genau kennen zu lernen. Im Sommer des Jahres 1822 machte er eine Rheinreise, auf der er sich vorzugsweise mit alten Sagen und Geschichten bekannt zu machen suchte; hielt sich dann eine Zeit lang in Prag und im Winter 1823 in Dresden auf, wo er auch dem Könige vorgestellt und von ihm und andern Mitgliedern der königlichen Familie freundlich und huldvoll aufgenommen wurde. Seine Briefe aus Deutschland, an seine Freunde und Verwandten in der Heimat gerichtet, sollen sehr viel Unterhaltendes und Interessantes enthalten und dürften vielleicht bestimmt sein, einen Bestandtheil seines nach seinem Tode herauszugebenden literarischen Nachlasses zu bilden.

Aus Deutschland kehrte Irving nach England zurück und brachte den Sommer 1824 theils in London, theils in der Provinz zu. Im Jahre 1825 weilte er in Paris, von wo er Ausflüge nach verschiedenen Gegenden Frank-

*) Vom «Sketch Book» sagt Robert Chambers in seiner «Cyclopædia of English Literature»: „Its carefully elaborated style and beauties of diction were highly praised, and its portraitures of English rural life and customs, though too antiquated to be strictly accurate, were pleasing and interesting. . . . His stories of Rip Van Winkle, and the Sleepy Hollow, are perhaps the finest pieces of original fictitious writing that this century has produced, next to the works of Scott."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0013-5

reichs machte, und begab sich dann nach Spanien, das er durch vierjährigen Aufenthalt Gelegenheit hatte gründlich kennen zu lernen.

Der amerikanische Gesandte in Madrid, A. H. Everett, setzte ihn in Stand, in den Archiven Forschungen über die ältere Geschichte Spaniens und namentlich über die Entdeckungsreisen des Columbus anzustellen. Diesen Studien verdankt die Welt eine ganze Reihe verdienstvoller Schriften: «Life and Voyages of Columbus», «Voyages and Discoveries of the Companions of Columbus», «Chronicle of the Conquest of Granada» und «Alhambra». Kein Wunder, daß der schon vorher zu europäischem Rufe gelangte Schriftsteller überall, wo er erschien, mit der höchsten Verehrung und Liebe aufgenommen und als er **1832** in sein Vaterland zurückkehrte, ihm der enthusiastischste Empfang zu Theil wurde. Er blieb jedoch nicht lange in Neuyork; eine freundliche Besitzung am Hudson zog ihn an, er erwarb dieselbe und richtete sich hier — zu den frühesten Neigungen zurückkehrend — ganz im altholländischen Geschmack ein, seine ländliche Muße zwischen literarischen Arbeiten und Streifereien in der Umgegend theilend. Auf einem längern Ausfluge nach dem Westen, den er in dem reizenden «Tour on the Prairies» beschrieb, sammelte er auch zum Theil die Materialien zu «Astoria» und «Captain Bonneville's Adventures», denen er zahlreiche Beiträge zu englischen und amerikanischen Zeitschriften folgen ließ.

Noch einmal, im Jahre **1841**, nach Europa zurückgekehrt, und zwar diesmal als amerikanischer Gesandter am Hofe zu Madrid, verweilte er in der Hauptstadt Spaniens bis **1846**, seine Mußestunden abermals historischen Studien zuwendend, deren Frucht seine Werke über die Entstehung und Ausbreitung des Islam («Life of Mahomet» und «Lives of the Successors of Mahomet») waren. Aus den ihm wol weniger zusagenden Kreisen des politischen und diplomatischen Lebens hat er sich nun wieder auf seine reizende Villa Wolferts-Roost am Hudson zurückgezogen, die er nur von Zeit zu Zeit verläßt, um einige Wintermonate in Neuyork zuzubringen.

Washington Irving hat sich so die ganze Frische und alles Liebenswürdige seiner Eigenthümlichkeit auch im vorgerückten Alter zu bewahren gewußt. Dies beweist nicht nur sein großes Unternehmen, eine Geschichte Washington's in drei Bänden zu schreiben, sondern auch seine kürzlich erschienene, in Ton und Inhalt die Weise des «Sketch Book» festhaltende Sammlung: «Chronicles of Wolfert's Roost, and other Papers by Washington

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0014-0

Irving», welche von der englischen Kritik mit lebhaftestem Beifall begrüßt worden ist.

Wir wenden uns jetzt dem jüngern Landsmann Irving's zu, dem, der Kunst und den Seinen leider zu früh entrissenen Maler Henry Ritter, dem wir die Mehrzahl der Illustrationen zu dem gegenwärtigen Werke verdanken. Henry Ritter interessirte sich schon in seinen frühesten Jahren für Washington Irving aufs lebhafteste; er fühlte sich zu ihm, als seinem Landsmanne, zugleich aber auch ihm verwandten Geiste hingezogen. Man kann in der That sagen, daß Henry Ritter manche Eigenthümlichkeit mit ihm gemein hatte; dieselbe Hinneigung zum harmlosen, immer fesselnden Humor, wie zum tiefempfundensten Ernst, der sich nicht selten in hinreißender Wehmuth kundgab. Washington Irving malte mit der Feder, Henry Ritter schrieb mit dem Pinsel! Besonders war es das «Sketch Book», welches ihn unwiderstehlich anzog. Er faßte alle diese heitern und ernsten Erzählungen, man könnte sagen, plastisch auf, und trug so Bild als Wort lange im Gemüth, bis diese Beschäftigung mit Irving gegen größere Aufgaben, denen sich der Künstler zu widmen hatte, eine zeitlang in den Hintergrund treten mußte. Des Künstlers Seele ist aber einem inhaltreichen Schrein zu vergleichen, es hat da vieles Raum beieinander, Zeit und Umstände geben dann die äußere Veranlassung, welche eines nach dem andern ins Leben fördert. Im Frühjahr 1848, als Ritter durch wiederkehrende Brustbeschwerden genöthigt wurde, nicht allein Düsseldorf mit einem Landaufenthalt zu vertauschen, sondern selbst den Pinsel ruhen zu lassen, erwachten jene früher empfangenen Eindrücke zu neuem Leben, und da die Arbeiten für die «Düsseldorfer Monatshefte» ihm nicht genügten, stellte er sich nun die Aufgabe, die reizenden gemüthvollen Schilderungen Washington Irving's durch seine Zeichnungen zu beleben und sie gleichsam in die Sprache aller Länder und Zeiten zu übertragen. Er hielt sich nun aber nicht allein an das «Sketch Book», sondern, vertraut wie er mit seinem Lieblingsschriftsteller war, fand er sowol in «Bracebridge Hall» wie in den «Tales of a Traveller» ein reiches Feld für seine Zwecke. Die Fülle bewältigte ihn oft, und hierin, sowie in überhandnehmender Kränklichkeit, mag der Grund zu suchen sein, daß er die Arbeit, die ihm so sehr am Herzen lag, nicht früher vollenden konnte, und dadurch der Freude beraubt ward, das 1851 begonnene Werk wie er es im Geiste geschaut, nun auch verkörpert und als Ganzes vor Augen zu sehen. Der Tod ereilte ihn zu einer Zeit,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0015-6

wo er, sich kräftiger fühlend, am wenigsten an den Tod dachte; auf seinem Sterbebette beunruhigte ihn die unvollendete Arbeit, und er sprach den dringenden Wunsch aus, sein Freund Wilhelm Camphausen, mit dem er so oft gemeinschaftlich gezeichnet — namentlich an den «Schattenseiten der düsseldorfer Maler» — möge sein Werk zu einem glücklichen Ende bringen. Ritter wußte, wem er seine Bitte ans Herz legte; Camphausen hat, indem er die Freundespflicht erfüllte, und die fehlenden Zeichnungen theils nach Ritter's hinterlassenen Skizzen, theils nach eigenen Entwürfen vervollständigte, das Erscheinen eines Werks möglich gemacht, welches darauf Anspruch machen dürfte, als eine Zierde der Literatur in Deutschland wie in England und der Heimat des Dichters gebührende Anerkennung zu finden. Aber Camphausen hat mehr noch gethan, und dafür gebührt ihm besonders der Dank aller Freunde des Künstlers: er hat Ritter's, dem Buche zum schönsten Schmuck gereichendes liebes Bild erhalten*). Wer diese edlen Züge erblickt, wird gewiß noch einige Mittheilungen über des Künstlers kurze Laufbahn willkommen heißen. Er hätte gern sein Werk selbst redend eingeführt, aber Gott hat es anders gefügt, darum sei nun gestattet von ihm zu reden.

Henry Ritter ward am 26. Mai 1816 in der Stadt Montreal in Unter-canada geboren, wo sein Vater als Hauptmann im 100. Infanterieregiment stand. Ein Hannoveraner von Geburt war dieser nebst einem ältern Bruder früh in englische Dienste getreten, sodaß er im Laufe der Zeit fast vergaß, ein Deutscher zu sein, und seine Muttersprache verlernte. Nachdem sein Bruder bei der Expedition von Walcheren verunglückt war, heirathete er später dessen Witwe, eine Engländerin, die ihm nach Canada folgte. Unter drei dort geborenen Söhnen war Henry der Mittlere. Als Henry drei Jahr alt war, verließen seine Aeltern Amerika und lebten bis zum Jahre 1824 in London, wo dann der Vater seine Stelle verkaufte und nach Hamburg übersiedelte. Hier lebten ihm zwei jüngere Halbbrüder, die er nun erst kennen lernte; auch gelang es ihm, eine Stellung als Major bei der hamburger Garnison zu erhalten.

Unser Henry, von früher Jugend an nur an militärische Umgebung gewöhnt, sah den Soldatenstand auch als die ihm vorgezeichnete Laufbahn an. Doch erwachte schon in frühen Jahren seine Liebe zur Kunst, indem er seinem Vater, der ein geübter Zeichner war, häufig bei seinen Arbeiten zusah und

*) Gestochen von Xaver Steifensand in Düsseldorf.

selbst Griffel und Feder zu gebrauchen lernte, wenn auch nicht immer Leinwand oder Papier zur Unterlage diente. Das Jahr **1832** ward für ihn ein verhängnißvolles. Ein reicher, hochgestellter Mann, selbst ohne Söhne, gewann den Knaben lieb, und erbat sich vom Vater, ihn in sein Haus aufnehmen zu dürfen, und für seine fernere Ausbildung Sorge zu tragen. Hier würde sich ihm eine glänzende, durch die warme Zuneigung dieses Mannes auch wol glückliche Zukunft eröffnet haben, wenn die Vorsehung es nicht anders beschlossen hätte. Sein väterlicher Freund starb plötzlich, ohne eine Verfügung über seinen Schützling hinterlassen zu haben, und Henry kehrte nun zu seinen Aeltern zurück. Die Mutter, brustleidend, hatte lange gekränkelt und starb im Sommer; im November folgte ihr schon der Vater im Tode nach, und Henry, wie sein jüngerer Bruder — der ältere war bereits auf einer Militärschule — würden ganz verwaist gewesen sein, hätte sich nicht der jüngere Halbbruder seines Vaters, der Kaufmann Wilhelm Ritter, der verlassenen Knaben angenommen. Er nahm Beide zu sich, und erzog sie mit seinem eigenen einzigen Sohne, der im Alter zwischen Beiden stand. Leider verlor der brave Mann diesen im **19.** Lebensjahre, und fortan war unser Henry, wie er es früher schon gewesen, der Liebling und Trost seines Herzens. Henry sagte selbst von ihm, daß er ihm jederzeit ein treuer liebevoller Vater, sowie seine sanfte edle Frau eine wahrhafte Mutter gewesen. Aus dieser Lebensperiode stammen alle die Grundlagen zu seinem liebenswürdigen, so reich ausgestatteten Gemüth; hier war seine Uebergangsperiode vom Engländer zum Deutschen, und nicht wenig überraschte es ihn, als er zuerst mit Erstaunen inne ward, daß er deutsch „dachte". Das alte große Haus, welches der Oheim bewohnte, mit der Jahrzahl **1587** über der Thür, war des Knaben ganze Welt, seine Phantasie schuf überall ein Bild, und tief schmerzte es ihn, als alle die köstlichen Schlupfwinkel, Waarenböden und Räume des alten Baues durch den Brand von **1842** zerstört wurden. Die Erinnerung daran blieb in ihm unverlöschlich.

Dem Oheim würde es, da sein eigener Sohn studiren wollte, zur besondern Freude gereicht haben, dem Neffen sein blühendes Geschäft zuwenden zu können, allein dem so Reichbegabten fehlte der kaufmännische Sinn, es wollte mit dem Rechnen und Schreiben immer nicht recht vorwärts, und obgleich der Oheim selbst viel zu genial dachte, um sich nicht in die Empfindungen seines Pflegesohns versetzen zu können, so konnte er sich doch lange nicht entschließen,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0017-7

einen geliebten Henry die Künstlerlaufbahn betreten zu sehen. Endlich aber gab er nach, ließ ihn gewähren und gewöhnte sich daran, nicht scheel zu sehen, wenn der Zeichenunterricht in der Schule mehr wie jeder andere mit Leidenschaft benutzt ward. Als nun aber am Weihnachtsabend 1833 statt der üblichen reichen Geschenke in einigen herzlichen Zeilen ihm die Erlaubniß ertheilt wurde, zum Neujahr bei den Malern Gröger und Aldenrath, wie der Oheim sich ausdrückte, „in die Lehre zu treten", hing Henry sprachlos und schluchzend an dessen Halse, und es ist schwer zu entscheiden, wer von Beiden sich in dem Augenblicke am glücklichsten fühlte. Gröger und Aldenrath hatten unter fast dürftigen Verhältnissen, selbst ohne Lehrer, sich ihren Weg in der Kunst gebahnt, und galten damals in Hamburg für die besten Porträtmaler. Trotz des warmen Interesse, mit welchem Gröger sich seines Zöglings annahm, sah dieser — und mit ihm der Meister — wol bald ein, daß Hamburg für die Ausbildung seiner Fähigkeiten nicht der geeignete Boden sei. Er kam daher, doch erst im Frühjahr 1836, nach Düsseldorf, und hier, nachdem er in die Malerclasse der Akademie aufgenommen worden, als Eleve unter Karl Sohn's Leitung. Hier nun, in diesen Umgebungen, unter den Augen und der Theilnahme bedeutender Künstler entwickelte sich fast beispiellos rasch ein Talent, welches sich unverkennbar schon so früh gezeigt. Nachdem er drei Jahre mit angestrengtem Fleiß den Studien obgelegen, erhielt er in der Akademie ein Atelier der Meisterclasse.

Wahrhaft rührend war es, den Oheim, als er nun mit der treuen Mutter seinen Pflegesohn in Düsseldorf besucht hatte, von den Erfolgen desselben reden zu hören. Wie war er erfüllt von der männlichen Ausbildung seines Charakters, der liebenswürdigen Entwickelung seines Gemüths, sowie von der äußern schönen Gestalt des jungen Mannes — welche von seinen Freunden in manchem Bilde verewigt worden ist —, besonders aber von dem freundlichen Verständniß zwischen ihm und diesen, die den viel jüngern Fachgenossen als einen Ebenbürtigen behandelten! Die treue Anhänglichkeit beider Pflegeältern ist bis über das Grab hinaus das Erbtheil des Künstlers geblieben.

Ritter hatte entschiedene Vorliebe für das Genrefach, namentlich für das Leben und Treiben am Seestrande. Manche Abstecher an die Küsten der Normandie und den Strand Hollands befestigten die Vorliebe für das bewegte Leben der Matrosen, und das stillere Treiben in der Hütte des

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0018-3

Fischers. Auf einer Reise nach England und in die schottischen Hochlande begleitete ihn der Oheim, und groß war der Vorrath von Anschauungen, die er auf diesen Reisen sammelte und in seinem poetischen Innern geistig und bildnerisch verarbeitete. Leider aber war er in der Ausführung größerer Aufgaben schon früh durch seine zarte Gesundheit gehemmt; die raschen Schwingungen des Geistes waren nicht in Uebereinstimmung mit den Körperkräften, das unruhig bewegte Blut beeinträchtigte die Sicherheit der Hand und Pinsel und Palette mußten öfters ruhen. Er benutzte dann die stillern Abendstunden gern zum Zeichnen, und componirte so rasch und viel, wovon eine Menge hinterlassener Entwürfe Zeugniß geben. Auf mehre derselben war schon der Auftrag zur Ausführung ertheilt worden.

Glückliche eheliche Verhältnisse, und drei liebe Kinder bereiteten ihm eine Häuslichkeit, wie sie Wenigen zutheil wird, und auch von ihm mit dem innigsten Dankgefühl gewürdigt und genossen wurde. Sie ward ihm doppelt zum Segen, als 1848 seine Kränklichkeit überhand nahm, und er sich genöthigt sah, das bewegte anregende Leben in Düsseldorf mit einem einsamern Landaufenthalt zu vertauschen. So zog die Familie denn nach dem einsam gelegenen Seeligenthal bei Siegburg, und hier war es, wo Ritter den früher schon gehegten Wunsch, Zeichnungen zu Washington Irving's Erzählungen zu entwerfen, zur Ausführung brachte. Als er seine Gesundheit wieder gestärkt fühlte, griff er zu Farben und Pinsel, ward aber nun gewahr, wie ihm der befruchtende und fördernde Austausch mit den Freunden fehle, und es reifte in ihm der Entschluß immer mehr, die ländliche Einsamkeit wieder zu verlassen. Er kehrte noch vor dem Schlusse des Jahres 1852 nach Düsseldorf zurück, nahm eine freier gelegene Wohnung und malte wieder nach früher gewohnter Weise, worunter denn freilich seine Illustrationen zu Washington Irving zu leiden hatten. Er vollendete nun einige für England bestimmte Bilder, und folgte im Herbst 1853 der wiederholt an ihn ergangenen freundlichen Einladung des Herrn Scott-Russell und dessen Gemahlin zu einem Besuche nach London, wodurch nicht allein der langgehegte Wunsch, die Werke Wilkie's — seines Vorbildes — zu sehen, in Erfüllung ging, sondern sich ihm auch die werthvollsten Galerien Londons öffneten. Mit welchem Sinn und Verständniß er hier Schätze an Wissen und Ideen einsammelte, davon gaben seine mitgebrachten Notizen die lebendigsten Beweise.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0019-2

Ritter kehrte anscheinend kräftig und gesund aus England zurück, und machte dann noch in den späten Herbsttagen einen Abstecher nach Elberfeld. Kurze Zeit nach seiner Rückkehr von dort trat ganz plötzlich und unerwartet ein heftiger Blutsturz ein, der sofort die größten Besorgnisse für das theure Leben erregte; die Zufälle wiederholten sich, sie ließen jede Hoffnung schwinden, und Ritter überzeugte sich bald, daß seine Stunden gezählt seien. Bei klarer Besinnung sah er die letzte herannahen, doch verließ ihn sein liebenswürdiger Humor auch da nicht, und es war nicht möglich, einen geduldigern, ja selbst heiterern Kranken zu sehen. In schmerzfreien Augenblicken redete er viel mit seiner Gattin über seine Kinder, über die Vollendung der Illustrationen zu Washington Irving, und über seinen Wunsch, daß sein Freund Camphausen das begonnene Werk fortsetzen und vollenden möge. So kam der letzte Tag heran, die Schwäche nahm zu; „nur müde, sehr müde", war seine Antwort auf die Frage, ob er Schmerzen fühle. Der Todeskampf war kurz, die edlen Züge blieben unverändert. „Herr, dein Wille geschehe!" waren seine letzten Worte.

Sein Sterbebette war von Liebe und Freundschaft umgeben; der Maler Rudolf Jordan pflegte den Kranken wie einen eigenen Bruder. Nach seinem Hinscheiden brach er in die Worte aus: „Du warst ein Mann vom Scheitel bis zur Zehe, edel, fest, liebenswürdig; du warst ein Bevorzugter auf Erden, und wirst unvergeßlich bleiben!"

Am 21. December 1853, Abends 11 Uhr, starb Ritter nach zehntägiger Krankheit in der Blüte seiner Jahre, im schönsten Moment seines künstlerischen Schaffens.

Wie hoch seine Kunstgenossen ihn geachtet, wie sehr sie ihn geliebt haben, hat sich bei der Bestattung des theuern Todten auf eine würdige Weise gezeigt; die Trauer um ihn war ganz allgemein. Am ersten Christtage geleitete seine Hülle im lorberbekränzten Sarge ein langer Trauerzug unter den gedämpften Accorden eines Musikchors zur Gruft.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0020-3

Inhaltsverzeichniss.

	Seite
Die Seereise	1
Das Weib	11
Rip Van Winkle	21
Die Dorfkirche	47
Die Witwe und ihr Sohn	55
Die Gasthofküche	65
Der gespenstische Bräutigam	71
Der Stolz des Dorfes	93
Der Angler	105
Der dicke Herr	117
Annette Delarbre	133
Dolph Heyliger	157
Das Sturmschiff	199
Die Jagdmahlzeit	231
Das Abenteuer meines Oheims	239
Das Abenteuer meiner Tante	253
Der kühne Dragoner oder das Abenteuer meines Großvaters	263
Der Teufel und Tom Walker	275

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0021-9

Die Seereise.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0023-0
DFG

Euch Schiffe will ich erspähn
Im weiten Ocean,
Will forschen und sehn,
Was euch befrachtet,
Wonach ihr trachtet,
Was das Ziel eurer Bahn.

Eins muß im Kaufmannsdienst die See befahren,
Ein andres schirmt sein Land vor Feindesscharen,
Heimkehrt ein drittes reich an Gut und Waaren.
Nun, Phantasie, wohin denkst du zu gehn?

Altes Gedicht.

Für einen Amerikaner, welcher Europa besucht, ist die lange Seereise, die er zu machen hat, eine vortreffliche Vorbereitung. Die zeitweilige Entrückung der gewohnten Scenen und Beschäftigungen der Menschenwelt ruft eine Gemüthsstimmung hervor, welche vorzüglich geeignet ist, neue und lebhafte

Eindrücke zu empfangen. Die ungeheure Wasserfläche, welche die Hemisphären scheidet, ist wie ein unbeschriebenes Blatt im Buche des Daseins. Da gibt es keinen allmäligen Uebergang, welcher, wie in Europa, Charakterzüge und Bevölkerung eines Landes fast unmerklich mit denen eines andern verschmelzen läßt. Von dem Augenblick, wo euch das Land, welches ihr verlassen habt, aus dem Gesicht entschwindet, ist Alles nur Leere, bis ihr den entgegengesetzten Strand betretet und euch auf einmal unter das Getümmel und die neuen Erscheinungen einer andern Welt geworfen seht.

Reist man zu Lande, so schaut man auf eine ununterbrochene Scene, eine stete Aufeinanderfolge von Personen und Ereignissen, welche den Stoff zur Geschichte des Lebens liefern und die Wirkung der Ferne und Trennung mildern. Zwar freilich schleppen wir eine mit jedem Schritte unserer Pilgerschaft „verlängerte Kette"; aber die Kette ist ungebrochen: wir können sie Glied um Glied rückwärts verfolgen, und wir fühlen, daß uns das letzte derselben noch an die Heimat festknüpft. Eine weite Seereise jedoch versetzt uns auf einmal in die Ferne. Sie erfüllt uns mit der Empfindung, als seien wir von dem sichern Ankergrunde eines geregelten Heimatlebens losgerissen, um aufs Gerathewohl dem Strome einer gefahrdrohenden Welt zu folgen; sie legt einen nicht blos eingebildeten, sondern wirklichen Abgrund zwischen uns und unsere Heimat — einen Abgrund, welcher, dem Sturme, der Furcht und der Ungewißheit unterworfen, die Entfernung augenfällig und die Rückkehr unsicher macht.

So war es wenigstens der Fall mit mir. Als ich den letzten blauen Streifen meines Vaterlandes gleich einer Wolke am Horizonte hinwegschwinden sah, war es mir, als hätt' ich einen Band von der Welt und ihren Angelegenheiten geschlossen und hätte nun Zeit zum Nachdenken, bevor ich einen andern aufschlüge. Jenes meinem Blicke entschwindende Land, das Alles enthielt, was mir im Leben am theuersten war, welche Umgestaltungen konnt' es in seinem Schooße erfahren — welche Veränderungen konnten in mir selbst vorgehen, bevor ich es wieder zu besuchen vermochte! Wer vermag beim Antritte der Wanderschaft zu sagen, wohin ihn die unsichern Strömungen des Lebens treiben mögen; oder wann er zurückkehren werde; oder ob es ihm je beschieden sein möge, den Schauplatz seiner Kindheit wiederzusehen?

Ich sagte, auf der See sei Alles Leere; diesen Ausdruck sollt' ich jedoch berichtigen. Wer dem wachen Träumen ergeben ist und sich gern unter Phantasiegebilden verliert, für den ist eine Seereise reich an Gegenständen zur Betrachtung; aber es sind dies alsdann die Wunder der Tiefe und der Lüfte, die ganz besonders geeignet sind, den Geist vom Treiben der Menschenwelt abzuziehen. Es war mein Vergnügen, an einem stillen Tage überm

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0026-7

Geländer zu lehnen oder auf die große Stange zu klettern und stundenlang über der ruhigen Fläche einer sommerlichen See meinen Gedanken nachzuhängen, auf die Massen goldener Wolken zu schauen, wie sie am Horizont emporstiegen, sie mir als Feenreiche vorzustellen und mit einer Schöpfung meiner Phantasie zu bevölkern; die sanft geschwungenen Wogen zu beobachten, die ihre Silbermassen rollten, als wollten sie an jenen seligen Gestaden hinsterben.

Eine köstliche Empfindung war das Gemisch von Sicherheit und Grauen, womit ich aus meiner schwindelnden Höhe hinabschaute auf die Ungeheuer der Tiefe und ihre wunderlichen Spiele. Da tummelten sich Scharen von Meerschweinen um den Bug des Schiffes, der Nordkaper hob langsam seine gewaltige Gestalt über die Oberfläche, und der gierige Hai schoß wie ein Gespenst durch das blaue Gewässer. Meine Einbildungskraft beschwor Alles herauf, was ich von der Wasserwelt unter mir, von den beflossten Heerden, welche die unergründlichen Thäler derselben durchstreifen, von den ungestalten Ungeheuern, welche tief unter den Grundfesten der Erde hausen, und von jenen wilden Phantasiegeburten gehört oder gelesen hatte, welche in den Märchen der Fischer und Seeleute eine so große Rolle spielen.

Ein fernes, am Rande des Oceans hingleitendes Segel gewährte gelegentlich der müßigen Betrachtung ein anderes Thema. Wie interessant ist dieses Bruchstück einer Welt, während es dahineilt, um sich der großen Masse des Lebens wieder anzuschließen! Welch ein herrliches Denkmal menschlicher Erfindungskraft, welche so über Wind und Wellen triumphirte, die Enden der Welt in Verbindung brachte, einen Austausch von Segnungen herbeiführte, indem sie die unfruchtbaren Regionen des Nordens mit den Schätzen des Südens überschüttete, das Licht des Wissens und die Wohlthaten cultivirten Lebens verbreitete und auf diese Weise die zerstreuten Gruppen des menschlichen Geschlechts, zwischen welche die Natur eine unübersteigliche Schranke gestellt zu haben schien, miteinander verknüpfte!

Eines Tages entdeckten wir einen formlosen Gegenstand, der in einiger Entfernung auf dem Meere trieb. Zur See erregt jeder Gegenstand Aufmerksamkeit, welcher die Einförmigkeit der umgebenden grenzenlosen Weite unterbricht. Es war, wie sich zeigte, der Mast eines Schiffes, das gänzlich zu Grunde gerichtet sein mußte, denn man bemerkte die Reste von Tüchern, womit einige von der Mannschaft sich an diesem Balken festgebunden hatten, um nicht von den Wogen hinweggespült zu werden. Keine Spur fand sich, woraus man den Namen des Schiffes erkennen konnte. Das Wrack war offenbar schon viele Monate umhergetrieben; Schalthiere hingen haufenweise daran fest und langes Seegras flatterte an seinen Seiten. Wo aber, dachte ich, ist die Mann-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0027-3

schaft? Ihr Todeskampf ist längst vorüber — sie sind mitten im Brüllen des Sturmes hinabgesunken, ihre Gebeine bleichen in den Höhlen der Tiefe. Schweigen, Vergessenheit hat sich, gleich den Wogen, über sie hingebreitet und Niemand vermag die Geschichte ihres Unterganges zu erzählen. Welche Seufzer sind diesem Schiffe nachgesendet worden! Welche Gebete für dasselbe stiegen empor an dem verlassenen heimischen Herde! Wie oft hat die Geliebte, die Gattin, die Mutter erwartungsvoll die Tagesnachrichten durchforscht, um eine zufällige Kunde von diesem Wanderer der wilden Tiefe zu erspähen! Wie hat sich Erwartung zur Besorgniß gesteigert — Besorgniß zur Angst, und Angst zur Verzweiflung! Ach, kein Erinnerungszeichen wird je zurückkehren, die Liebe zu trösten! Alles, was je bekannt sein wird, ist, daß sie aus ihrem Hafen segelten und nichts wieder von ihnen gehört wurde!

Der Anblick dieses Wracks förderte, wie gewöhnlich, eine Menge unheimlicher Anekdoten zu Tage. Dies war besonders am Abend der Fall, als das Wetter, welches bisher schön gewesen, wild und drohend zu werden begann und Andeutungen eines jener plötzlichen Stürme gab, die bisweilen über den heitern Himmel einer Sommerreise hereinbrechen. Als wir in der Kajüte um das trübe Licht einer Lampe saßen, welche das Dunkel nur noch erschreckender machte, hatte ein Jeder seine Geschichte von Schiffbruch und Unglück bereit. Eine kurze Erzählung des Capitäns machte besonders starken Eindruck auf mich.

„Als ich einst", sagte er, „mit einem schönen tüchtigen Schiffe Neufundland vorüberseglte, macht' es uns einer der starken Nebel, die in jenen Gegenden so gewöhnlich sind, auch selbst bei Tage unmöglich, weit vor uns zu sehen; bei Nacht aber wurde das Wetter so trübe, daß wir über zwei Schiffslängen hinaus keinen Gegenstand zu unterscheiden vermochten. Ich unterhielt Lichter am Top und eine beständige Wache vorwärts, um auf Fischerschmacken zu merken, welche dort vor Anker zu liegen pflegen. Wir hatten eine kräftige Brise und durchschnitten das Gewässer mit großer Schnelligkeit. Plötzlich erscholl von der Wache der Ruf: «Ein Segel vorwärts!» — Kaum war's gesprochen, als wir auch auf das Fahrzeug stießen. Es war ein kleiner Schooner, welcher, die Seite gegen uns gewendet, vor Anker lag. Die gesammte Bemannung schlief und sie hatten versäumt, ein Licht aufzuhissen. Wir trafen den Schooner gerade in die Mitte. Die Stärke, die Größe und die Wucht unsers Schiffes drückte ihn unter die Wogen hinab; wir gingen über ihn hinweg und wurden in unserm Laufe fortgerissen. Während das krachende Wrack unter uns sank, erblickt' ich noch flüchtig zwei oder drei halbnackte Unglückliche, wie sie aus ihrer Kajüte stürzten; sie waren nur von ihren Betten emporgefahren, um hülferufend von den Wellen verschlungen zu werden. Ich hörte, wie sich ihr Todesruf mit dem Winde mischte. Derselbe

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0028-9

Sturmhauch, der ihn zu unserm Ohre trug, trieb uns auch schon aus dem Bereiche alles fernern Hörens hinweg. Niemals werd' ich diesen Schrei vergessen! Es verging einige Zeit, bevor wir das Schiff zu wenden vermochten; wir wurden zu kräftig vorwärts getrieben. Endlich kehrten wir, so genau sie sich errathen ließ, zu der Stelle zurück, wo die Schmacke geankert hatte. Wir kreuzten in dem dichten Nebel mehre Stunden umher. Wir gaben Signalschüsse und lauschten, ob wir etwa den Ruf von Ueberlebenden vernehmen würden; aber Alles blieb still — niemehr sahen noch hörten wir etwas von ihnen."

Ich gestehe, daß diese Geschichten eine Zeitlang all' meinen schönen Phantasien ein Ende machten. Der Sturm steigerte sich mit der Nacht. Die See gerieth in entsetzlichen Aufruhr. Man vernahm ein furchtbares dumpfes Getöse rauschender Wogen und gebrochener Wellen. Ein Abgrund rief dem andern zu. Bisweilen schien die schwarze Wolkenmasse oben durch Blitzstrahlen auseinander zu reißen, welche längs der schäumenden Wogen hinzitterten und die nachfolgende Finsterniß doppelt gräßlich machten. Der Donner brüllte über der wilden Wasserwüste und die Wogenberge verlängerten ihn durch den Wiederhall. Wenn ich das Schiff wanken und zwischen diese tosenden Schluchten hinstürzen sah, schien es mir wunderbar, daß es sein Gleichgewicht wiedergewann und seine Schwimmfähigkeit bewahrte. Die Segelstangen tauchten ins Wasser, der Bug ward fast unter den Wogen begraben. Bisweilen schien ein überhängender Wellenkamm bereit, das Fahrzeug zu überwältigen, und nur eine geschickte Bewegung des Steuers schützte es vor dem Anprall.

Als ich mich in meine Kajüte zurückzog, begleitete mich gleichwol die grauenvolle Scene. Das Pfeifen des Windes durchs Takelwerk klang wie eine Todtenklage. Das Knarren der Masten, das Stöhnen und Aechzen der Verschläge tönte entsetzlich, während das Schiff in der tobenden See umhergeworfen wurde. Wenn ich die Wogen längs der Seite des Schiffes hinstürzen und mir fast unmittelbar ins Ohr brüllen hörte, schien mir's, als ob der Tod beutesuchend um dieses schwimmende Gefängniß umherraste; schon das Losgehen eines Nagels, die Oeffnung einer Fuge, konnt' ihm Eintritt gewähren!

Ein schöner Tag jedoch, mit ruhiger See und günstigem Winde, schlug bald alle diese düstern Betrachtungen in die Flucht. Es ist unmöglich, dem aufheiternden Einflusse schönen Wetters und guten Windes zur See zu widerstehen. Wenn ein Schiff, all' seine Segel geschwellt, lustig über die kräuselnden Wellen dahinzieht, wie stolz, wie stattlich ist dann sein Anblick! Wie scheint es über die Tiefe zu gebieten! Ich könnte einen Band mit den Träu-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0029-7

mereien einer Seereise füllen, denn für mich besteht sie in einer fast ununterbrochenen Träumerei — doch es ist Zeit ans Land zu gehen.

Es war ein schöner sonniger Morgen, als der schrille Ruf: „Land!" vom Mast erscholl. Nur allein Diejenigen, die es erfahren haben, vermögen sich einen Begriff zu machen von dem entzückenden Schwall der Empfindungen, die eines Amerikaners Busen erfüllen, sobald er zum ersten male Europas ansichtig wird. Welche Masse von Ideen knüpft sich schon an den Namen! Es ist das Land der Verheißung, fruchtbar an Allem, wovon seine Kindheit gehört oder worüber seine Studienjahre gesonnen haben.

Von dieser Zeit bis zum Augenblicke der Ankunft herrschte nur fieberische Aufregung. Die Kriegsschiffe, welche gleich schützenden Riesen längs der Küste streiften, die Vorgebirge Irlands, die sich in den Kanal hinauserstreckten, die in die Wolken ragenden Berge von Wales — Alles war Gegenstand des regsten Interesses. Als wir den Mersey hinaufsegelten, betrachtete ich die Gestade mit einem Fernglas. Mein Auge ruhte mit Vergnügen auf netten Landhäusern mit ihren schmucken Anlagen und grünen Rasenmatten. Ich sah die verwitterten Ruinen einer Abtei mit Epheu umzogen und den spitzen Thurm einer Dorfkirche, die sich auf einem benachbarten Hügel erhob — Alles war charakteristisch für England.

Flut und Wind waren so günstig, daß das Schiff sogleich bis zum Damme gelangen konnte. Hier wimmelte es von Menschen; zum Theil waren es müßige Zuschauer, während Andere sehnlich der Ankunft von Freunden oder Verwandten entgegensahen. Ich konnte den Kaufmann unterscheiden, an welchen das Schiff consignirt war. Ich erkannte ihn an seiner rechnenden Miene und seinem rastlosen Wesen. Er trug die Hände in den Taschen, pfiff gedankenvoll und wandelte auf und ab; denn die Menge hatte ihm, aus Rücksicht auf seine dermalige Wichtigkeit, einen kleinen Spielraum gewährt. Wiederholter Zuruf und Begrüßungen wurden zwischen dem Strande und dem Schiffe ausgetauscht, wenn es sich traf, daß Freunde einander erkannten. Eine junge Frau in bescheidener Tracht, aber von ansprechendem Benehmen, fesselte meine Aufmerksamkeit besonders. Sie beugte sich vorwärts aus dem Gedränge; ihr Blick überflog das Schiff, als es sich dem Ufer näherte, um ein ersehntes Gesicht zu entdecken; sie schien getäuscht und beunruhigt. Da hörte ich von einer schwachen Stimme ihren Namen rufen. Es war die Stimme eines armen Seemanns, welcher während der ganzen Reise krank gewesen war und die Theilnahme aller am Bord Befindlichen erregt hatte. Bei schönem Wetter hatten seine Kameraden eine Matratze für ihn auf dem Verdeck in den Schatten gelegt; aber zuletzt hatte sich sein Unwohlsein so sehr gesteigert, daß er sich auf seine Hängematte beschränken mußte und nur noch

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0030-9

den Wunsch kundgab, sein Weib noch einmal zu sehen, bevor er stürbe. Als wir den Fluß hinaufkamen, hatte man ihn auf das Verdeck geführt und er lehnte nun am Wandtau mit einem so abgezehrten, so todtenbleichen Gesicht, daß es kein Wunder war, wenn selbst das Auge der Liebe ihn nicht wiedererkannte. Aber beim Klange seiner Stimme traf ihr Blick blitzschnell auf seine Züge, um darin sofort ein ganzes Buch der Leiden zu lesen; mit einem matten Schrei schlug sie die Hände zusammen, die sie nun in stummem Schmerze rang.

Jetzt war Alles Leben und Bewegung: das Zusammenkommen Bekannter, — die Begrüßungen zwischen Freunden, — Besprechungen zwischen Geschäftsleuten. Ich hatte keinen Freund zu treffen, keinen Gruß zu empfangen. Ich betrat das Land meiner Vorfahren — aber ich fühlte, daß ich ein Fremder in dem Lande war.

Das Weib.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0033-6
DFG

Der Tiefe Schätze sind so köstlich nicht
Wie jenes stille Heil, der Trost des Mannes,
Den Frauenlieb' umschließt. Voll Segens haucht
Die Luft mich an, nah' ich dem Hause nur.
Wie köstlich weht des Ehebundes Odem! . . . .
Kein Veilchenbeet ist süßer.

Middleton.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0034-2

Ich habe oft Gelegenheit gehabt, die Standhaftigkeit zu beobachten, mit welcher Frauen die niederbeugendsten Wechselfälle äußerer Glücksumstände zu ertragen wissen. Jene Unfälle, welche den Muth eines Mannes brechen und ihn in den Staub werfen, scheinen all' die Seelenstärke des sanftern Geschlechts wach zu rufen, und verleihen dem weiblichen Charakter eine Unerschrockenheit und Seelenstärke, daß er bisweilen an Erhabenheit grenzt. Nichts kann rührender sein, als ein sanftes und zartes Weib, welches ganz Schwachheit und Abhängigkeit und empfindlich gegen jede kleine Rauhigkeit war, so lange es auf glücklichem Lebenspfade wandelte, sich nun plötzlich in moralischer Kraft zur Trösterin und zur Stütze des Gatten im Misgeschick erheben und mit unerschütterlicher Festigkeit die rauhesten Stürme des Unglücks ertragen zu sehen.

Die Rebe, welche lange Zeit ihr anmuthiges Laub um die Eiche wand, durch die sie in den Sonnenschein gehoben wurde, umschlingt nun den starken Baum, wenn er vom Blitzstrahl zerspalten ist, fest mit ihren liebkosenden Ranken und bindet seine zerschmetterten Zweige zusammen; — ebenso hat die Vorsehung dem Weibe die schöne Bestimmung gegeben, daß es für den Mann, den es in seinen glücklichern Stunden in einer abhängigen Stellung, gleich-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0035-7

sam nur wie ein Schmuck begleitet, unter den Schlägen plötzlichen Unglücks eine Stütze und ein Trost werden sollte; es soll sich alsdann einschmiegen in die zerrissenen Tiefen seines Wesens, liebevoll das sinkende Haupt stützen und das gebrochene Herz heilend umschlingen.

Ich pries einst einen Freund glücklich, welcher von einer blühenden, durch die stärksten Bande der Liebe verknüpften Familie umgeben war. „Ich kann dir kein besseres Loos wünschen", sagte er voll Begeisterung, „als ein Weib und Kinder zu haben. Sind deine Umstände glücklich, dann hast du in ihnen Theilnehmer deines Glückes; im entgegengesetzten Falle findest du Tröster in ihnen." Und ich habe in der That bemerkt, daß ein vermählter Mann, wenn er in Misgeschick geräth, seine Stellung in der Welt leichter wiederzugewinnen weiß, als ein einzelner; zum Theil wol darum, weil er durch die Bedürfnisse der hülflosen und geliebten Wesen, die ihren Unterhalt von ihm erwarten müssen, weit mehr zur Anstrengung angespornt wird; hauptsächlich aber, weil die liebevolle Anhänglichkeit, die er daheim findet, sein Gemüth beruhigt und tröstet, und weil seine Selbstachtung wach erhalten wird, indem er sieht, daß daheim doch immer noch eine kleine Welt der Liebe für ihn besteht, deren König er ist, wie sehr draußen auch Alles nur Dunkelheit und Demüthigung für ihn sein mag. Ein einzelner Mann dagegen kann leicht in Verderben und Selbstgeringschätzung gerathen, sich für verlassen und aufgegeben halten, und sein Herz gleich einem verlassenen Hause, aus Mangel eines Bewohners, in Trümmer sinken lassen.

Diese Bemerkungen erinnern mich an eine kleine Familiengeschichte, deren Zeuge ich einst war. Mein vertrauter Freund, Leslie, hatte sich mit einem schönen und gebildeten Mädchen vermählt, welches inmitten all' der Eleganz und der Vortheile des Lebens der höhern Stände erzogen war. Sie besaß allerdings kein Vermögen, mein Freund war jedoch reich bemittelt und er fand schon im voraus seine Freude in dem Gedanken, ihr in jeder schönen Neigung zu willfahren und alle jene feinen Geschmacksrichtungen und Liebhabereien zu begünstigen, welche die Frauenwelt mit einer Art von Zauber umgeben. „Ihr Leben", sagte er, „soll wie ein Feenmärchen sein."

Gerade die Verschiedenheit ihres Charakters bewirkte eine harmonische Verbindung: er war romantischen und etwas ernsten Wesens; sie war ganz Leben und Frohsinn. Oft bemerkte ich das stumme Entzücken, mit welchem er in Gesellschaft, zu deren Liebling sie durch die Munterkeit ihres Geistes wurde, auf sie blickte, und wie sich hingegen mitten im Beifallssturme ihr Auge stets auf ihn wendete, als suchte sie nur dort Gunst und Beifall. An seinem Arme hangend, bildeten ihre schlanken Formen einen schönen Contrast mit seiner hohen männlichen Gestalt. Die liebevolle, vertrauende Miene, mit

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0036-3

welcher sie zu ihm emporschaute, schien in ihm ein Aufwallen triumphirenden Stolzes und inniger Zärtlichkeit hervorzurufen, wie wenn er seine liebliche Bürde um ihrer Hülflosigkeit willen nur um so werther hielte. Nie betrat ein Paar den blumigen Pfad frühzeitiger und wohlgeknüpfter Ehe mit einer schönern Aussicht auf Glückseligkeit.

Zum Unglück hatte jedoch mein Freund sein Eigenthum in großen Speculationen angelegt, und nur wenig Monate war er vermählt, als es ihm durch eine Reihe plötzlicher Unfälle entrissen wurde und er sich fast in Dürftigkeit versetzt sah. Eine Zeitlang hielt er seine Lage geheim und ging mit verstörter Miene und brechendem Herzen umher. Sein Leben war nur ein langer Todeskampf, und noch unerträglicher machte es die Nothwendigkeit, in Gegenwart seiner Frau stets ein Lächeln zu bewahren; denn er vermochte es nicht über sich, sie durch die Unglückskunde niederzubeugen. Sie sah indeß mit den scharfen Augen der Liebe, daß nicht Alles wohl mit ihm stände. Sie bemerkte seine unruhigen Blicke und unterdrückten Seufzer und ließ sich durch seine matten und ohnmächtigen Versuche, heiter zu scheinen, nicht täuschen. Sie bot all ihre muntere Laune, alle freundlichen Liebkosungen auf, um ihn wieder froh zu stimmen; aber sie drückte den Pfeil nur tiefer in sein Inneres. Je mehr Anlaß er sah, sie zu lieben, um so quälender ward der Gedanke, daß er sie bald elend machen sollte. „Eine kurze Zeit", dachte er, „und das Lächeln wird von dieser Wange schwinden, der Sang auf diesen Lippen ersterben, der Glanz dieser Augen durch Kummer erlöschen; und das glückliche Herz, welches jetzt leicht in diesem Busen schlägt, wird wie meines durch die Sorgen und das Elend der Welt belastet sein."

Endlich kam er eines Tages zu mir und schilderte seine ganze Lage im Tone der tiefsten Verzweiflung. Als ich ihn vollständig angehört hatte, fragte ich: „Weiß deine Frau dies Alles?" — Bei dieser Frage brach er in Thränen aus. „Um des Himmels willen!" rief er, „hast du nur einiges Mitleid mit mir, so erwähne meiner Frau nicht; der Gedanke an sie ist es, was mich fast zum Wahnsinn treibt!"

„Und warum nicht?" sagte ich. „Früher oder später muß sie es erfahren; du kannst es ihr nicht lange verbergen und leicht kann sie durch die Kunde in einer erschreckendern Weise überrascht werden, als wenn du selbst die Mittheilung machst; denn die Stimme Derjenigen, die wir lieben, mildert die herbsten Nachrichten. Zudem beraubst du dich selber des Trostes ihrer Theilnahme, und noch mehr, du gefährdest auch das einzige Band, welches Herzen verknüpfen kann: eine rückhaltlose Gemeinschaft der Gedanken und Gefühle. Bald wird sie wahrnehmen, daß insgeheim etwas an deinem Herzen nagt; und treue Liebe erträgt keine Verschlossenheit, sie fühlt sich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0037-9

geringgeschätzt und gekränkt, wenn ihr die Kümmernisse Derjenigen, welche sie liebt, verschwiegen werden."

„Aber ach, Freund! der Gedanke, daß ich mit einem Schlage all' ihre Aussichten in die Zukunft vernichten soll — daß ich ihr Gemüth bis ins Innerste niederbeugen soll, indem ich ihr gestehe, ihr Gatte sei ein Bettler! daß sie allen Annehmlichkeiten des Lebens, allen Freuden der Gesellschaft entsagen muß, um mit mir in Dürftigkeit und Dunkelheit zu sinken! Ihr sagen zu müssen, daß ich sie aus der Sphäre herabgezogen habe, in welcher sie sich in ungetrübtem Glanze hätte ferner bewegen können — das Licht aller Augen — die Bewunderung aller Herzen! — Wie vermag sie Armuth zu ertragen, sie, die unter allen Bequemlichkeiten des Reichthums erzogen worden ist? Wie kann sie Vernachlässigung ertragen? Sie ist das Idol der Gesellschaft gewesen. O! es wird ihr Herz brechen — es wird ihr Herz brechen!"

Ich sah, daß sein Kummer beredtsam war, und ich ließ ihn sich ergießen, denn der Schmerz schafft sich selbst Erleichterung durch Worte. Als sein Paroxysmus vorüber und er wieder in düsteres Schweigen zurückgesunken war, nahm ich den Gegenstand vorsichtig wieder auf und drang in ihn, seine Lage sofort seiner Frau zu eröffnen. Traurig, aber entschieden schüttelte er den Kopf.

„Wie willst du es jedoch vor ihr verbergen? Es ist nothwendig, daß sie Kenntniß erhält, damit du die deinen veränderten Umständen entsprechenden Schritte thun kannst. Du mußt deine Lebensweise verändern. — O nein!" — ich bemerkte ein Zucken des Schmerzes in seinem Gesicht — „dies darf dich nicht niederschlagen. Ich bin überzeugt, daß du dein Glück nie in äußern Glanz gesetzt hast. — Du besitzest noch Freunde, warme Freunde, die nicht schlechter von dir denken werden, weil du eine minder stattliche Wohnung inne hast; und es erfodert doch sicherlich auch keinen Palast, um mit Marie glücklich zu sein —"

„Ich könnte mit ihr in einer Hütte glücklich sein!" rief er schluchzend; — „ich könnte mich mit ihr in Armuth und in Staub vergraben! — Ich könnte — ich könnte — — Gott segne sie! — Gott segne sie!" rief er in einem Ausbruche des Schmerzes und der Zärtlichkeit.

„Und glaube mir, mein Freund", sagte ich, indem ich zu ihm trat und ihm mit Wärme die Hand drückte, „glaube mir, sie kann das Nämliche mit dir. Ja, noch mehr: es wird ein Grund des Stolzes und Triumphes für sie sein; es wird all' die schlummernde Seelenstärke und die warmen Sympathien ihres Wesens wach rufen, denn sie wird sich freuen, dir beweisen zu können, daß sie dich deiner selbst willen liebt. Im Herzen jedes guten Weibes liegt ein himmlischer Funke, der beim vollen Tagesglanze des Glückes schlummernd

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0038-4

ruht, sich aber in der düstern Stunde des Misgeschicks entzündet und strahlt und leuchtet. Kein Mann weiß, was das Weib seines Herzens ist, kein Mann weiß, welch ein hülfreicher Engel sie ist — bis er mit ihr durch die Feuerproben dieser Welt gegangen."

In der Feierlichkeit meines Benehmens und in dem bildlichen Stile meiner Rede lag etwas, wodurch die aufgeregte Einbildungskraft Leslie's ergriffen wurde. Ich kannte den Zuhörer, mit dem ich es zu thun hatte, und indem ich den gemachten Eindruck weiter benutzte, gelang mir's, ihn zu überreden, nach Hause zu gehen und sein schweres Herz vor seinem Weibe zu öffnen.

Ich muß bekennen, daß ich trotz Allem, was ich gesagt hatte, hinsichtlich des Erfolgs einige Besorgniß empfand. Wer vermag die moralische Stärke eines Weibes zu berechnen, deren ganzes Leben eine Kette von Freuden gewesen ist? Ihr heiterer Sinn konnte zurückschrecken vor dem abwärtsführenden düstern Pfade niedriger Armuth, der plötzlich vor ihr aufgethan wurde, und sie konnte sich an die sonnigen Regionen festklammern, welche sie bisher durchschwärmt hatte. Zudem ist im Leben der vornehmen Welt das Armwerden von so vielen kränkenden Demüthigungen begleitet, die ihm in andern Lebensstellungen fremd bleiben! — Kurz, ich vermochte am nächsten Morgen Leslie nicht ohne Zittern zu begegnen. Er hatte die Eröffnung gemacht.

„Und wie nahm sie deine Mittheilung auf?"

„Wie ein Engel! Es schien sogar eine Erleichterung für ihr Herz zu sein, denn sie schlang ihre Arme um meinen Hals und fragte, ob dies Alles wäre, was mich in letzter Zeit unglücklich gemacht hätte. — Aber, armes Kind", fügte er hinzu, „sie vermag sich den Wechsel nicht vorzustellen, welchem wir uns unterwerfen müssen. Armuth ist für sie nur ein abstracter Begriff; sie hat nur in Gedichten davon gelesen, wo Armuth mit Liebe verbunden ist. Sie fühlt noch keine Entbehrung; sie erleidet noch keinen Verlust gewohnter Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten. Wenn wir erst praktisch der Armuth schmuzige Sorgen, ihre erbärmlichen Beschränkungen, ihre kleinlichen Demüthigungen erfahren müssen — dann wird die wirkliche Prüfung ihren Anfang nehmen."

„Aber", sagte ich, „nachdem du den schwersten Schritt gethan und dich ihr mitgetheilt hast, so wird es um so besser sein, je eher du die Welt in das Geheimniß einweihest. Die Eröffnung mag peinlich sein; aber das ist ein einzelnes Misbehagen und bald vorüber, während du es sonst durch unablässige Vorempfindung jede Tagesstunde erleiden mußt. Es ist nicht sowol die Armuth, als vielmehr der äußere Schein, was einen ruinirten Mann beängstigt — es ist der Kampf zwischen einem stolzen Sinn und einem leeren

Beutel — die künstliche Aufrechterhaltung eines hohlen Gepränges, das doch bald ein Ende nehmen muß. Habe den Muth, arm zu erscheinen, und du entziehst der Armuth ihren schärfsten Stachel." In dieser Beziehung fand ich Leslie vollkommen vorbereitet. Er selbst war frei von falschem Stolze, und was seine Frau betraf, so war diese nur eifrig bemüht, sich ihren veränderten Glücksumständen gemäß einzurichten.

Einige Tage nachher kam er am Abend zu mir. Er hatte sein Wohnhaus verkauft und dagegen ein Häuschen auf dem Lande, in einiger Entfernung von der Stadt, gewählt. Den ganzen Tag war er beschäftigt gewesen, Hausgeräth hinauszuschicken. Die neue Einrichtung erforderte wenig Gegenstände und zwar nur solche von der einfachsten Art. Der gesammte glänzende Hausrath seiner frühern Wohnung war verkauft worden, ausgenommen die Harfe seiner Frau. Diese, sagte er, verbände sich zu eng mit dem Gedanken an sie selbst; sie gehörte zu der kleinen Geschichte ihrer Liebe; denn einige der süßesten Augenblicke ihres Brautstandes wären die gewesen, wo er über diesem Instrumente gelehnt und den schmelzenden Tönen ihrer Stimme gelauscht hätte. Ich konnte zu dieser Kundgebung romantischer Galanterie eines schwärmerischen Gatten nur lächeln.

Er war jetzt im Begriff nach dem Landhause zu gehen, dessen Einrichtung seine Frau den ganzen Tag über beaufsichtigt hatte. Mein Gefühl hatte an dem Verlauf dieser Familiengeschichte innigen Antheil genommen, und da es ein schöner Abend war, erbot ich mich, ihn zu begleiten.

Er war erschöpft durch die Mühseligkeiten des Tages und verfiel, während wir hinauswandelten, in ein düsteres Sinnen.

„Arme Marie!" ertönte es endlich mit einem schweren Seufzer von seinen Lippen.

„Was ist mit ihr?" fragte ich; „ist ihr ein Unfall begegnet?"

„Wie", rief er mit dem Ausdrucke der Ungeduld, „ist es nichts, zu dieser erbärmlichen Lage herabgebracht zu sein — sich in eine elende Hütte eingesperrt zu sehen — fast zu den Arbeiten einer Magd in so ärmlicher Wohnung verurtheilt zu sein?"

„So hat sie sich misvergnügt über die Veränderung gezeigt?"

„Misvergnügt! Sie ist nur freundlich und gutgelaunt gewesen. In der That, sie scheint in besserer Stimmung denn je zuvor zu sein; sie ist ganz Liebe, Zärtlichkeit und Trost für mich gewesen!"

„Bewundernswerthes Kind!" rief ich. „Du nennst dich arm, mein Freund, und warst doch noch nie so reich — du kanntest noch nie zuvor die unermeßlichen Schätze von Vortrefflichkeit, die du in dieser Frau besitzest."

„O, mein Freund! wenn nur dies erste Begegnen im Landhause vorüber

wäre, so könnte ich mich, glaube ich, ruhig fühlen. Aber dies ist für sie der erste Tag wirklicher Erfahrung; sie ist in eine bescheidene Wohnung eingeführt worden — sie ist den ganzen Tag mit der Aufstellung ihrer ärmlichen Möbeln beschäftigt gewesen — sie hat zum ersten male die Anstrengung häuslicher Beschäftigungen kennen gelernt — sie hat sich zum ersten male in einer Wohnung erblickt, welche aller Eleganz, ja fast jeder Bequemlichkeit ermangelt; — jetzt hat sie sich vielleicht niedergesetzt, erschöpft, entmuthigt und über der Aussicht künftiger Armuth sinnend."

Dieses Gemälde hatte so viel Wahrscheinliches, daß ich nicht zu widersprechen vermochte, und so gingen wir schweigend weiter.

Nachdem wir, von der Hauptstraße ablenkend, in einem engen grünen Gäßchen hinaufgegangen, das so dicht mit Waldbäumen beschattet war, daß es dadurch das Ansehen völliger Abgeschiedenheit erhielt, fiel uns das Landhäuschen ins Auge. Auch für den idyllischsten Poeten war es bescheiden genug in seiner Erscheinung; gleichwol hatte es ein angenehmes ländliches Ansehen. Ein wilder Weinstock hatte das eine Ende mit einer Fülle von Laubwerk überzogen; einige Bäume breiteten ihre Aeste anmuthig darüber und in der Nähe der Thür, sowie auf dem Rasenplatze davor bemerkte ich verschiedene geschmackvoll vertheilte Blumentöpfe. Eine kleine Thür führte uns zu einem Fußpfade, welcher sich durch einiges Buschwerk bis zum Hause hinwand. Im Augenblicke, als wir uns näherten, hörten wir Musik — Leslie ergriff meinen Arm; wir blieben stehen und lauschten. Es war Marie's Stimme, die mit der rührendsten, ungekünstelten Einfachheit ein kleines Lied sang, welches ihr Gatte besonders liebte.

Ich fühlte Leslie's Hand auf meinem Arme zittern. Er schritt weiter vor, um genauer zu hören. Sein Tritt machte ein Geräusch auf dem Kieswege. Ein heiteres schönes Gesicht blickte durchs Fenster und verschwand; leichte Schritte ließen sich hören — und Marie trippelte uns entgegen. Sie trug ein ländlich einfaches, weißes Kleid; einige wilde Blumen waren in ihr schönes Haar geflochten; eine frische Röthe malte ihre Wangen, und ihr ganzes Gesicht war von Lächeln überstrahlt. Niemals hatte ich sie so lieblich gesehen.

„Mein lieber Georg", rief sie, „wie froh bin ich, daß du gekommen bist! Ich habe dich erwartet und erwartet, bin das Gäßchen hinabgelaufen und habe mich nach dir umgesehen. Ich habe einen Tisch unter einen schönen Baum hinter dem Hause gestellt; und habe köstliche Erdbeeren gepflückt, denn ich weiß, daß du sie liebst; und wir haben so ausgezeichneten Rahm — und Alles ist so traulich und still hier — O!" sagte sie, ihren Arm in den seinigen legend und heiter in sein Gesicht schauend, „o, wir werden so glücklich sein!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0041-0

Der arme Leslie war vom Gefühl überwältigt. Er drückte sie an seinen Busen, er schlang die Arme um sie, er küßte sie wieder und wieder — er konnte nicht sprechen, aber die Thränen traten ihm in die Augen; — und oftmals hat er mir versichert, daß er, obwol er seitdem in günstige Umstände gekommen und sein Leben sich wirklich glücklich gestaltet hat, doch niemals einen Moment reinerer Glückseligkeit erlebt habe.

Rip Van Winkle.

Aus dem handschriftlichen Nachlasse Diedrich Knickerbocker's.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0043-1

Die nachfolgende Erzählung fand sich unter den Papieren des verstorbenen Diedrich Knickerbocker, eines alten Herrn in Neuyork, welcher sich für die holländische Geschichte der Provinz und die Sitten der Nachkommen ihrer ersten Ansiedler lebhaft interessirt hat. Seine historischen Forschungen wurden indeß weniger in Büchern als unter den Menschen angestellt; denn die erstern gewähren für Themen der Art, wie sie ihm am Herzen lagen, eine beklagenswerth geringe Ausbeute, wohingegen er die alten Bürger und noch mehr deren Frauen reich an jener Sagenkunde fand, welche für die echte Geschichte so unschätzbar ist. So oft er daher einer echt holländischen Familie in ihrem behaglichen Farmhaus mit niedrigem Dach, überschattet von weitgestreckten Sykamorenzweigen, begegnete, betrachtete er sie wie ein mit Klammern versehenes Bändchen aus den ersten Jahrhunderten der Druckerkunst und studirte es mit dem Eifer eines Bücherwurms.

Das Ergebniß all dieser Forschungen war eine Geschichte der Provinz während der Regierung der holländischen Statthalter, die er vor einer Reihe von Jahren veröffentlichte. Es sind verschiedene Meinungen über den literarischen Werth seines Werkes lautgeworden und dasselbe ist, offen gestanden, um kein Haar besser als es sein sollte. Sein Hauptverdienst ist seine gewissenhafte Genauigkeit, die allerdings beim ersten Erscheinen etwas in Zweifel gezogen ward, seitdem aber vollständig anerkannt worden ist; gegenwärtig ist das Werk in alle historischen Sammlungen als ein Buch von unbestreitbarer Autorität aufgenommen.

Der alte Herr starb kurz nach der Herausgabe seines Werkes, und nun, da er todt und hingegangen ist, kann es seinem Gedächtniß wenig Nachtheil bringen, wenn man sagt, daß seine Zeit in wichtigern Arbeiten weit besser angewendet

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0045-3

werden konnte. Aber er wollte nun einmal sein eigenes Steckenpferd reiten, und wenn dasselbe bisweilen auch den Staub ein wenig in die Augen seiner Nachbarn warf und die gute Laune einiger Freunde störte, für welche er die aufrichtigste Achtung und Zuneigung hegte, so gedenkt man seiner Irrthümer und Thorheiten doch „mehr in Betrübniß, denn im Zorn", und man beginnt zu ahnen, daß er nie Beleidigung oder Kränkung beabsichtigte. In welcher Weise indeß auch sein Andenken von Kritikern gewürdigt werden mag, immer bleibt es noch vielen Leuten werth, deren gute Meinung wohl zu schätzen ist; insbesondere gilt dies von gewissen Kuchenbäckern, welche so weit gegangen sind, sein Bild ihren Neujahrskuchen aufzupressen, und ihm dadurch eine Aussicht auf Unsterblichkeit eröffnet haben, die kaum geringer ist als jene, welche durch das Gepräge auf einer Waterloomedaille oder einem Farthing der Königin Anna erlangt werden kann.

Bei Wodan, Gott der Sachsen,
Nach welchem Mittwoch Wodanstag genannt ist,
Die Wahrheit ist's, woran ich halten will
Bis zu dem Tag, da ich mich niederlege
In meine Gruft — —

Cartwright.

Wer jemals den Hudson hinaufgereist ist, wird sich der Kaatskillberge erinnern. Sie sind ein losgetrennter Zweig der großen Appalachenfamilie und man erblickt sie in westlicher Richtung vom Flusse, wo sie zu einer stattlichen Höhe emporschwellen und das umgebende Land beherrschen. Jeder Wechsel der Jahreszeit, jeder Wechsel des Wetters, ja jede Stunde des Tages bringt auch einen Wechsel in den magischen Farben und Gestalten dieser Berge hervor, welche von allen guten Hausfrauen nah und fern als untrügliche Barometer betrachtet werden. Ist das Wetter schön und beständig, so sind sie in Blau und Purpur gekleidet und zeichnen ihre kühnen Umrisse an dem klaren Abendhimmel ab; bisweilen jedoch, während der Rest der Landschaft wolkenlos ist, sammeln

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0047-4

sie eine Kappe grauer Dünste um ihre Gipfel, welche dann in den letzten Strahlen der sinkenden Sonne glühen und schimmern wie von einer Glorie gekrönt.

Am Fuße dieser feenhaften Berge kann der Reisende die leichte Rauchwolke unterscheiden, die sich von einem Dorfe emporkräuselt, dessen rothe Dächer gerade an der Stelle, wo die blauen Tinten des Hochlands sich in dem frischen Grün der nähern Landschaft verlieren, durch die Bäume leuchten. Es ist ein kleines Dorf von hohem Alter, denn es wurde von einigen der holländischen Ansiedler in den ersten Zeiten der Provinz gegründet und zwar gleich im Beginn der Regierung des guten Peter Stuyvesant (Friede seiner Asche!). Vor wenigen Jahren noch standen einige Häuser der ursprünglichen Ansiedler, erbaut aus kleinen gelben Ziegeln, die man aus Holland gebracht hatte, und versehen mit Gitterfenstern und spitzen Giebeln, über denen sich Wetterhähne drehten.

In diesem Dorfe, und zwar in einem der erwähnten Häuser, welches — um streng der Wahrheit gemäß zu schildern — von der Zeit und vom Wetter außerordentlich mitgenommen worden war, lebte vor vielen Jahren, als das Land noch eine Provinz Großbritanniens war, eine schlichte gutmüthige Haut, Namens Rip Van Winkle. Er war ein Nachkomme der Van Winkles, die eine so stattliche Rolle in den ritterlichen Tagen Peter Stuyvesant's spielten und ihn zur Belagerung des Forts Christina begleiteten. Er hatte indeß nur wenig von dem kriegerischen Charakter seiner Vorfahren geerbt. Ich habe bemerkt, daß er ein schlichter, gutmüthiger Mann war; überdies war er aber auch ein freundlicher Nachbar und ein gehorsamer wohlregierter Ehemann. Vielleicht war's gerade der letztere Umstand, dem er die Gemüthssanftheit verdankte, wodurch er sich so allgemein beliebt machte; denn auswärts sind gewöhnlich diejenigen Männer am umgänglichsten und willfährigsten, welche unter der Disciplin eines Hausdrachen stehen. Ihre Gemüther werden ohne Zweifel im glühenden Ofen häuslicher Plage gefällig und nachgiebig gemacht, und alle Predigten in der Welt lehren die Tugenden der Geduld und der Ausdauer im Leiden nicht so gründlich, als eine Gardinenpredigt. Ein zänkisches Weib kann daher in mancher Hinsicht schon für einen leidlichen Segen gelten, und wenn dem so ist, dann war Rip Van Winkle dreifach gesegnet.

Gewiß ist, daß er bei allen guten Frauen des Dorfes sehr in Gunst stand, welche, nach der Gewohnheit des sanften Geschlechts, bei allen Familienzwisten seine Partei nahmen und nie verfehlten, alle Schuld auf Frau Van Winkle zu wälzen, wenn sie in ihren abendlichen Plauderstunden diese Dinge besprachen. Auch die Kinder des Dorfes jauchzten vor Freude, sowie er sich nur näherte. Er wohnte ihren Spielen bei, verfertigte ihre Spielsachen, lehrte sie Papierdrachen steigen lassen und Schnellkugeln werfen, und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0048-0

erzählte ihnen lange Geschichten von Geistern, Hexen und Indianern. So oft er durchs Dorf schlenderte, war er stets von einer Schar von Kindern umringt, die an seinen Rockschößen hingen, auf seinen Rücken kletterten und ungestraft tausend Possen mit ihm spielten; und in der ganzen Nachbarschaft war kein Hund, der ihn angebellt hätte.

Der Hauptfehler in Rip's ganzem Wesen war eine unüberwindliche Abneigung gegen alle Arten einträglicher Arbeit. Diese Abneigung konnte ihren Grund nicht in einem Mangel an Fleiß oder Ausdauer haben, denn er vermochte mit einer Angelruthe, so lang und schwer wie eine Tatarenlanze, auf einem feuchten Felsen zu sitzen und den ganzen Tag ohne Murren zu angeln, selbst wenn ihn kein einziger Anbiß ermuthigte. Stundenlang konnte er eine Vogelflinte auf der Schulter tragen und sich bergauf bergab, durch Wald und Sumpf arbeiten, um etliche Eichhörnchen oder wilde Tauben zu schießen. Auch bei der schwersten Arbeit versagte er seinen Beistand nie einem Nachbar, und in allen ländlichen Lustbarkeiten, beim Aushülsen des Mais oder beim Bauen steinerner Einfriedigungen, war er stets einer der Ersten; auch die Weiber des Dorfes benutzten ihn, um ihre Botschaften auszurichten oder allerhand kleine Geschäfte für sie zu besorgen, wozu sich ihre minder gefälligen Gatten nicht hergeben mochten. Mit einem Worte, Rip war bereit, Jedermanns Geschäft zu besorgen, nur nicht sein eigenes; häusliche Obliegenheiten zu erfüllen, seine Farm in Ordnung zu halten, das fand er unmöglich.

Er erklärte in der That, es hälfe nichts, auf seiner Farm zu arbeiten; es wäre das verwünschteste Stückchen Boden im ganzen Lande; Alles ginge schlecht darauf von statten, und würde schlecht gehen, was er auch thun möchte. Seine Einfriedigungen fielen beständig auseinander; seine Kuh verlief sich oder ging unter den Kohl; Unkraut wuchs auf seinem Felde sicherlich geschwinder denn irgend was Andres; der Regen fiel, wie absichtlich, stets in dem Augenblicke, wenn er aus dem Hause getreten war, um an die Arbeit zu gehen; und war sein Erbgut auch unter seiner Verwaltung, ein Acker nach dem andern, hinweggeschwunden, bis wenig mehr geblieben war, als ein Stückchen Mais und Kartoffeln, so war doch keine Farm in der ganzen Gegend in so schlechtem Zustande.

Auch seine Kinder waren so zerlumpt und wild, als ob sie Niemand angehörten. Sein Sohn Rip, ein zu seinem eigenen Ebenbilde erzeugter kleiner Schelm, verhieß zugleich mit den alten Kleidern des Vaters dessen Gewohnheiten zu erben. Gewöhnlich sah man ihn gleich einem Füllen seiner Mutter auf den Fersen nachtraben, bekleidet mit einem Paar abgelegter Pluderhosen seines Vaters, die er mühselig genug mit einer Hand emporhalten mußte, wie es eine Dame bei schlechtem Wetter mit ihrem Kleide zu thun pflegt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0049-9

Rip Van Winkle war indeß einer jener glücklichen Sterblichen von harmlosem, geschmeidigem Temperament, welche die Welt von der besten Seite betrachten, Schwarzbrot oder Weißbrot essen, welches von beiden gerade am bequemsten zu erlangen ist, und lieber bei einem Pfennig darben, als für ein Pfund arbeiten. Wäre er sich selbst überlassen geblieben, so würde er sein Leben seelenvergnügt hinweggeträllert haben; aber sein Weib lag ihm beständig in den Ohren mit seinem Müßiggange, seinem Leichtsinne und dem Verderben, was er auf seine Familie brächte. Morgens, Mittags und Nachts

war ihre Zunge beständig in Bewegung, und Alles, was er sprach oder that, entfesselte sicherlich stets einen Strom hausmütterlicher Beredtsamkeit. Rip hatte nur eine Art der Erwiderung auf alle derartigen Vorlesungen und sie war ihm durch langen Gebrauch zu einer Gewohnheit geworden. Er zog die Schultern in die Höhe, schüttelte den Kopf, schlug die Augen empor und sagte kein Wort. Dadurch reizte er sein Weib jedoch stets zu einem neuen Losbruch, sodaß er gern seine Streitkräfte zurückzog und sich nach der Außenseite des Hauses begab — allerdings die einzige Seite, welche einem Pantoffelhelden gehört.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0050-0

Rip's einziger Anhänger im Hause war sein Hund Wolf, der ebenso sehr unterm Pantoffel stand wie sein Herr, denn Frau Van Winkle betrachtete sie als Genossen im Müßiggange und sah besonders mit schelem Blick auf Wolf, als die Ursache des häufigen Umherschlenderns seines Herrn. Er war allerdings in Allem, was man bei einem rechtschaffenen Hunde erwarten darf, ein so tüchtiges und muthiges Thier, als nur je eins die Wälder durchschwärmte; aber welcher Muth vermag den nie endenden und Alles überwältigenden Schrecken einer Weiberzunge zu widerstehen? Sowie Wolf das Haus betrat, ließ er den Muth sinken, der Schwanz senkte sich zu Boden oder

krümmte sich zwischen die Hinterbeine, und er schlich mit der Miene eines Verbrechers umher, während er manchen Seitenblick auf Frau Van Winkle warf, um bei der geringsten Bewegung eines Besenstiels oder Löffels mit stürmischer Hast zur Thüre zu fliehen.

Schlechter und schlechter wurden die Zeiten für Rip Van Winkle, während die Jahre des Ehestandes dahinrollten; ein herbes Gemüth wird mit den Jahren nie milder, und eine scharfe Zunge ist das einzige schneidende Werkzeug, welches durch beständigen Gebrauch schärfer wird. Eine lange Zeit hindurch suchte er sich, wenn er daheim vertrieben ward, durch den Besuch einer Art permanenten Clubs der Weisen, Philosophen und anderer

müßigen Personen des Dorfes zu trösten, welcher seine Sitzungen auf einer Bank vor einem kleinen Wirthshause hielt, das als Schild ein sehr rothes Portrait Sr. Maj. Georg's III. führte. Da pflegten sie im Schatten eines langen trägeschleichenden Sommertags zu sitzen, sorglos über Dorfneuigkeiten zu schwatzen oder endlose schläferige Geschichten um ein Nichts zu erzählen.

Es wäre jedoch das Geld eines Staatsmanns werth gewesen, die tiefen Erörterungen zu hören, die bisweilen stattfanden, wenn zufällig durch einen Reisenden ein altes Zeitungsblatt in ihre Hände fiel. Wie feierlich lauschten sie auf den Inhalt, würdig vorgetragen durch Derrick Van Bummel, den Schulmeister, ein gewandtes gelehrtes Männchen, das sich auch durch das

gigantischste Wort im Lexikon nicht schrecken ließ; und wie weise rathschlagten sie über Staatsereignisse einige Monate nachdem dieselben stattgefunden hatten.

Vollständig controlirt wurden die Meinungen dieser Junta durch Nicholas Vedder, einen Patriarchen des Dorfes und Wirth des Hauses, an dessen Thür er seinen Sitz von Morgen bis Nacht einnahm, indem er sich eben nur weit genug bewegte, um die Sonne zu meiden und sich im Schatten eines großen Baumes zu halten, sodaß die Nachbarn nach seinen Bewegungen die Stunde ebenso genau als nach einem Sonnenzeiger angeben konnten. Allerdings hörte man ihn selten sprechen, unablässig jedoch rauchte er seine Pfeife. Seine Anhänger (denn jeder große Mann hat seine Anhänger) verstanden ihn gleichwol vollkommen und wußten seine Meinungen herauszufinden. Wenn ihm irgend etwas Gelesenes oder Erzähltes misfiel, so sah man ihn seine Pfeife heftig rauchen und kurze, zahlreiche und zornige Wolken entsenden; war er aber vergnügt, so zog er den Rauch langsam und ruhig ein und ließ ihn in leichten anmuthigen Wölkchen entschweben; bisweilen nahm er die Pfeife aus dem Munde, ließ sich den duftigen Rauch um die Nase kräuseln und nickte zum Zeichen vollkommener Beistimmung mit dem Kopfe.

Auch aus dieser starken Veste wurde der unglückliche Rip endlich durch sein zänkisches Weib vertrieben, welche gelegentlich wie ein Wetter auf die ruhige Versammlung einstürmte und alle Mitglieder mit Schmähung überhäufte; auch der ehrwürdige Mann, Nicholas Vedder selbst, wurde von der kühnen Zunge dieses fürchterlichen Mannweibes nicht geschont, welches ihn geradezu beschuldigte, ihren Mann im Müßiggange zu bestärken.

Der arme Rip war am Ende fast zur Verzweiflung gebracht, und die einzige Auskunft, um den Arbeiten der Farm und dem Toben seines Weibes zu entgehen, war, die Flinte in die Hand zu nehmen und hinaus in die Wälder zu streifen. Hier setzte er sich bisweilen an den Fuß eines Baumes und theilte den Inhalt seiner Tasche mit Wolf, mit welchem er, als einem Leidensgenossen in der Verfolgung, sympathisirte. „Armer Wolf", sagte er dann wol, „deine Gebieterin läßt dich ein Hundeleben führen; aber laß gut sein, mein Alter; so lange ich lebe, soll dir's nie am Beistand eines Freundes fehlen!" Wolf wedelte alsdann mit dem Schwanze, blickte mit ausdrucksvoller Miene seinem Herrn ins Gesicht, und wenn Hunde Mitleid empfinden können, so glaube ich wirklich, daß er dieses Gefühl von ganzem Herzen erwiderte.

Auf einer langen Streiferei solcher Art, an einem schönen Herbsttage, war Rip absichtslos zu einem der höchsten Theile der Kaatskillberge hinaufgeklettert. Er war mit seiner Lieblingsjagd, dem Eichhörnchenschießen, beschäftigt und die stillen Einöden hatten den Knall seiner Flinte vielfach wiederhallen lassen. Keuchend und ermüdet warf er sich spät am Nachmittag auf einem

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0053-7

grünen mit Bergkräutern bedeckten Hügel nieder, welcher die Kante eines steilen Abhangs krönte. Durch eine Oeffnung zwischen den Bäumen konnte er das reiche Waldland der Gegend unten meilenweit übersehen. In der Ferne erblickte er den stattlichen Hudson, welcher weit, weit unter ihm in seinem schweigenden, aber majestätischen Laufe hinglitt, etwa eine purpurne Wolke wiederspiegelte oder das Segel eines stilliegenden Bootes zeigte, das hier und da auf seiner gläsernen Fläche ruhte, und sich zuletzt in dem blauen Hochlande verlor.

Auf der andern Seite sah er hinab eine tiefe Bergschlucht, wild, einsam, zerrissen, am Boden mit Bruchstücken der überhängenden Klippen angefüllt und nur dürftig durch den Widerschein der sinkenden Sonne beleuchtet. Sinnend lag Rip eine zeitlang auf dieser Stelle; der Abend rückte allmälig vor; die Berge begannen ihren langen blauen Schatten über die Thäler zu werfen; er sah, daß es längst finster sein würde, bevor er das Dorf erreichen könnte, und er hauchte einen schweren Seufzer aus, wenn er daran dachte, wie er den Zornausbrüchen der Frau Van Winkle begegnen sollte.

Als er im Begriff war hinabzusteigen, hörte er in der Ferne den Ruf einer Stimme: „Rip Van Winkle! Rip Van Winkle!“ Er blickte umher, konnte jedoch nichts sehen, außer einer Krähe, die einsam über den Berg hinflog. Er meinte, seine Einbildungskraft müßte ihn getäuscht haben, und schickte sich bereits wieder zum Hinabsteigen an, als er den nämlichen Ruf durch die stille Abendluft schallen hörte: „Rip Van Winkle! Rip Van Winkle!“ Zu gleicher Zeit sträubte Wolf sein Rückenhaar, ließ ein leichtes Knurren hören, schlich an seines Herrn Seite und blickte scheu in die Schlucht hinab. Rip fühlte sich jetzt von einer unerklärlichen Bangigkeit beschlichen; besorgt blickte er in der nämlichen Richtung hinunter und gewahrte eine seltsame Gestalt, die sich langsam die Felsen heraufarbeitete und sich unter der Last eines Gegenstandes beugte, den sie auf dem Rücken trug. Er war überrascht, an diesem einsamen und unbesuchten Orte ein menschliches Wesen zu sehen; doch in der Voraussetzung, es sei Jemand aus der Gegend, der seiner Hülfe bedürfte, eilte er hinab, um dieselbe zu gewähren.

Als er näher kam, ward er noch mehr überrascht durch das sonderbare Aeußere des Fremden. Er war ein kurzer breitgebauter alter Bursche mit dickem, buschigem Haar und ins Graue spielendem Barte. Seine Bekleidung war nach der alterthümlichen holländischen Mode: ein um die Taille festgeschnalltes Tuchwamms; verschiedene Paar Hosen, das äußere von großer Weite, verziert mit Knopfreihen längs der Seiten hinab und mit Büscheln an den Knien. Auf seiner Schulter trug er ein tüchtiges Fäßchen, welches Getränke zu enthalten schien, und er gab Rip Zeichen, sich zu nähern und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0054-3

ihm die Last tragen zu helfen. Obwol ziemlich scheu und mistrauisch gegen diese neue Bekanntschaft, zeigte sich Rip doch mit seiner gewöhnlichen Munterkeit bereitwillig. Gegenseitig einander unterstützend, kletterten sie eine enge Kluft empor, welche das trockene Bett eines Bergstroms zu sein schien. Während sie so stiegen, hörte Rip dann und wann lange rollende Töne, gleich fernem Donner, die aus einer tiefen Schlucht oder vielmehr Spalte zwischen hohen Felsen, gegen welche ihr rauher Pfad hinführte, hervorzudringen schienen. Er blieb einen Augenblick stehen; aber in der Meinung, es sei das Grollen eines jener oft auf Berghöhen stattfindenden vorübergehenden Gewitter-

schauer, schritt er weiter. Durch die Schlucht vorwärtsschreitend gelangten sie in eine Höhlung, die, einem kleinen Amphitheater gleichend, von senkrechten Abhängen umgeben war, über deren Ränder überhängende Bäume ihre Aeste streckten, sodaß man von dem blauen Himmel und der schimmernden Abendwolke nur einzelne Blicke gewinnen konnte. Die ganze Zeit über hatte Rip und sein Gefährte sich schweigend vorwärts gearbeitet, denn der Erstere verwunderte sich höchlich und sann, wozu man ein Branntweinfäßchen auf diesen wilden Berg tragen könnte; doch war etwas Seltsames und Unbegreifliches im Wesen des Unbekannten, was Furcht einflößte und keine Vertraulichkeit gestattete.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0055-8

Als man das Amphitheater betrat, zeigten sich neue Gegenstände des Staunens. Auf einer ebenen Stelle in der Mitte war eine Gesellschaft seltsam aussehender Personen beim Kegelspiel. Sie waren nach einer auffälligen fremden Mode gekleidet; Einige trugen kurze Wämmser, Andere Jacken, mit langen Messern in ihren Gürteln, und die Meisten hatten ungeheure Hosen, ähnlich denen des Führers. Auch ihre Gesichter waren eigenthümlich: Einer hatte einen großen Kopf, breites Gesicht und kleine Schweinsaugen; das Gesicht eines Zweiten schien ganz aus Nase zu bestehen und war von einem weißen

zuckerhutförmigen Hute überragt, den eine kleine rothe Hahnfeder schmückte. Alle hatten Bärte von verschiedenen Formen und Farben. Einer der Männer schien der Häuptling zu sein. Er war ein großer alter Herr mit wettergebräuntem Gesicht; er trug ein betreßtes Wamms, breiten Gürtel und Hirschfänger, Hut mit hoher Krempe und Feder, rothe Strümpfe und Schuhe mit hohen Absätzen und Rosetten. Die ganze Gruppe erinnerte Rip an die Figuren in einem alten niederländischen Gemälde, das sich im Wohnzimmer Herrn Van Schaick's, des Dorfpfarrers, befand und zur Zeit der Ansiedelung von Holland herübergebracht worden war.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0056-4

Besonders wunderlich kam es Rip vor, daß diese Leute, obwol sie augenscheinlich einem Vergnügen oblagen, doch die ernsthaftesten Gesichter machten, das geheimnißvollste Schweigen beobachteten und überhaupt die melancholischste Lustpartie bildeten, die er jemals gesehen hatte. Nichts unterbrach die Stille der Scene, außer das Geräusch der Kugeln, welche, so oft sie rollten, längs den Bergen wie polternde Donnerschläge wiederhallten.

Als Rip und sein Gefährte sich ihnen näherten, ließen sie plötzlich von ihrem Spiele ab und starrten ihn mit so stierem, bildsäulenartigem Blicke und so seltsamen, abenteuerlichen, glanzlosen Gesichtern an, daß sich ihm das Herz im Leibe wandte und seine Knie schlotterten. Sein Gefährte leerte nun den Inhalt des Fäßchens in große Flaschen und bedeutete ihm durch Zeichen, der Gesellschaft aufzuwarten. Er gehorchte mit Furcht und Zittern; sie schlürften das Getränk in tiefem Schweigen und kehrten dann zu ihrem Spiele zurück.

Nach und nach legte sich Rip's Scheu und Furcht. Er wagte sogar, wenn kein Auge auf ihn gerichtet war, das Getränk zu kosten, dessen Geschmack ihn an den trefflichsten Wachholderbranntwein gemahnte. Er war von Natur eine durstige Seele und fühlte sich bald zu einem neuen Zuge versucht. Ein Schluck reizte jedesmal zu einem neuen, und er wiederholte seine Besuche zur Flasche so oft, daß seine Sinne endlich überwältigt wurden; seine Augen umnebelten sich, sein Haupt neigte sich allmälig und er fiel in einen tiefen Schlaf.

Beim Erwachen fand er sich auf dem grünen Hügel, von wo aus er den alten Mann in der Thalschlucht zuerst erblickt hatte. Er rieb sich die Augen — es war ein schöner sonniger Morgen. Die Vögel hüpften und zwitscherten in den Büschen und der Adler kreiste hoch oben und badete die Brust in dem reinen Gebirgswinde. „Sicherlich", dachte Rip, „habe ich nicht die ganze Nacht hier geschlafen." Er besann sich auf Alles, was vor seinem Einschlafen geschehen war. Er gedachte des fremden Mannes mit dem Branntweinfäßchen, der Bergschlucht, des wilden Ruheplatzes zwischen den Felsen, der traurigen Kegelgesellschaft, der Flasche — „O! diese Flasche! diese verwünschte Flasche!" dachte Rip, „was werde ich bei der Frau Van Winkle zu meiner Entschuldigung vorbringen!"

Er sah sich nach seiner Flinte um, aber anstatt der saubern wohlgehaltenen Vogelflinte fand er ein altes Schießgewehr neben sich, mit verrostetem Laufe, wackeligem Schlosse und wurmstichigem Schafte. Er argwohnte nun, die finstern Kumpane des Berges möchten ihm einen Possen gespielt und ihn mit Branntwein eingeschläfert haben, um ihn seiner Flinte zu berauben. Auch Wolf war verschwunden, aber der konnte einem Eichhörnchen oder einem

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0057-0

Rebhuhn nachgesprungen sein. Er pfiff nach ihm und rief seinen Namen, doch Alles war vergebens; das Echo wiederholte sein Pfeifen und Rufen, aber kein Hund ließ sich sehen.

Er entschloß sich, den Schauplatz des Spieles vom letzten Abend wieder zu besuchen und, wenn er Einen von der Gesellschaft träfe, Hund und Flinte zu verlangen. Als er sich erhob, um zu gehen, fand er sich steif in den

Gelenken und die gewohnte Behendigkeit mangelte ihm. „Diese Gebirgsbetten sind mir nicht zuträglich", dachte Rip, „und wenn mich dieser Spaß durch einen Anfall von Rheumatismus ins Haus bannen sollte, so würde ich eine gesegnete Zeit bei Frau Van Winkle erleben." Mit einiger Schwierigkeit gelangte er in die Schlucht hinab; er fand das Bett des Bergstroms, in welchem er mit seinem Gefährten am vorigen Abend hinaufgestiegen war; zu seinem Staunen schäumte aber jetzt wirklich ein Sturzbach darin herab,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0058-5

der von Fels zu Fels sprang und das Thal mit seinem lauten Geplätscher erfüllte. Er säumte jedoch nicht, an der Seite hinaufzuklettern, indem er sich mühselig Bahn machte durch Dickichte von Birken-, Sassefraß- und Haselbüschen und bisweilen durch die wilden Weinreben aufgehalten oder verwickelt ward, die ihre Sprossen und Zweige von Baum zu Baum schlangen und seinen Pfad mit einer Art von Netzwerk bedeckten.

Endlich erreichte er die Stelle, wo sich dies Strombett durch die Klippen nach dem Amphitheater geöffnet hatte; aber es war keine Spur einer solchen Oeffnung mehr vorhanden. Die Felsen zeigten nur eine hohe undurchdringliche Wand, über welche der Strom wie ein aus leichtem Schaume gewebter Ueberzug herniederfiel, um von einem breiten tiefen Becken aufgefangen zu werden, welches vom Schatten des umgebenden Waldes schwarz erschien. Hier sah sich denn der arme Rip genöthigt, Halt zu machen. Er rief und pfiff aufs neue nach seinem Hunde; nur das Krächzen einer Schar müßiger Krähen antwortete ihm, die hoch oben um einen Baum schwärmten, welcher sich über einen sonnigen Abhang beugte; aus ihrer sichern Höhe schienen sie mit Spott auf die Bedrängniß des armen Mannes herabzublicken. Was war zu thun? Der Morgen entschwand und Rip, der ohne Frühstück war, fühlte sich ausgehungert. Es schmerzte ihn, Hund und Flinte aufgeben zu müssen; er fürchtete die Begegnung seines Weibes; aber er konnte denn doch nicht auf dem Gebirge verhungern. Er schüttelte den Kopf, legte das rostige Gewehr über die Schulter und lenkte, mit einem Herzen voll Unruhe und Besorgniß, seine Schritte heimwärts.

Als er sich dem Dorfe näherte, begegnete er einer Anzahl Leute, von denen er keinen kannte; dies überraschte ihn einigermaßen, denn er hatte gemeint, mit Jedermann rings in der Gegend bekannt zu sein. Auch ihre Tracht unterschied sich von derjenigen, an welche er gewöhnt war. Sie starrten ihn gleichfalls Alle mit Zeichen des Staunens an und jedesmal, wenn sie den Blick auf ihn richteten, griffen sie an ihr Kinn. Die beständige Wiederkehr dieser Geberde veranlaßte Rip, unwillkürlich das Nämliche zu thun, und zu seinem Staunen fand er, daß sein Bart einen Fuß lang gewachsen war!

Er hatte nun das Innere des Dorfes betreten. Eine Schar fremder Kinder rannte hinter ihm drein, zischte ihn aus und wies auf seinen grauen Bart. Auch die Hunde, in deren keinem er einen alten Bekannten wiederzufinden vermochte, bellten ihn an, während er vorüberging. Das Dorf selbst war verändert, es war größer und volkreicher. Da standen Häuserreihen, die er nie zuvor gesehen hatte, und die ihm wohlbekannten Behausungen waren verschwunden. Fremde Namen waren über den Thüren, fremde Gesichter an den Fenstern — Alles war fremd. Er fing nun an, Unheil zu ahnen; er

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0059-4

begann zu fürchten, daß beide, er und die Welt ringsum, behext wären. Sicherlich war das doch sein Heimatsdorf, welches er erst am Tage zuvor verlassen hatte. Dort standen die Kaatskillberge; dort in der Ferne floß der silberne Hudson; jeder Hügel und jedes Thal zeigte sich genau so, wie es stets gewesen — Rip war ganz und gar verdutzt — „Die Flasche gestern Abend", dachte er, „hat meinen armen Kopf recht arg verwirrt!"

Mit einiger Schwierigkeit fand er den Weg zu seinem eigenen Hause, welchem er sich mit stummer Bangigkeit näherte, denn jeden Augenblick erwartete er, die schrille Stimme der Frau Van Winkle zu vernehmen. Er fand das Haus verfallen — das Dach eingesunken, die Fenster zerbrochen und die Thüren aus den Angeln. Ein halbverhungerter Hund, der Wolf ähnlich sah, schlich dabei herum. Rip rief ihn beim Namen, aber die Bestie knurrte, wies die Zähne und ging vorüber. Das war freilich ein unfreundliches Benehmen. „Mein eigner Hund", seufzte der arme Rip, „hat mich vergessen!"

Er betrat das Haus, welches, die Wahrheit zu gestehen, von Frau Van Winkle stets in sauberer Ordnung gehalten worden war. Es war leer, verlassen und offenbar aufgegeben. Diese Verödung ließ ihn all seine ehelichen Befürchtungen vergessen, er rief laut nach seiner Frau und den Kindern — die vereinsamten Gemächer hallten einen Augenblick von seiner Stimme und dann war Alles wieder still.

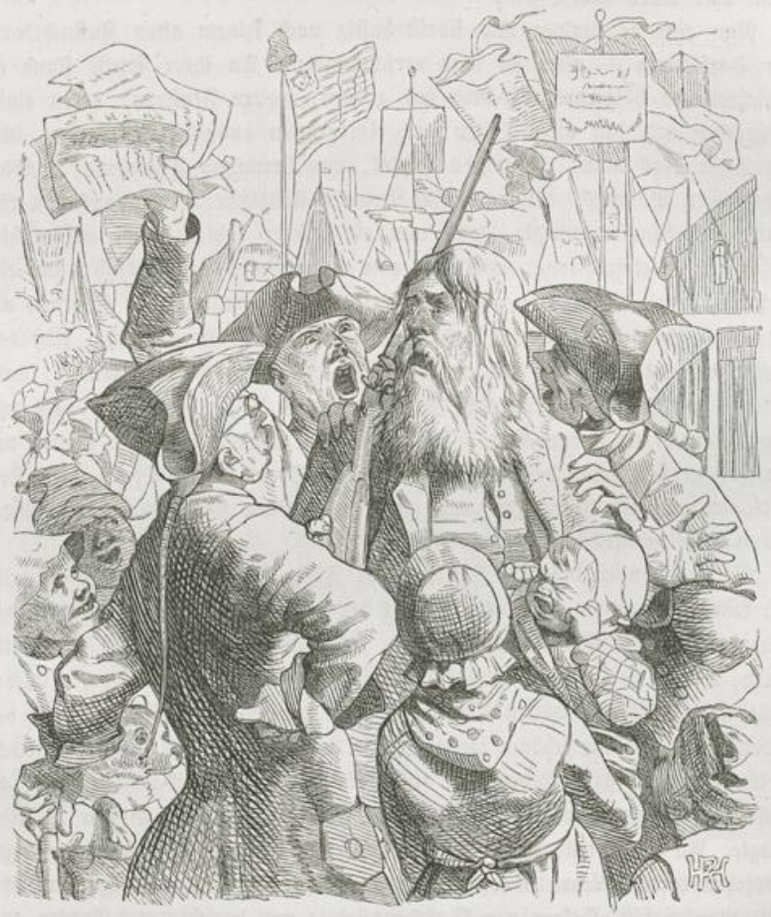
Nun eilte er hinweg und schritt hastig nach seinem alten Zufluchtsorte, der Dorfschenke — aber sie war verschwunden. An ihrer Stelle stand ein verschrobenes hölzernes Gebäude mit großen, weiten Fenstern, deren einige zerbrochen und mit alten Hüten und Unterröcken ausgebessert waren; über der Thüre las man: „Unions-Hôtel, von Jonathan Thuwenig". Statt des großen Baumes, der das stille kleine holländische Wirthshaus von ehemals zu beschatten pflegte, war nun ein hoher, kahler Pfahl aufgerichtet, dessen Spitze etwas trug, was wie eine rothe Nachtmütze aussah; und eine Fahne flatterte daran, die eine wunderliche Versammlung von Sternen und Streifen sehen ließ. Alles dies war seltsam und unbegreiflich. Auf dem Schild erkannte er jedoch das rothe Gesicht des Königs Georg wieder, unter welchem er so manche friedliche Pfeife geraucht hatte; aber auch dies war eigenthümlich metamorphosirt. Der rothe Rock war gegen einen blauen vertauscht, in der Hand befand sich statt eines Scepters ein Degen, den Kopf zierte ein aufgekrempter Hut und unter dem Bilde stand mit großen Buchstaben: „General Washington".

Wie gewöhnlich befanden sich vor der Thüre eine Menge Leute, aber Rip sah keinen Bekannten darunter. Selbst der Charakter des Volks erschien verändert. Es herrschte ein geschäftiger, beweglicher, streitlustiger Ton unter ihnen, anstatt der gewohnten phlegmatischen und schläferigen Ruhe. Umsonst suchte sein Blick den weisen Nicholas Vedder mit seinem breiten Gesicht, dem Doppelkinne und der schönen langen Pfeife, diesen Würdigen, welcher Tabackswolken statt müßiger Reden von sich gab; auch fehlte Van Bummel, der Schulmeister, welcher den Inhalt einer alten Zeitung zum Besten zu geben pflegte. An der Stelle dieser Männer hielt ein hagerer Mensch von galligem Aussehen heftige Reden über Bürgerrechte, Wahlen, Congreßmitglieder, Freiheit, Bunkershill, Helden von Sechsundsiebzig und verschiedenes Andere, was für den verwirrten Van Winkle durchaus babylonisches Kauderwälsch war.

Die Erscheinung Winkle's mit seinem langen grauen Barte, seiner rostigen Vogelflinte, seiner wunderlichen Tracht und der Armee von Weibern und Kindern, die sich hinter ihm gesammelt hatte, erregte bald die Aufmerksamkeit der Wirthshauspolitiker. Sie drängten sich um ihn her und betrachteten ihn vom Kopf bis zu den Füßen mit großer Neugier. Der Redner machte sich an ihn

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0061-1

heran, zog ihn etwas bei Seite und fragte: „auf welcher Seite er seine Stimme gäbe?“ Rip blickte wie versteinert, ohne die Frage zu begreifen. Ein anderer kleiner, aber sehr beweglicher Mann faßte ihn beim Arm, hob sich auf die Zehen und fragte ihn leise ins Ohr: „ob er Föderalist oder



Demokrat wäre?“ Diese Frage verstand Rip ebenso wenig; aber ein alter Herr voll Gewicht und Selbstbewußtsein, mit scharf aufgekrämptem Hute, machte sich jetzt Bahn durch die Menge, indem er sie mit den Elbogen rechts und links drängte, und pflanzte sich vor Rip auf. Einen Arm in die Seite gestemmt, den andern auf seinem Stocke ruhen lassend und während seine stechen-

den Augen und sein scharfer Hut den Angeredeten gleichsam durchbohrten, fragte er in strengem Tone: was ihn mit einer Flinte auf der Schulter und einem Volkshaufen hinter sich her zu der Wahlversammlung brächte und ob er die Absicht hätte, einen Aufruhr im Dorfe anzustiften? — „Ach, meine Herren!“ rief Rip, einigermaßen erschrocken, „ich bin ein armer, ruhiger Mann, aus dem Orte gebürtig und ein treuer Unterthan des Königs, Gott segne ihn!“

Hier brachen die Umstehenden in ein allgemeines Geschrei aus — „Ein Tory! ein Tory! ein Spion! ein Refugié! Nieder mit ihm! Weg mit ihm!“ Es wurde dem selbstbewußten, gewichtigen Manne mit dem gekrämpten Hute sehr schwer, die Ordnung wieder herzustellen; aber nachdem er eine zehnfache Strenge in seine Miene gelegt, fragte er den unbekannten Schuldigen aufs neue, weshalb er hierher käme und wen er suche? Der arme Mann versicherte demüthig, daß er nichts Uebles beabsichtige, sondern nur käme, um einige seiner Nachbarn aufzusuchen, die sich bei der Schenke aufzuhalten pflegten.

„Gut; wer sind sie? — Nennt ihre Namen?“

Rip bedachte sich einen Augenblick und fragte dann: „Wo ist Nicholas Vedder?“

Es trat eine Pause des Schweigens ein, bis endlich ein alter Mann mit dünner quiekender Stimme erwiderte: „Nicholas Vedder? Ei, der ist todt und hin seit achtzehn Jahren! Auf dem Kirchhofe war ein hölzerner Grabstein, der seine ganze Geschichte berichtete, aber der ist nun auch verfault und verschwunden.“

„Wo ist Brom Dutcher?“

„O, er zog mit der Armee fort im Anfange des Kriegs; Einige sagen, er sei bei der Erstürmung von Stoney-Point getödtet worden; Andere sagen, er sei in einem Sturme am Fuße von Anthony's Nose ertrunken. Ich weiß es nicht. Er ist nie wieder zurückgekommen.“

„Wo ist Van Bummel, der Schulmeister?“

„Auch er ging in den Krieg, war ein großer Milizgeneral und ist jetzt im Congreß.“

Rip's Herz ward von Wehmuth erfüllt, als er von diesen traurigen Veränderungen in seiner Heimat und unter seinen Freunden vernahm und sich so allein in der Welt fand. Ueberdies verwirrte ihn jede Antwort nur noch mehr, weil sie von so ungeheuern Zeiträumen und von Dingen sprach, die er nicht zu begreifen vermochte: Krieg — Congreß — Stoney-Point; — er wagte nicht, ferner nach Freunden zu fragen, sondern rief in Verzweiflung aus: „Kennt denn Niemand hier Rip Van Winkle?“

„O, Rip Van Winkle!“ riefen Zwei oder Drei; „o, freilich! das dort ist Rip Van Winkle, der an dem Baume lehnt.“

Rip sah hin und erblickte ein genaues Ebenbild seiner selbst, wie er auf den Berg gegangen war; offenbar ebenso träge und jedenfalls ebenso zerlumpt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0063-3

Der arme Schelm war nun vollständig verdutzt. Er bezweifelte seine eigene Identität, und ob er Rip oder ein anderer Mann wäre. Während er so ganz verstört und verwirrt war, fragte ihn der Mann im aufgekrämpten Hute, wer er wäre und wie er hieße?

„Gott weiß es", rief er, denn er war mit seinem Witze zu Ende; „ich bin nicht ich selber — ich bin Jemand anders — der dort bin ich — nein — der ist Jemand anders, der in meine Hülle gekrochen ist — ich war gestern Abend ich selber, aber ich schlief auf dem Berge ein, und sie haben meine Flinte vertauscht, und Alles vertauscht, und ich bin vertauscht, und kann nicht sagen, wie ich heiße und wer ich bin!"

Die Umstehenden begannen nun einander anzusehen, bedeutsam zu winken und zu nicken und mit dem Finger auf ihre Stirn zu deuten. Auch ward geflüstert, man müßte die Flinte in Verwahrung nehmen und den alten Kerl verhindern, Unheil anzurichten; bei dieser bloßen Andeutung zog sich der gewichtige Mann im aufgekrämpten Hute mit einiger Hast zurück. In diesem kritischen Augenblicke drängte sich ein munteres hübsches Weib durch die Menge heran, um den graubärtigen Mann zu sehen. Sie hatte ein derbes Kind auf dem Arme, welches, durch seinen Anblick erschreckt, zu schreien begann. „Still, Rip", rief sie, „still du Närrchen; der alte Mann wird dir nichts thun." Der Name des Kindes, das Aussehen der Mutter, der Ton ihrer Stimme, Alles erweckte eine Reihe von Erinnerungen in seiner Seele. „Wie heißt Ihr, gute Frau?" fragte er.

„Judith Gardenier."

„Und Eures Vaters Name?"

„Ach, der arme Mann, sein Name war Rip Van Winkle; zwanzig Jahre sind's, daß er mit seiner Flinte von Hause wegging und nie hat man wieder von ihm gehört — sein Hund kam ohne ihn heim; aber ob er sich selber erschossen hat oder von den Indianern weggeführt worden ist, kann Niemand sagen. Ich war damals nur ein kleines Mädchen."

Rip hatte nur noch eine Frage übrig; aber er that sie mit schüchterner Stimme:

„Wo ist Eure Mutter?"

„Ach, sie ist auch gestorben; es ist noch nicht lange her; es sprang ihr ein Blutgefäß, als sie über einen neuenglischen Hausirkrämer in Zorn gerieth."

In dieser Kunde war wenigstens ein Tropfen lindernden Balsams. Der ehrliche Mann vermochte sich nicht länger zu halten. Er umfing Tochter und Kind mit seinen Armen. „Ich bin euer Vater!" rief er; „einst der junge Rip Van Winkle — der alte Rip Van Winkle nun! — Kennt denn Niemand den armen Rip Van Winkle?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0064-8

Alle standen in Staunen versunken, bis ein altes Weib aus der Menge hervorwankend, ihre Hand vor die Stirn hielt, darunter hervor ihm einen Augenblick ins Gesicht schaute und dann rief: „Ei, ja wohl! es ist Rip Van Winkle — er ist es selber! Willkommen wieder zu Hause, alter Nachbar! Ei, wo seid Ihr denn diese zwanzig langen Jahre gewesen?“

Rip's Geschichte war bald erzählt, denn die ganzen zwanzig Jahre waren für ihn nur eine einzige Nacht gewesen. Die Nachbarn staunten, als sie Alles hörten; manche warfen einander Blicke zu und drückten in ihren Mienen Unglauben und Zweifel aus; der gewichtige Mann mit dem aufgekrämpten Hute, welcher, sobald der Alarm vorüber, wieder ins Feld gerückt war, zog die Winkel seines Mundes nieder und schüttelte den Kopf — darauf fand ein allgemeines Kopfschütteln in der ganzen Versammlung statt.

Man beschloß indeß, die Meinung des alten Peter Vanderdonk zu vernehmen, den man langsam auf der Straße herankommen sah. Er war ein Nachkomme des gleichnamigen Historikers, welcher einen der frühesten Berichte über die Provinz geschrieben hat. Peter war der älteste Bewohner des Dorfes und wohlbewandert in allen wunderbaren Ereignissen und Traditionen der Gegend. Er erinnerte sich Rip's sogleich und bestätigte seine Geschichte in der befriedigendsten Weise. Er versicherte der Gesellschaft, es sei eine von seinem Vorfahren, dem Historiker, berichtete Thatsache, daß auf den Kaatskillbergen stets seltsame Wesen gehaust hätten; es wäre ausgemacht, daß der große Hendrick Hudson, der erste Entdecker des Flusses und Landes, aller zwanzig Jahre dort mit seiner Mannschaft vom Halbmond eine Art Todtenfeier halte und auf diese Weise die Schauplätze seines Unternehmens wieder besuchen und ein wachsames Auge auf den Fluß und die große nach seinem Namen benannte Stadt haben dürfte. Sein Vater hätte sie einst in ihrer alten holländischen Tracht in einer Höhlung des Berges Kegel schieben sehen, und er selber hätte an einem Sommernachmittag das Rollen ihrer Kugeln gleich einem fernen Donner vernommen.

Um es kurz zu machen, die Gesellschaft ließ den Gegenstand ruhen und kehrte zu den wichtigern Angelegenheiten der Wahl zurück. Rip's Tochter nahm den Vater mit nach Hause, um ihn bei sich zu behalten; sie besaß ein hübsches wohleingerichtetes Haus und ihr Mann war ein kräftiger aufgeräumter Farmer, in welchem Rip einen der kleinen Buben wiedererkannte, die sich ihm auf den Rücken zu hängen pflegten. Was Rip's Sohn und Erben betraf, sein Ebenbild, den man am Baume lehnen sah, so war dessen Beruf auf der Farm zu arbeiten; er gab jedoch eine angeerbte Neigung kund, sich eher um alles Andere als um sein Geschäft zu bekümmern.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0065-4

Rip nahm nun seine alten Gänge und Gewohnheiten wieder auf; er machte bald wieder so manchen seiner alten Bekannten ausfindig, die freilich alle im Laufe der Zeit keineswegs zum Bessern verändert waren; deshalb zog er es vor, unter der nachwachsenden Generation Freunde zu suchen, bei denen er bald in große Gunst kam.

Da er daheim nichts zu thun hatte und zu dem glücklichen Alter gelangt war, wo sich ein Mann ungestraft dem Nichtsthun widmen darf, so nahm er seinen Platz wiederum auf der Bank vor der Wirthshausthür ein und ward als einer der Dorfpatriarchen und als lebendige Chronik der alten Zeiten

„vor dem Kriege" verehrt. Es währte einige Zeit, bevor er sich in den regelmäßigen Gang der Unterhaltung finden und die seltsamen Ereignisse begreifen konnte, die während seines Schlafes stattgefunden hatten, wie z. B. daß ein Revolutionskrieg eingetreten war, daß das Land das Joch Altenglands abgeworfen hatte, und daß er, anstatt ein Unterthan Sr. Majestät Georg's III. zu sein, nunmehr ein freier Bürger der Vereinigten Staaten war. Rip war allerdings kein Politiker; die Veränderungen der Staaten und Reiche machten nur geringen Eindruck auf ihn; aber es gab eine Gattung des Despotismus, worunter er lange geseufzt hatte, nämlich — die Pantoffelherrschaft. Glücklich genug, daß die zu Ende war! Sein Nacken war vom

Ehejoch erlöst und er konnte aus- und eingehen, wenn's ihm gefiel, ohne die Tyrannei der Frau Van Winkle zu fürchten. So oft jedoch ihr Name genannt wurde, schüttelte er den Kopf, zuckte mit den Achseln und warf die Augen empor; was entweder für einen Ausdruck der Ergebung in sein Schicksal oder der Freude über seine Erlösung gelten konnte.

Er pflegte seine Geschichte jedem Fremden zu erzählen, der in Herrn Thuwenig's Hôtel kam. Anfangs bemerkte man, daß er jedesmal beim Erzählen in einigen Punkten variirte, was ohne Zweifel daher kam, daß er erst unlängst aufgewacht war. Endlich gestaltete sich die Geschichte genau so, wie ich sie erzählt habe, und es gab in der Gegend weder Mann, Frau noch Kind, die sie nicht auswendig gewußt hätten. Einige erlaubten sich stets, die Wahrheit der Sache zu bezweifeln, und behaupteten, Rip hätte seinen Verstand verloren gehabt und wäre über diesen einen Punkt nie recht klar geworden. Die alten holländischen Einwohner aber schenkten ihm fast allgemein vollen Glauben. Noch bis auf diesen Tag sagen sie stets, wenn sie einen Gewittersturm an einem Sommernachmittag um den Kaatskill hören, daß Hendrick Hudson mit seiner Mannschaft beim Kegelspiel sei, und alle unter dem Pantoffel stehenden Männer der Gegend wünschen sich stets, wenn ihnen das Leben einmal recht sauer gemacht wird, einen ruhespendenden Zug aus Rip Van Winkle's Flasche.

Bemerkung.

Man könnte vielleicht meinen, Herrn Knickerbocker sei die Idee zu der vorstehenden Erzählung durch eine kleine deutsche Volkssage in Betreff des Kaisers Friedrich Rothbart und des Kyffhäuserbergs geliefert worden; folgende Note jedoch, die er der Erzählung beigefügt hatte, zeigt, daß es sich um eine mit seiner gewohnten Treue erzählte unbedingte Thatsache handelt:

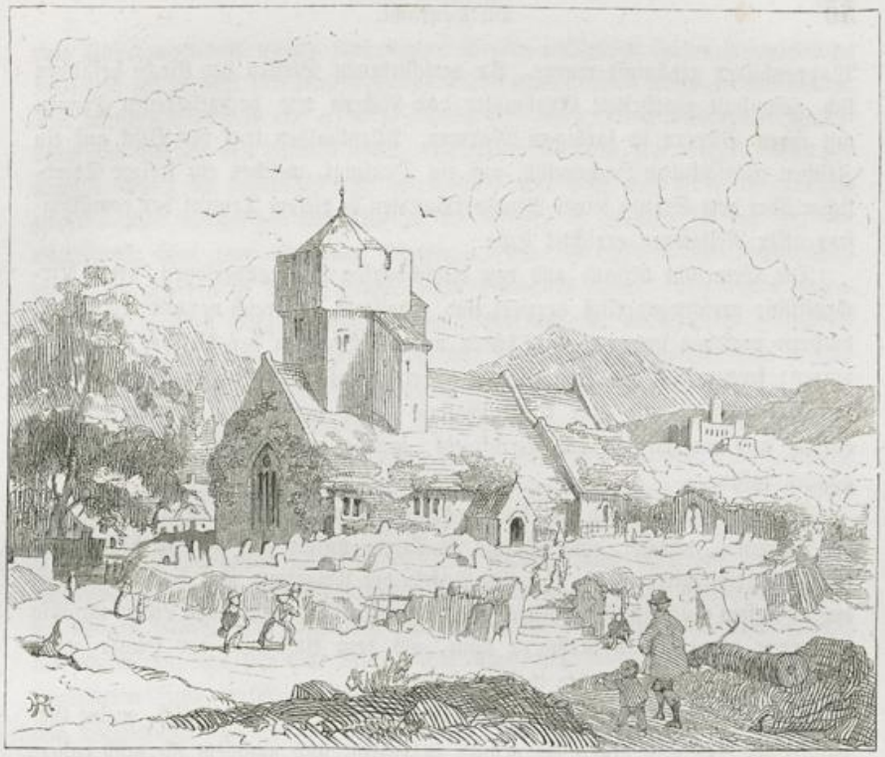
„Die Geschichte Rip Van Winkle's mag vielleicht Vielen unglaublich erscheinen, ich aber schenke ihr trotzdem vollen Glauben, denn ich weiß, daß die Gegend der alten holländischen Niederlassungen sehr reich an wunderbaren Ereignissen und Erscheinungen gewesen ist. Ich habe auch wirklich in den Dörfern längs des

Hudson viele noch seltsamere Geschichten als die obige erzählen gehört und dieselben waren alle zu wohl beglaubigt, um einem Zweifel zu unterliegen. Zudem habe ich auch mit Rip Van Winkle selbst gesprochen, welcher, als ich ihn das letzte mal sah, ein sehr ehrwürdiger alter Mann und so vollkommen vernünftig und klar in Betreff jedes andern Punktes war, daß wol keine gewissenhafte Person umhinkonnte, ihm auch in der hier berührten Angelegenheit Glauben zu schenken; ja ich habe sogar ein Certificat darüber gesehen, welches ein Dorfrichter ausgestellt und eigenhändig mit einem Kreuz unterschrieben hatte. Es ist daher unmöglich, an der Geschichte zu zweifeln.

D. K."

Die Dorfkirche.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0069-0



Ein Mann von Stand?
Wie, von dem Wollsack? Von der Zuckerkiste?
Vom Sammetstück? Was ist's, Pfund oder Elle,
Wonach den Kaufwerth Eures Rangs Ihr meßt?
Bettlerherberge.

Es gibt wenig Orte, welche dem Charakterstudium günstiger sind, als eine englische Dorfkirche. Ich verlebte einst etliche Wochen auf dem Landsitze eines Freundes in der Nähe einer solchen, deren Anblick meine Einbildungskraft besonders fesselte. Diese Kirche war einer jener reichen Ueberreste alterthümlicher Kunst, wodurch englische Landschaften einen so eigenthümlichen Reiz erhalten. Sie stand im Mittelpunkte einer Gegend, welche von vielen alten Familien bewohnt war, und barg in ihren kalten und schweigenden Hallen den versammelten Staub einer langen Reihe edler Geschlechter. Die innern Wände waren mit Monumenten jedes Zeitalters und Stils bedeckt. Das Licht strömte durch Fenster, wo es durch reich in buntes Glas eingelassene

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0071-7

Wappenbilder gedämpft wurde. An verschiedenen Stellen der Kirche befanden sich pomphaft gearbeitete Grabmäler von Rittern und hochgeborenen Frauen mit ihren Bildern in farbigem Marmor. Allenthalben traf der Blick auf ein Zeichen menschlichen Hochmuths, auf ein Denkmal, welches ein stolzer Sterblicher über dem Staube seiner Blutsverwandten in diesem Tempel der demüthigsten aller Religionen errichtet hatte.

Die Gemeinde bestand aus den benachbarten Standespersonen, deren Kirchenstühle verschwenderisch verziert und gepolstert, mit reich vergoldeten Gebetbüchern versehen und an den Thüren mit den Wappen der Besitzer geschmückt waren; ferner aus den Bauern und andern Dorfbewohnern, welche die Plätze im Hintergrunde und eine kleine Galerie neben der Orgel einnahmen; und endlich aus den Armen des Kirchspiels, welche auf Bänken in den Seitengängen saßen.

Das priesterliche Amt versah ein wohlgenährter Vicar mit etwas schnarrender Stimme, welcher eine hübsche Wohnung unfern der Kirche hatte. Er war ein privilegirter Gast an allen Tafeln der Umgegend und hatte für einen der eifrigsten Fuchsjäger gegolten, bis er durch Alter und gutes Leben unfähig geworden war, etwas mehr zu thun, als dem Aufbruche der Hunde zuzuschauen und am Jagdmahle theilzunehmen.

Unter der Leitung eines solchen Pastors fand ich es unmöglich, meine Gedanken der Zeit und dem Orte gemäß zu regeln, und nachdem ich mich daher, gleich vielen andern schwachen Christen, mit meinem Gewissen dadurch abgefunden hatte, daß ich meine eigene Sünde auf eines Andern Schulter wälzte, beschäftigte ich mich damit, meine Nachbarn zu beobachten.

Ich war zur Zeit noch ein Fremder in England und neugierig, die Sitten seiner vornehmen Classen kennen zu lernen. Ich fand, daß sich, wie gewöhnlich, gerade dort die geringste Prätension kundgab, wo die anerkanntesten Ansprüche auf Respect vorhanden waren. Ganz besonders fiel mir z. B. die aus mehren Söhnen und Töchtern bestehende Familie eines Edelmanns von hohem Range auf. Nichts konnte einfacher und minder anmaßend sein, als ihr Auftreten. Sie kamen gewöhnlich in der schlichtesten Equipage und oft auch zu Fuße zur Kirche. Die jungen Damen sah man stehen bleiben, um in der freundlichsten Weise mit den Landleuten zu sprechen, die Kinder zu liebkosen und die Erzählungen der armen Häusler anzuhören. Ihre heitern, schönen Gesichter trugen den Ausdruck hoher Bildung, verbunden mit natürlichem Frohsinn und gewinnender Freundlichkeit. Ihre Brüder waren hochgewachsene edle Gestalten. Ihre Kleidung war modisch, aber einfach, durchaus nett und geschmackvoll, aber ohne Ziererei oder Geckenhaftigkeit. Ihr ganzes Benehmen war leicht und natürlich und zeigte den vornehmen Anstand und die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0072-2

edle Unbefangenheit, welche freigeborene Seelen ankündigt, deren Entwickelung nie durch ein Gefühl von Unterordnung und Unterthänigkeit gehemmt worden ist. Der wahren Würde ist ein gesundes Kraftgefühl eigen, welches niemals Berührung und Verkehr mit Andern scheut, wie gering sie auch sein mögen. Nur der unechte Stolz ist krankhaft und empfindlich und bebt vor jeder Berührung zurück. Mit Vergnügen bemerkte ich die Weise, in welcher sie sich mit den Landleuten über jene ländlichen Angelegenheiten und Lustbarkeiten besprachen, woran die Herren in diesem Lande soviel Geschmack finden. Bei diesen Unterhaltungen gab es weder hochfahrendes Wesen auf der einen, noch Kriecherei auf der andern Seite, und nur durch den herkömmlichen Respect von Seiten des Bauers wurde an den Rangunterschied erinnert.

Auffällig contrastirte mit ihnen die Familie eines reichen Bürgers, welcher ein großes Vermögen zusammengerafft hatte. Er hatte das Gut und Landhaus eines herabgekommenen Edelmanns in der Nachbarschaft an sich gekauft und ließ es sich nun angelegen sein, ganz in der Würde und dem Charakter eines Erb- und Grundherrn aufzutreten. Die Familie kam stets mit fürstlichem Gepränge zur Kirche. Majestätisch rollten sie in einem mit Wappen verzierten Wagen daher. Der Silberschmuck schimmerte und blitzte auf jedem Theile des Geschirrs, wo sich nur Silber anbringen ließ. Ein fetter Kutscher mit dreieckigem Hute, reichen Tressen und einer Flachsperücke, die sich dicht um sein rosigstrahlendes Gesicht kräuselte, saß auf dem Bocke mit einem schönen dänischen Hund zur Seite. Zwei Bediente in prächtigen Livréen, mit gewaltigen Bouquets und goldknöpfigen Stöcken, standen hinten auf. Der Wagen stieg und sank auf seinen Federn mit äußerst würdevollen Bewegungen. Auch selbst die Pferde bissen ihre Stangen, trugen ihre Hälse und funkelten mit ihren Augen weit stolzer als gewöhnliche Pferde, entweder weil sie etwas vom Selbstgefühl der Familie eingesogen hatten, oder weil sie knapper als gewöhnlich aufgezäumt waren.

Ich konnte nicht umhin, die Manier zu bewundern, in welcher dieser glänzende Aufzug am Thore des Kirchhofs vorfuhr. Ein gewaltiger Effect wurde beim Lenken um eine Ecke der Mauer hervorgebracht, während die Peitsche knallte, die Pferde sich bäumten und stampften, das Geschirr blitzte und die Räder sich knirschend durch den Kies bewegten. Dies war der Augenblick des Triumphs und komischen Stolzes für den Kutscher. Die Pferde wurden zugleich getrieben und aufgehalten, bis sie mit Schaum bedeckt waren. Sie bewegten ihre Füße in einem stolzirenden Galopp tänzelnd auf und ab und schleuderten bei jedem Schritte Kiesel umher. Die Menge der ruhig zur Kirche wandelnden Landleute theilte sich hastig nach rechts und links und gaffte in sprachloser Bewunderung. Am Thore anlangend, wurden die Pferde

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0073-8

mit einem plötzlichen Ruck angezogen, daß sie augenblicklich zum Stillstand kamen und dabei fast auf ihre Hintertheile geworfen wurden.

Mit außerordentlicher Hast stieg der Bediente ab, öffnete die Thür, riß den Tritt herab und setzte Alles in Bereitschaft, um diese erlauchte Familie zur Erde herabsteigen zu lassen. Der alte Bürger steckte sein rothes rundes Gesicht zuerst aus der Thür und schaute mit der erhabenen Miene eines Mannes umher, der gewohnt ist, an der Börse zu herrschen und den Actienmarkt mit einem Kopfnicken zu erschüttern. Ihm folgte seine Gemahlin, eine hübsche, wohlgenährte, behagliche Dame. Ich muß gestehen, daß in ihrem Wesen nur wenig Stolz zu liegen schien. Sie war das Bild derben, ehrbaren, gemeinen Wohlbehagens. Es ging ihr gut in der Welt, und sie fand an der Welt Gefallen. Sie besaß schöne Kleider, ein schönes Haus, einen schönen Wagen, schöne Kinder, Alles was sie hatte war schön und ihre Zeit verfloß nur unter Spazierfahrten, Besuchen und Festlichkeiten; das Leben war für sie ein immerwährender Schmaus, gleichsam ein langer Lordmayorstag.

Diesem trefflichen Paare folgten zwei Töchter. Sie waren sicherlich hübsch, hatten jedoch eine hochmüthige Miene, welche die Bewunderung dämpfte und den Betrachtenden zu kritischer Beobachtung stimmte. In der Kleidung waren sie Ultrafashionables, und wenn auch Niemand den Reichthum ihres Schmuckes in Frage stellen konnte, so durfte man doch zweifeln, ob derselbe der Einfachheit einer Dorfkirche gegenüber passend heißen konnte. Stolz stiegen sie aus dem Wagen und bewegten sich an der Reihe der Landleute mit Feenschritten vorüber, wie wenn der Boden, den sie betraten, viel zu rauh für sie gewesen wäre. Sie warfen einen flüchtigen Blick umher, welcher gleichgültig über die bäuerischen Gesichter des Landvolks hinglitt, bis er den Augen der Edelmannsfamilie begegnete; dann waren ihre Gesichter sofort von Lächeln überstrahlt und sie machten die tiefsten und graziösesten Verbeugungen, die indeß in einer Weise erwidert wurden, welche zeigte, daß nur eine oberflächliche Bekanntschaft stattfand.

Ich darf die beiden Söhne dieses stolzen Bürgers nicht vergessen, welche in einer geräuschvollen Chaise mit reitenden Bedienten zur Kirche fuhren. Sie waren nach der allerjüngsten Mode und mit all jener Pedanterie in der Kleidung aufgeputzt, wodurch sich der Mann von zweifelhaften Ansprüchen auf guten Geschmack verräth. Sie hielten sich völlig abgeschlossen und betrachteten Jeden, der in ihre Nähe kam, von der Seite, als wollten sie sein Recht auf Achtungswürdigkeit abmessen; sie führten indeß kein Gespräch, sondern tauschten nur gelegentlich eine unbedeutende Bemerkung aus. Selbst ihre Bewegung war eine kunstgeregelte, denn ihre Körper waren, der Laune des Tages zu Gefallen, an die Abwesenheit aller Leichtigkeit und Freiheit gewöhnt worden.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0074-4

Die Kunst hatte Alles gethan, um sie zu vollkommenen Modemännern zu machen, aber die Natur hatte ihnen die nicht zu lehrende Grazie versagt. Sie waren gemeinen Wuchses, wie Leute, die für die gewöhnlichen Zwecke des Lebens gebildet sind, und zeigten jene Miene hochmüthiger Anmaßung, welche man nie an wirklichen Standespersonen wahrnimmt.

Ich habe die Bilder dieser beiden Familien etwas ausführlich gezeichnet, weil ich sie als Musterstücke Dessen betrachtete, was man so oft in diesem Lande findet: die anspruchslose Größe und die sich in die Brust werfende Kleinheit. Ich habe keine Achtung vor Titel und Rang, wenn er nicht von wahrem Seelenadel begleitet ist; aber in allen Ländern, wo künstliche Rangunterschiede bestehen, habe ich bemerkt, daß gerade die höchsten Classen stets die höflichsten und bescheidensten waren. Diejenigen, welche ihrer eigenen Stellung wohl versichert sind, fühlen sich am wenigsten geneigt, die Stellung Anderer zu beeinträchtigen; dagegen ist nichts so abstoßend als die Anmaßung der Gemeinheit, welche sich selbst zu erheben glaubt, indem sie den Nachbar demüthigt.

Da ich diese Familien einmal gegeneinander gestellt habe, muß ich auch ihr Benehmen in der Kirche schildern. Das der adeligen Familie war ruhig, ernst und aufmerksam. Nicht daß sie eine tiefe Andacht zur Schau getragen hätten; sie zeigten aber eine Achtung vor geheiligten Gegenständen und geheiligten Orten, welche unzertrennlich von guter Erziehung ist. Auf Seiten der andern dagegen war ein unaufhörliches Bewegen und Flüstern; sie verriethen, wie sehr sie stets an ihren Staat dachten und wie ängstlich sie bemüht waren, die Bewunderung einer ländlichen Gemeinde zu erregen.

Der alte Herr allein schenkte dem Gottesdienste wirkliche Aufmerksamkeit. Er nahm die ganze Bürde der Familienandacht auf sich, stand kerzengerade und sprach die Antworten mit lauter Stimme, sodaß man ihn durch die ganze Kirche vernehmen konnte. Er war offenbar einer jener entschiedenen Männer für Kirche und König, für welche Andacht und Loyalität zu einem Begriffe verschmelzen, welche die Gottheit als zur Regierungspartei gehörig, und die Religion „als eine recht vortreffliche Sache, die man fördern und aufrechthalten muß", betrachten.

Wenn er sich so laut am Gottesdienst betheiligte, schien er damit hauptsächlich den niedern Classen ein Beispiel geben und ihnen zeigen zu wollen, daß er, obwol so groß und reich, doch keineswegs ein Verächter der Religion sei. In ähnlicher Weise sah ich einen mit Schildkrötensuppe genährten Alderman öffentlich einen Teller Armensuppe leer essen, bei jedem Löffelvoll mit den Lippen schmatzen und sie für „ausgezeichnete Kost für die Armen" erklären.

Nach Beendigung des Gottesdienstes war ich begierig, die verschiedenen Ausgänge meiner Gruppen zu beobachten. Die jungen Edelleute und ihre

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0075-9

Schwestern zogen es, da der Tag schön war, vor, durch die Felder heimzuspazieren und unterwegs mit den Landleuten zu plaudern. Die Andern schieden, wie sie gekommen waren, in großer Parade. Wieder rollten die Equipagen ans Thor, und wieder gab es Peitschengeklatsch, Hufgestampfe und Geschirrblitzen. Fast mit einem Sprunge setzten sich die Pferde in Bewegung; die Landleute eilten wieder rechts und links zur Seite; die Räder wühlten eine Staubwolke auf und die hochstrebende Familie war wie in einem Wirbelwinde den Augen entrückt.

Die Witwe und ihr Sohn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0077-1

Erbarm' des Alters dich, deß Silberhaar
Von Ehr' und Würde stets begleitet war.
Marlowe.

Während meines Aufenthalts auf dem Lande pflegte ich die alte Dorfkirche häufig zu besuchen. Ihre schattigen Kreuzgänge, ihre verwitternden Denkmäler, ihr dunkles Eichengetäfel, Alles dies, ehrwürdig durch das Dunkel entschwundener Jahre, schien sie zu einer Stätte für feierliche Betrachtungen besonders geeignet zu machen. Ueberdies hat ein Sonntag auf dem Lande eine so heilige Ruhe; eine so sinnige Stille liegt auf dem Antlitz der Natur, daß sich jede unruhige Leidenschaft legen muß und wir nur die natürliche Religion der Gemüths sanft sich in uns regen fühlen.

O süßer Tag, rein, still und klar,
Brautzeit des Himmels und der Erde.

Ich maße mir nicht an, zu den Frommen zu gehören; aber in einer Dorfkirche, umgeben von der heitern Schöne der Natur, beschleichen mich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0079-5
DFG

Gefühle, die ich sonst nirgends empfinde; und ich bin, wo nicht religiöser, doch gewiß besser am Sonntage als an jedem andern von den sieben Tagen.

Aber in dieser Kirche fühlte ich mich durch den kalten steifen Prunk der armen Würmer um mich her fortwährend in die Welt zurückversetzt. Das einzige Wesen, welches wahrhaft die tiefe und demüthige Frömmigkeit eines echten Christen zu empfinden schien, war ein armes, hinfälliges, altes Weib, gebeugt unter der Last der Jahre und der Gebrechlichkeit. Sie trug die Spuren von etwas Besserm als verächtliche Armuth. Der schwache Ausdruck ehrenhaften Stolzes war in ihrem Aeußern sichtbar. Ihre Kleidung, obwol äußerst bescheiden, war ungemein sauber. Auch hatte man ihr noch einige kleine Rücksichten bewahrt, denn sie nahm ihren Sitz nicht unter den Dorfarmen, sondern saß allein auf den Stufen des Altars. Sie schien alle Liebe, alle Freundschaft, alle Gesellschaft überlebt und nichts mehr auf der Welt übrig zu haben, als die Hoffnung auf den Himmel. Wenn ich sah, wie sie sich schwach erhob, ihre greise Gestalt im Gebet beugte und gewohnheitsmäßig ins Gebetbuch blickte, welches die gelähmte Hand und die schwachen Augen ihr nicht mehr zu lesen gestatteten, das sie aber augenscheinlich auswendig wußte, so fühlte ich mich überzeugt, daß die zitternde Stimme dieses armen Weibes weit eher gen Himmel gelangte, als die Worte des Geistlichen, die schwellenden Orgeltöne oder der Gesang des Chors.

Ich halte mich gern in der Nähe von Dorfkirchen auf, und diese war so anmuthig gelegen, daß sie mich häufig anzog. Sie stand auf einem Hügel, um welchen ein kleiner Fluß einen schönen Bogen machte, um sich dann durch eine weite Strecke sanften Wiesenlandes hinzuschlängeln. Die Kirche war mit Eibenbäumen umgeben, die fast von gleichem Alter mit ihr zu sein schienen. Ihr hoher gothischer Thurm stieg schlank und leicht zwischen ihnen empor und war gewöhnlich von Krähen und Dohlen umschwärmt. Dort saß ich an einem stillen, sonnigen Morgen und schaute zwei Arbeitern zu, welche eine Gruft bereiteten. Sie hatten einen der abgelegensten und vernachlässigtsten Winkel des Kirchhofs gewählt, wo, nach der Menge namenloser Gräber in der Nähe zu schließen, wahrscheinlich die Dürftigen und Freundlosen in die Erde gescharrt wurden. Man sagte, das neubereitete Grab sei für den einzigen Sohn einer armen Witwe bestimmt. Während ich über die Unterschiede weltlichen Ranges nachdachte, welche sich so bis zum Staube selbst heraberstrecken, verkündigte der Schall der Glocke die Annäherung des Grabgeleites. Es war ein Leichenbegängniß der Armuth, welches mit Stolz nichts zu thun hat. Ein äußerst schlicht gearbeiteter Sarg, ohne Leichentuch oder sonstige Decke, wurde von einigen Dorfbewohnern getragen. Voran schritt der Kirchner mit einer Miene kalten Gleich-

muths. Es waren keine Scheintrauernden in der Maske erkünstelten Schmerzes vorhanden; eine wirklich leidtragende Person aber wankte mühselig hinter der Leiche her. Es war die bejahrte Mutter des Verschiedenen — das arme, alte Weib, welches ich auf den Stufen des Altars gesehen hatte. Eine arme Freundin geleitete sie und bemühte sich, sie zu trösten. Einige der benachbarten Armen hatten sich dem Zuge angeschlossen, und etliche Kinder rannten Hand in Hand beiher, bald in gedankenloser Lust jauchzend, bald stehen bleibend, um mit kindischer Neugier den Kummer der Trauernden zu betrachten.

Als sich der Leichenzug dem Grabe näherte, trat der Pfarrer, mit dem Priestergewand angethan, das Gebetbuch in der Hand und vom Küster begleitet, aus der Kirchthür heraus. Die Feierlichkeit war indeß nur ein Act der Barmherzigkeit. Der Verstorbene war völlig entblößt von Allem gewesen und die Ueberlebende besaß keinen Pfennig; die Gebete wurden daher nach üblicher Form, aber kalt und ohne Gefühl abgelesen. Der wohlgenährte Priester bewegte sich nur wenige Schritte von der Kirchthür; seine Stimme war beim Grabe kaum vernehmbar, und niemals hörte ich das Begräbnißritual, diese erhabene und rührende Ceremonie, zu einem so kalten Wortgemurmel abgedämpft.

Ich näherte mich dem Grabe. Der Sarg war auf die Erde gestellt. Name und Alter des Verstorbenen waren darauf geschrieben: „Georg Somers, 26 Jahre alt.“ Man hatte die arme Mutter am Kopfende niederknien lassen. Ihre welken Hände waren wie im Gebet gefaltet, aber aus einem schwachen Zucken des Körpers und einer krankhaften Bewegung der Lippen konnte ich erkennen, daß sie die letzten Reste ihres Sohnes mit dem Jammer eines Mutterherzens betrachtete.

Man traf Anstalt, den Sarg in die Erde niederzulegen. Jenes geschäftige Getümmel trat ein, wodurch das Gefühl der Trauer und der Liebe so hart berührt wird: in kaltem Geschäftstone ertheilte Weisungen und das Stoßen der Spaten in Sand und Kies, ein Geräusch, das uns am Grabe der Geliebten unter Allem am herbsten trifft. Das Getümmel umher schien die Mutter aus einer schmerzlichen Träumerei zu erwecken. Sie erhob ihre starren Augen und blickte wie verstört umher. Als sich die Männer mit Seilen näherten, um den Sarg in das Grab zu lassen, rang sie die Hände und überließ sich einem qualvollen Ausbruche des Schmerzes. Die arme Frau, welche sie begleitete, nahm sie am Arme, bemühte sich, sie vom Boden aufzurichten und ihr einen Trost zuzuflüstern — „Faßt Euch doch — faßt Euch — nehmt es Euch nicht so sehr zu Herzen.“ Sie konnte nur mit dem Kopfe schütteln und die Hände ringen, wie Jemand, für den es keinen Trost gibt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0081-2

Als sie den Körper in die Erde senkten, schien ihr das Knarren der Stricke Qual zu verursachen; als aber durch einen zufälligen Umstand der Sarg einen Stoß bekam, da gab sich all die Zärtlichkeit der Mutter zu erkennen, wie wenn ihm noch ein Leid hätte geschehen können, der schon weit aus dem Bereiche irdischer Leiden war.

Ich konnte nichts mehr sehen. Mein Herz war zu voll; meine Augen füllten sich mit Thränen. Es kam mir vor, als handelte ich barbarisch, indem ich so dastände und müßig diese Scene mütterlichen Schmerzes betrachtete. Ich ging nach einem andern Theile des Kirchhofs, wo ich blieb, bis sich das Grabgeleite zerstreut hatte.

Als ich die Mutter langsam und schmerzerfüllt vom Grabe weggehen und die Reste von Allem zurücklassen sah, was ihr auf Erden theuer war, um in ein Dasein voll Schweigen und Verlassenheit zurückzukehren, da blutete mir das Herz. Was, dachte ich, sind die Bedrängnisse der Reichen! Sie haben tröstende Freunde, betäubende Vergnügungen, eine Welt voll Freuden und Zerstreuungen gegen ihren Kummer. Was sind die Schmerzen der Jugend! Ihre Gemüther verwachsen die Wunde bald, ihr elastischer Muth erhebt sich bald unter dem Drucke, ihre noch in frischem Saft stehenden und geschmeidigen Neigungen umschlingen bald neue Gegenstände. Aber die Schmerzen der Armen, welche nichts Tröstendes umgibt; die Schmerzen der Bejahrten, für welche das Leben im besten Falle nur ein Wintertag ist und deren Blicken sich kein Nachwuchs von Freude bietet; die Schmerzen einer betagten, einsamen, verlassenen Witwe, die um den einzigen Sohn, den letzten Trost ihrer Jahre, trauert — das sind in der That Schmerzen, welche uns die Ohnmacht tröstenden Zuspruchs fühlbar machen.

Es verging einige Zeit, bevor ich den Kirchhof verließ. Als ich nach Hause ging, begegnete ich der Frau, welche als Trösterin aufgetreten war. Sie hatte soeben die Mutter nach ihrer einsamen Wohnung begleitet, und ich erfuhr von ihr einige Umstände, welche mit der rührenden Scene, deren Zeuge ich gewesen, im Zusammenhang standen.

Die Aeltern des Verstorbenen hatten von Kindheit auf in dem Dorfe gewohnt. Sie hatten eines der hübschesten Häuschen besessen, sich durch mancherlei ländliche Beschäftigungen und mit Hülfe eines kleinen Gartens auf redliche Weise bequem genährt und ein glückliches, unbescholtenes Leben geführt. Sie hatten einen Sohn, welcher aufgewachsen war, um die Stütze und der Stolz ihres Alters zu werden. „O, Herr!“ sagte die gute Frau, „er war solch ein hübscher Bursche, so gutmüthig, so gefällig gegen Jedermann und seinen Aeltern so gehorsam! Es that einem im Herzen wohl, wenn man ihn Sonntags sah, wie er in seinem besten Anzuge, so

groß, so hübsch gewachsen und so frohsinnig, seine alte Mutter zur Kirche führte; denn sie stützte sich immer weit lieber auf Georg's Arm, als auf den Arm ihres guten Mannes, und die liebe Seele konnte wol stolz auf ihn sein, denn einen schönern Burschen gab's rings um in der Gegend nicht."

Unglücklicherweise ließ sich der Sohn, als ein theueres und dem ländlichen Erwerbe ungünstiges Jahr erschien, dazu bewegen, in Dienst eines der kleinen Fahrzeuge zu treten, die einen benachbarten Fluß befuhren. Nicht lange war

er in diesem Geschäft, als er in die Falle eines Preßgangs gerieth und auf die See hinweggeführt wurde. Die Aeltern erhielten Nachricht von seiner Aufgreifung, weiter aber vermochten sie nichts zu erfahren. Mit ihm hatten sie ihre Hauptstütze verloren. Der Vater, welcher bereits kränklich war, ward muthlos und melancholisch, und sank bald in sein Grab. Die Witwe, verlassen in Alter und Schwäche, vermochte sich nicht mehr zu ernähren und mußte von der Gemeinde erhalten werden. Doch herrschte deshalb

immer noch eine freundliche Stimmung gegen sie im Dorfe, und man zollte ihr als einer der ältesten Einwohnerinnen eine gewisse Achtung. Niemand bewarb sich um das Häuschen, in welchem sie so viele glückliche Tage verlebt hatte; man gestattete ihr darin zu bleiben, wo sie seitdem einsam und fast hülflos lebte. Ihre wenigen Bedürfnisse befriedigte hauptsächlich der dürftige Ertrag des kleinen Gartens, welchen die Nachbarn dann und wann für sie bearbeiteten. Nur wenige Tage vor der Zeit, wo mir diese Umstände bekannt wurden, geschah es, daß sie, während sie etwas Gemüse zu ihrer Mahlzeit sammelte, die Thür des Hauses, die in den Garten führte, plötzlich öffnen hörte. Ein Fremder trat heraus und schien sich hastig und verstört umzusehen. Er trug Matrosenkleidung, war abgezehrt und todtenbleich, und hatte das Ansehen eines Menschen, welchen Krankheit und Mühseligkeiten aufgerieben haben. Er sah sie, eilte auf sie zu, aber seine Schritte waren unsicher und wankend; er sank vor ihr auf die Knie und schluchzte wie ein Kind. Die arme Frau starrte ihn staunend und rathlos an. „O, meine theure, theure Mutter! Kennst du deinen Sohn nicht? Deinen armen Georg?“ Es war allerdings nur das Wrack ihres einst so stattlichen Sohnes, welcher, durch Wunden, Krankheit und Kriegsgefangenschaft zu Grunde gerichtet, endlich seine zerrütteten Glieder heimwärts geschleppt hatte, um unter den Umgebungen seiner Kindheit auszuruhen.

Ich will nicht versuchen, ein solches Wiedersehen genauer zu schildern, wo Freude und Schmerz so vollständig mit einander verschmolzen. Er lebte noch! Er war heimgekehrt! Er konnte noch leben, um ihre alten Tage zu erleichtern und zu pflegen! Seine Natur war jedoch erschöpft, und wofern noch etwas gefehlt hätte, um das Werk des Todes zu vollenden, so würde der trostlose Zustand seines heimatlichen Hauses dazu hingereicht haben. Er streckte sich auf das Lager, auf welchem seine verwitwete Mutter manche schlaflose Nacht zugebracht hatte, um sich nie wieder davon zu erheben.

Als die Dorfbewohner hörten, daß Georg Somers zurückgekehrt war, drängten sie sich herzu, ihn zu sehen, und boten all die Hülfe und den Beistand an, den ihre schwachen Mittel gewähren konnten. Er war jedoch zu entkräftet, um zu sprechen — nur durch Blicke vermochte er zu danken. Seine Mutter war seine beständige Wärterin, und er schien die Hülfe von einer andern Hand ungern zu sehen.

Es liegt etwas in der Krankheit, das den männlichen Stolz entwaffnet, das Herz sanft stimmt und es zu den Gefühlen der Kindheit zurückführt. Wer jemals, auch in schon vorgerücktem Leben, in Krankheit und Muthlosigkeit schmachtete; wer jemals auf einem Leidenslager unter der Vernachlässigung und Vereinsamung eines fremden Landes seufzte, der hat sicherlich an die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0084-9

Mutter gedacht, deren Augen auf seiner Kindheit ruhten, die sein Kissen zurechtlegte und in seiner Hülflosigkeit für ihn sorgte! O, in der Liebe einer Mutter zu einem Sohne liegt eine unverwüstliche Zärtlichkeit, welche alle andern Neigungen des Herzens übertrifft. Sie erkaltet nicht durch Selbstsucht, noch wird sie durch Gefahr geschreckt; Unwürdigkeit schwächt sie nicht, und Undankbarkeit kann sie nicht ersticken. Die Mutter opfert jede Bequemlichkeit zum Vortheile des Sohnes auf; jedem Vergnügen entsagt sie, um ihm einen Genuß zu gewähren; in seinem Ruhme findet sie ihren Triumph und ihre Freude in seinem Glück; — wenn er in Misgeschick geräth, so wird er ihr durch das Misgeschick nur um so theuerer; und trifft Schmach seinen Namen, so wird sie ihn doch immer lieben und pflegen, trotz seiner Schmach; und wenn ihn die ganze übrige Welt aufgibt, so wird sie seine ganze Welt sein.

Der arme Georg Somers hatte erfahren, was es heißt, krank zu sein und durch Niemand Linderung zu erhalten — einsam und im Gefängniß, und Niemand der ihn besucht hätte! Stets mußte seine Mutter um ihn sein; wenn sie wegging, so begleitete sie sein Auge. Sie pflegte stundenlang an seinem Bette zu sitzen und ihn zu beobachten, während er schlief. Bisweilen fuhr er aus einem Fiebertraum empor und schaute ängstlich um sich, bis er ihre ehrwürdige Gestalt über sich gebeugt sah; dann ergriff er ihre Hand, legte sie auf seinen Busen und sank ruhig wie ein Kind wieder in Schlaf. Auf diese Weise starb er.

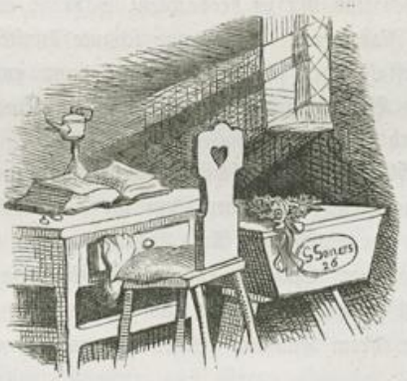
Als ich diese schlichte Leidensgeschichte hörte, war mein erster Gedanke, die Hütte der Trauernden zu besuchen, um ihr eine Geldunterstützung und, wo möglich, Trost zu gewähren. Auf Befragen fand ich jedoch, daß die Dorfbewohner, unter dem Einflusse ihres Mitgefühls sogleich Alles gethan hatten, was der Fall zu thun gestattete; und da die Armen am besten wissen, wie sie einander in ihrem Kummer trösten können, so wagte ich mich nicht einzudrängen.

Als ich mich am nächsten Sonntage in der Kirche befand, sah ich zu meiner Ueberraschung die arme alte Frau den Gang herab zu ihrem gewohnten Sitze auf den Altarstufen wanken.

Sie hatte ihr Möglichstes gethan, um etwas wie Trauer um ihren Sohn anzulegen, und nichts konnte rührender sein als dieser Kampf zwischen liebevoller Pietät und äußerster Armuth — ein schwarzes Band oder etwas Aehnliches, ein verschossenes schwarzes Tuch und noch ein paar derartige bescheidene Versuche, um den unsichtbaren Schmerz durch äußere Zeichen auszudrücken. Wenn ich ringsum auf die ruhmredigen Monumente, die stattlichen Wappenschilder, das kalte Marmorgepränge schaute, womit prunkende

Herrlichkeit so pomphaft um abgeschiedenen Stolz trauerte, und wenn ich dann den Blick auf diese arme, von Alter und Kummer niedergebeugte Witwe wandte, wie sie am Altar ihres Gottes das Gebet und den Preis eines frommen, wenn auch gebrochenen Herzens darbrachte: so fühlte ich, daß dieses lebende Denkmal wirklichen Schmerzes mehr werth war als alle andern.

Ich theilte ihre Geschichte einigen der wohlhabenden Mitglieder der Gemeinde mit, und sie wurden dadurch gerührt. Sie ließen es sich angelegen sein, ihre Lage zu erleichtern und ihre Leiden zu lindern, was man jedoch nur für wenige Schritte zum Grabe vermochte. An zwei Sonntagen etwa vermißte man sie an ihrem gewohnten Platz in der Kirche, und bevor ich die Gegend verließ hörte ich mit einem gewissen Gefühle von Befriedigung, daß sie ruhig den letzten Athemzug gethan hatte und hingegangen war, um ihre Geliebten in jener Welt wiederzufinden, wo Kummer unbekannt ist und Freunde nimmer scheiden.



Die Gasthofküche.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0087-6

Soll ich mir's in meinem Wirthshause
nicht bequem machen?

Falstaff.

Während einer Reise durch die Niederlande war ich eines Abends im Pomme d'Or, dem Hauptgasthofe eines kleinen flanderischen Ortes, eingekehrt. Die Stunde der Table d'hôte war vorüber, sodaß ich genöthigt war, mich mit einem einsamen Abendessen von den Resten der reichern Tafel zu begnügen. Das Wetter war rauh; ich saß allein an dem einen Ende eines großen düstern Speisezimmers, und als meine Mahlzeit vorüber war, blieb mir nur die Aussicht auf einen langen und langweiligen Abend, ohne daß ich wußte, wie ich ihn am besten zubringen sollte. Ich rief den Wirth und verlangte etwas zu lesen; er brachte mir den ganzen literarischen Vorrath seines Haushaltes, nämlich eine holländische Familienbibel, einen Almanach in derselben Sprache und eine Anzahl alter Pariser Zeitungen. Während ich schläferig über einer der letztern saß und alte Neuigkeiten oder fade Kritiken las, wurde mein Ohr dann und wann von Ausbrüchen eines Gelächters berührt, welches aus der Küche zu dringen schien. Ein Jeder, welcher den Continent bereist hat, muß wissen, welch' ein beliebter Ort die Küche eines Dorfgasthofes für die mittlere und untere Classe der Reisenden ist, und zwar ganz besonders während jenes zweideutigen Witterungsstandes, wo ein Feuer gegen Abend angenehm wird. Ich warf die Zeitung bei Seite und suchte den Weg zur Küche, um der Gruppe einen Blick zu schenken,

welche so lustig zu sein schien. Sie bestand theils aus Reisenden, die einige Stunden früher in einer Postkutsche angekommen waren, theils aus den gewöhnlichen Insassen und Gästen eines Wirthshauses. Sie saßen rund um einen großen stattlichen Ofen, den man für einen Altar hätte halten können, bei welchem sie ihre Andacht verrichteten. Derselbe war mit verschiedenen strahlend hellpolirten Küchengeschirren bedeckt, unter denen sich auch, dampfend und zischend, ein großer kupferner Theekessel wahrnehmen ließ. Eine große Lampe warf eine starke Lichtmasse auf die Gruppe und setzte manche wunderliche Gesichtsformen in grelles Licht. Ihre grellgelben Strahlen erleuchteten theilweise die geräumige Küche, um sich in den entfernten Winkeln im Dunkel zu verlieren, außer wo sie auf dem matten Glanze einer breiten Speckseite ruhten oder von wohlgescheuerten Geräthschaften reflectirt wurden, welche mitten aus der Dunkelheit hervorschimmerten. Ein großes flanderisches Mädchen, mit langen goldenen Ohrgehängen und einem Halsband, woran ein goldenes Herz hing, war die gebietende Priesterin des Tempels.

Viele von der Gesellschaft waren mit Pfeifen versehen und die meisten von ihnen mit einem Abendtrunk. Ihre Lustigkeit war, wie ich fand, durch Anekdoten veranlaßt, die ein kleiner schwarzer Franzose, mit schmalem, trockenem Gesicht und starkem Backenbart, von seinen Liebesabenteuern zum Besten gab; den Schluß einer jeden begleitete dann stets einer jener Ausbrüche herzlichen unceremoniösen Gelächters, welchem sich ein Mann in dem Tempel echter Freiheit, den man Wirthshaus nennt, wol überläßt.

Da ich einen langweiligen lästigen Abend nicht besser hinzubringen wußte, so nahm ich Platz beim Ofen und lauschte einer Menge zum Theil sehr übertriebener und meist sehr fader Reisegeschichten. Sie sind jedoch sämmtlich meinem treulosen Gedächtnisse entschlüpft, eine ausgenommen, deren Mittheilung ich versuchen will. Ich fürchte nur, daß ihr Hauptreiz auf der Manier, in welcher sie vorgetragen wurde, und auf dem eigenthümlichen Ansehen des Erzählers beruhte. Er war ein wohlbeleibter alter Schweizer, der wie ein reisender Veteran aussah. Er trug ein verschossenes grünes Reisehabit, einen breiten Gürtel um die Taille, und ein Paar Ueberziehhosen mit Knöpfen von den Hüften bis zu den Knöcheln. Er hatte ein volles rothes Gesicht mit Adlernase, Doppelkinn und freundlich blinzelnden Augen. Sein lichtes Haar kräuselte sich unter einer alten grünsammtnen Reisemütze hervor, die auf der einen Seite seines Kopfes saß. Mehr als einmal wurde er durch die Ankunft von Gästen oder durch Bemerkungen seiner Zuhörer unterbrochen, und dann und wann pausirte er, um seine Pfeife wieder zu stopfen, wobei er gewöhnlich einen schelmischen Seitenblick und einen schalkhaften Scherz für die hübsche Küchenmagd in Bereitschaft hatte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0090-6

Ich wünschte, mein Leser könnte sich den alten Burschen vorstellen, wie er behaglich in einem geräumigen Lehnstuhle saß: — einen Arm in die Seite gestemmt, in der andern eine seltsam geformte Tabackspfeife von echtem Meerschaum mit Silberkette und Seidenquaste haltend, den Kopf nach einer Seite emporwerfend und die Erzählung gelegentlich mit einem possirlichen Mienenspiele begleitend. Und so trug er folgende Geschichte vor.

Der
gespenstische Bräutigam.

Erzählung eines Reisenden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0093-3

Der unterrichtete und in unersprießlichem Wissen wohlbewanderte Leser wird bemerken, daß dem alten Schweizer die Idee zu dieser Erzählung durch eine kleine französische Anekdote von einem Vorfall, der zu Paris stattgefunden haben soll, eingegeben worden sein muß.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0094-9

Er, dem dies Mahl bestimmt, er liegt
Wol bald in kalten Schlaf gewiegt!
Zur Ruh' führt' ich ihn gestern Nacht,
Graysteel hat heut sein Bett gemacht.
Sir Eger, Sir Grahame und Sir Graysteel.

Auf dem Gipfel einer der Höhen des Odenwaldes, einer wildromantischen Gebirgslandschaft Oberdeutschlands, welche nicht fern vom Zusammenflusse des Mains und Rheins liegt, stand vor vielen, vielen Jahren das Schloß des Freiherrn von Landshort. Es ist jetzt gänzlich verfallen und fast begraben unter Buchen und düstern Fichten, über denen man jedoch den alten Wartthurm noch bemüht sieht, sein Haupt, gleich dem genannten frühern Besitzer, hoch zu tragen und auf das benachbarte Land hinabzuschauen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0095-5

Der Freiherr war ein dürrer Zweig der großen Familie von Katzenellnbogen*) und erbte die Ueberbleibsel des Eigenthums nebst all dem Stolze seiner Vorfahren. Die Kriegs- und Raufluft seiner Vorgänger hatte die Familienbesitzungen zwar sehr heruntergebracht; aber gleichwol bemühte sich der Freiherr, noch immer einen Schein der frühern Herrlichkeit aufrecht zu erhalten. Die Zeiten waren friedlich und die deutschen Edelleute hatten meistens ihre unbequemen alten Schlösser, die wie Adlernester auf den Bergen klebten, verlassen und bequemere Wohnsitze in den Thälern gebaut. Der Freiherr aber schloß sich stolz in seine kleine Festung ein, indem er mit angeerbter Hartnäckigkeit keine der alten Familienfehden verjähren ließ und sich deshalb in übelm Vernehmen mit einigen seiner nächsten Nachbarn wegen Streitigkeiten befand, die zwischen ihren Ururgroßvätern stattgefunden hatten.

Der Freiherr hatte nur ein einziges Kind, eine Tochter; aber wenn die Natur nur ein Kind gewährt, so entschädigt sie stets dadurch, daß sie es zu einem Wunder gedeihen läßt. So war es denn auch mit der Tochter des Freiherrn. Alle Wärterinnen, Gevatterinnen und Muhmen versicherten dem Vater, daß sie ihres Gleichen an Schönheit in ganz Deutschland nicht habe; und sie mußten das doch am besten wissen! Ueberdies war sie mit großer Sorgfalt unter der Aufsicht zweier jungfräulichen Tanten erzogen worden, welche einige Jahre ihres frühern Lebens an einem der kleinen deutschen Höfe zugebracht hatten und in Allem, was zur Erziehung einer vornehmen Dame erforderlich ist, wohlbewandert waren. Unter ihrer Leitung ward sie ein Wunder an Vollkommenheit. Als sie achtzehn Jahre zählte, konnte sie bewunderungswürdig sticken und hatte auf Teppichen ganze Geschichten der Heiligen mit so ausdrucksvollen Gesichtern zu Stande gebracht, daß sie wie ebenso viele Seelen im Fegefeuer aussahen. Sie konnte ohne große Schwierigkeit lesen und hatte sich durch verschiedene Kirchenlegenden und fast alle ritterlichen Wunder des „Heldenbuchs" hindurchbuchstabirt. Sie hatte sogar bedeutende Fortschritte im Schreiben gemacht und konnte ihren eigenen Namen ohne einen Buchstaben zu vergessen und zwar so leserlich aufs Papier setzen, daß ihn ihre Tanten ohne Brille zu lesen vermochten. Mit außerordentlicher Geschicklichkeit verstand sie nach Damenart allerlei kleine elegante zwecklose Spielereien zu verfertigen, war wohlbewandert in den wunderlichsten Tänzen, welche die Mode mit sich brachte, spielte eine Menge Melodien auf der Harfe und Guitarre und wußte all' die zartsinnigen Lieder der Minnesänger auswendig.

---

*) Eine in frühern Zeiten sehr mächtige Familie jener Gegend. Der Name wurde, wie man sagt, zu Ehren einer ausgezeichneten Dame dieses Hauses angenommen, die wegen ihres schönen Arms berühmt war.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0096-1

Auch waren ihre Tanten, da sie sich in jüngern Jahren als große Flattergeister und Koketten ausgezeichnet hatten, ganz vorzüglich geeignet, wachsame Hüterinnen und strenge Richterinnen des Benehmens ihrer Nichte zu sein, denn keine Duenna hält strenger auf Ehrbarkeit und unerbittlicher auf Sitte, als eine alte Kokette. Die Pflegbefohlene ward von ihnen selten aus dem Auge gelassen; sie ging nie über den Bezirk des Schlosses hinaus, ohne wohlbegleitet oder vielmehr wohlbewacht zu sein; fortwährend hörte sie Vorlesungen über strenge Sitte und unbedingten Gehorsam; und was die Männer betraf — pah! — diese wußte sie, Dank ihrer Erziehung! in solcher Entfernung zu halten und ein so unbedingtes Mistrauen gegen sie zu hegen, daß sie ohne ausdrückliche Ermächtigung dem hübschesten Ritter in der Welt keinen Blick geschenkt haben würde, selbst wenn er zu ihren Füßen gestorben wäre.

Die trefflichen Wirkungen dieses Systems sprangen ins Auge. Die junge Dame war ein Muster von Folgsamkeit und Wohlerzogenheit. Während Andere ihre Anmuth den schnöden Blicken der Welt preisgaben und in Gefahr standen, von jeder Hand gepflückt und wieder weggeworfen zu werden, blühte sie züchtig in frischer und lieblicher Weiblichkeit unter dem Schutze jener reinen Jungfrauen, gleich einer Rosenknospe zwischen schützenden Dornen. Ihre Tanten blickten mit Stolz und Freude auf sie und behaupteten rühmend, daß, ob auch alle andern jungen Damen in der Welt einen Fehltritt thun möchten, doch nimmer etwas Derartiges der Erbin von Katzenellnbogen begegnen könnte.

Wie karg indeß auch der Freiherr von Landshort mit Kindern versehen sein mochte, so war sein Haushalt doch keineswegs ein kleiner, denn die Vorsehung hatte ihn reich mit armen Verwandten gesegnet. Sie besaßen insgesammt die liebevolle Anhänglichkeit, welche armen Verwandten eigen zu sein pflegt: sie waren dem Freiherrn außerordentlich zugethan und ergriffen jede Gelegenheit, um scharenweise herbeizukommen und das Schloß zu beleben. Alle Familienfeste wurden von diesen guten Leuten auf des Freiherrn Kosten gefeiert, und wenn sie von der guten Bewirthung begeistert waren, erklärten sie immer, daß es auf Erden nichts so Köstliches gäbe, als diese Familienversammlungen, diese Jubelfeste des Herzens.

Obwol der Freiherr ein kleiner Mann war, besaß er doch eine große Seele, die sich mit stolzer Genugthuung bei dem Bewußtsein erhob, daß er der größte Mann in der kleinen Welt um ihn her wäre. Er erzählte gern lange Geschichten von den kräftigen alten Kriegern, deren Bilder mürrisch von den Wänden niederschauten, und die unvergleichlichsten Zuhörer, die er fand, waren Diejenigen, die sich auf seine Kosten pflegten. Er besaß eine große Vorliebe für das Wunderbare und glaubte fest an alle die übernatürlichen Sagen, an denen jeder Berg und jedes Thal in Deutschland reich ist. Der Glaube

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0097-6

seiner Gäste überstieg jedoch selbst seinen eigenen; sie lauschten jeder Wundergeschichte mit offenem Mund und Augen und ermangelten nie darüber erstaunt zu sein, wenn sie auch zum hundertsten mal erzählt wurde. So lebte der Freiherr von Landshort als das Orakel seiner Tafel, als absoluter Monarch seines kleinen Gebiets, und vor allen Dingen glücklich in der Ueberzeugung, daß er der weiseste Mann seiner Zeit sei.

Zu der Zeit, in welcher meine Geschichte spielt, fand im Schlosse eine große Familienversammlung wegen einer höchst wichtigen Angelegenheit statt: man stand nämlich im Begriff, den für des Freiherrn Tochter bestimmten Bräutigam zu empfangen. Es war eine Unterhandlung zwischen dem Vater und einem alten baierischen Edelmanne gepflogen worden, um die Würde ihrer Häuser durch die Vermählung ihrer Kinder zu verschmelzen. Die Präliminarien waren mit gehöriger Genauigkeit verhandelt worden. Die jungen Leute waren verlobt, ohne einander gesehen zu haben, und die Zeit der Vermählung war bereits festgesetzt. Der junge Graf von Altenburg war deshalb aus dem Feldlager zurückgerufen worden und befand sich jetzt auf der Reise zu dem Freiherrn, um seine Braut zu empfangen. Man hatte von Würzburg aus, wo er durch einen Zufall aufgehalten wurde, Nachricht von ihm erhalten, wodurch er Tag und Stunde seiner Ankunft meldete.

Das Schloß war wie in einem Aufruhr durch die Vorbereitungen zu einem gebührenden Empfange. Die schöne Braut war mit ungewöhnlicher Sorgfalt herausgeputzt worden. Die beiden Tanten hatten ihre Toilette beaufsichtigt und den ganzen Morgen über jedes Stück ihrer Kleidung gestritten. Die junge Dame hatte sich ihren Streit zu Nutze gemacht, um der Neigung ihres eigenen Geschmacks zu folgen, und glücklicherweise besaß sie einen guten Geschmack. Sie sah so lieblich aus, wie es ein jugendlicher Bräutigam nur wünschen konnte, und die Unruhe der Erwartung erhöhte noch den Glanz ihrer Reize.

Das Erröthen, welches sich öfters über Gesicht und Hals verbreitete, das Wogen des Busens, das dann und wann in Träumerei verlorene Auge, Alles verrieth den sanften Sturm, welcher ihr kleines Herz bewegte. Die Tanten machten sich beständig um sie zu schaffen, denn unvermählte Tanten pflegen großes Interesse an derartigen Angelegenheiten zu nehmen. Sie gaben ihr eine Fülle eindringlichen Rathes, wie sie sich benehmen, was sie sagen und in welcher Weise sie den erwarteten Liebhaber empfangen sollte.

Der Freiherr war nicht minder mit Vorbereitungen beschäftigt. Er hatte genau genommen zwar nichts zu thun, aber er war von Natur ein beweglicher lebhafter kleiner Mann und konnte nicht unthätig bleiben, während alle Welt in Bewegung war. Mit der Miene unendlicher Besorglichkeit hastete er

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0098-2

durch alle Gemächer des Schlosses; beständig rief er die Diener von ihrer Arbeit, um sie zum Fleiß zu ermahnen, und in allen Winkeln fuhr er so müßig, rastlos und lästig umher, wie eine Schmeißfliege an warmen Sommertagen.

Inzwischen hatte man das gemästete Kalb geschlachtet; der Wald hatte vom Getümmel der Jäger wiedergehallt; die Küche war mit guten Speisen angefüllt; die Keller hatten ganze Oceane von Rheinwein und Fernewein geliefert, und selbst das große Heidelberger Faß war in Contribution gesetzt worden. Alles war bereit, um den ausgezeichneten Gast mit Saus und

Braus im echten Geiste deutscher Gastfreiheit zu empfangen — aber der Gast wollte nicht kommen. Stunde nach Stunde entschwand. Die Sonne, welche ihre Scheidestrahlen über die reichen Forste des Odenwaldes gesendet hatte, dämmerte jetzt nur längs der Berggipfel. Der Freiherr bestieg den höchsten Thurm und strengte die Augen in der Hoffnung an, den Grafen und sein Gefolge in der Ferne zu erblicken. Einmal glaubte er sie zu erkennen; Hörnerklang scholl aus dem Thale herauf und wurde durch das Echo der Berge nachgerufen. Weit unten sah man eine Anzahl Reiter, die langsam längs der Straße herzogen; als sie jedoch den Fuß des Berges beinahe erreicht hatten, schlugen sie plötzlich eine andere Richtung ein. Der

letzte Sonnenstrahl entschwand — die Fledermäuse begannen im Zwielicht zu flattern — die Landstraße gewann ein dunkleres und dunkleres Ansehen — und nichts schien sich darauf zu regen, außer dann und wann ein von seiner Arbeit heimkehrender Landmann.

Während sich das alte Schloß Landshort in diesem Zustande der Verlegenheit befand, war ein anderer Theil des Odenwaldes Zeuge einer höchst rührenden Scene.

Der junge Graf von Altenburg folgte ruhig seiner Straße in jener Gelassenheit und Gemüthsruhe, in welcher ein Mann der Ehe entgegenreist, wenn ihm seine Freunde alle Mühe und Unsicherheit der Bewerbung abgenommen haben und eine Braut am Ende seiner Reise so zuverlässig seiner wartet, wie eine Mahlzeit. In Würzburg hatte er einen jungen Waffengefährten getroffen, dessen Kriegskamerad er einige Zeit an den Grenzen gewesen war. Er hieß Hermann von Starkenfaust, war eins der wackersten Herzen, einer

der tapfersten Arme deutscher Ritterschaft und kehrte jetzt vom Heere zurück. Seines Vaters Schloß lag nicht sehr fern von der alten Veste Landshort, doch hatte eine erbliche Fehde die Familien einander zu Feinden und Fremdlingen gemacht.

In der warmen herzlichen Stunde des Wiedersehens erzählten die jungen Freunde all' ihre überstandenen Abenteuer und Schicksale, und der Graf berichtete die ganze Geschichte seiner beabsichtigten Hochzeit mit einer jungen Dame, die er niemals gesehen, von deren Reizen man ihm jedoch die entzückendsten Schilderungen gemacht hatte.

Da die Straße der Freunde in der nämlichen Richtung lag, so beschlossen sie, den Rest der Reise mit einander zu machen, und um dies mit um so größerer Muße zu thun, brachen sie sehr frühzeitig von Würzburg auf, nachdem der Graf seinem Gefolge Weisung ertheilt hatte, nachzufolgen und ihn einzuholen.

Sie unterhielten sich unterwegs sehr gut mit Erinnerungen an ihre kriegerischen Scenen und Abenteuer, nur daß sich der Graf geneigt zeigte, dann und wann sich ein wenig zu weitschweifig über die gerühmten Reize seiner Braut und das seiner wartende Glück auszulassen.

Also plaudernd hatten sie die Berge des Odenwaldes erreicht und zogen durch eines seiner einsamsten und dichtbewaldetsten Thäler. Es ist wohlbekannt, daß die Wälder Deutschlands stets ebenso sehr von Räubern, als seine Schlösser von Gespenstern heimgesucht worden sind, und um diese Zeit waren die erstern durch Scharen abgedankter Soldaten, welche das Land durchstreiften, besonders zahlreich geworden. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß die Ritter von einer Bande dieser Landstreicher mitten im Walde angegriffen wurden. Sie vertheidigten sich tapfer, waren aber beinah überwältigt, als ihnen des Grafen Gefolge zu Hülfe kam. Beim Anblick desselben flohen die Räuber, doch leider hatte der Graf zuvor noch eine tödtliche Wunde erhalten. Sanft und sorgsam trug man ihn nach der Stadt Würzburg zurück und rief einen Mönch aus einem benachbarten Kloster herbei, der wegen seiner Geschicklichkeit in hülfreicher Behandlung sowol der Seele als des Körpers berühmt war; allein die eine Hälfte seiner Geschicklichkeit war überflüssig: die Augenblicke des unglücklichen Grafen waren gezählt.

Mit seinen letzten Athemzügen bat er noch seinen Freund dringend, sich sofort nach dem Schlosse Landshort zu begeben und den traurigen Zufall zu melden, der es ihm unmöglich gemacht hatte, seiner Braut Wort zu halten. Wenn auch keineswegs einer der feurigsten Liebhaber, so war er doch einer der gewissenhaftesten Männer und schien aufs ernstlichste darum besorgt, daß sein Auftrag schleunig und in angemessener Form ausgeführt werden möchte. „Wofern dies nicht geschieht", sagte er, „so werd' ich nicht ruhig in meinem

Grabe schlafen!“ Diese letzten Worte wiederholte er mit besonderer Feierlichkeit. Ein Gesuch, welches in einem so ergreifenden Augenblicke ausgesprochen wurde, ließ kein Bedenken zu. Starkenfaust bemühte sich, ihn zu beruhigen, versprach seinen Wunsch treulich zu erfüllen, und gab ihm als feierliches Unterpfand die Hand darauf. Der Sterbende drückte dieselbe mit dankbarem Blicke, begann jedoch bald wieder in Fieberträume zu verfallen; er sprach in verworrenen Phantasien von seiner Braut, seinen Verpflichtungen, seinem verpfändeten Worte; er befahl sein Pferd zu satteln, weil er nach dem Schlosse Landshort reiten müßte, und er starb in der Einbildung, daß er sich soeben in den Sattel schwänge.

Starkenfaust weihte dem so unzeitigen Tode seines Kameraden einen Seufzer und die Thräne eines Kriegers; dann erwog er den mislichen Auftrag, den er übernommen hatte. Sein Herz war schwer und sein Kopf in Verlegenheit, denn er sollte als ungebetener Gast unter feindliche Leute treten und ihr Fest durch Nachrichten trüben, wodurch ihre Hoffnungen einen tödtlichen Stoß erhalten mußten. Gleichwol wurde in seinem Busen mehrfach ein gewisses Geflüster der Neugier laut, diese weitberühmte Schönheit von Katzenellnbogen zu sehen, die so behutsam vor der Welt verschlossen wurde; er war nämlich ein leidenschaftlicher Bewunderer des schönen Geschlechts, und seinem Charakter war etwas so Excentrisches und Unternehmendes eigen, daß er vor keinem noch so seltsamen Abenteuer zurückschreckte.

Bevor er abreiste, traf er gebührende Uebereinkunft mit der heiligen Brüderschaft des Klosters in Betreff der feierlichen Bestattung seines Freundes, welcher im Dome zu Würzburg, in der Nähe einiger erlauchten Verwandten,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0102-9

beigesetzt werden sollte; die Reste des Grafen wurden in der Obhut seines trauernden Gefolges zurückgelassen.

Doch es ist hohe Zeit, daß wir zu der alten Familie von Katzenellnbogen, die ungeduldig auf ihren Gast und noch ungeduldiger auf das Essen wartete, und zu dem wackern kleinen Freiherrn zurückkehren, den wir verließen, wie er auf der Warte ein Luftbad nahm.

Die Nacht brach herein, aber immer noch langte kein Gast an. Voll Verzweiflung stieg der Freiherr vom Thurme herab. Das Festmahl, welches man von Stunde zu Stunde hinausgerückt hatte, konnte nicht länger verschoben werden. Die Speisen hatten bereits zu lange gestanden; der Koch schwebte in Todesangst und die ganze Dienerschaft hatte das Ansehen einer

durch Hunger heruntergebrachten Besatzung. Mit Widerstreben sah sich der Freiherr genöthigt, die Mahlzeit ohne Gegenwart des Gastes beginnen zu lassen. Man setzte sich zu Tisch und war eben im Begriff zuzulangen, als plötzlich der Klang eines Horns außerhalb des Thores die Ankunft eines Fremden verkündigte. Ein zweiter langgehaltener Stoß ins Horn hallte in den alten Höfen des Schlosses wieder und wurde durch den Schloßwart beantwortet. Der Freiherr beeilte sich, seinen künftigen Schwiegersohn zu empfangen.

Die Zugbrücke war niedergelassen worden und der Fremde hielt vor dem Thor. Er war ein hochgewachsener stattlicher Ritter und saß auf einem schwarzen Hengst. Sein Gesicht war bleich, aber er besaß ein glänzendes schwärmerisches Auge und seine Miene bekundete eine edle Melancholie. Dem

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0103-5

Freiherrn war es nicht ganz recht, daß er in so schlichter Weise und so ganz ohne Begleitung erschien. Er fühlte sich einen Augenblick lang in seiner Würde gekränkt und war geneigt, dies Benehmen als einen Mangel gebührenden Respects gegenüber der wichtigen Angelegenheit und der gleichfalls wichtigen Familie zu betrachten, mit welcher er sich verbinden wollte. Er beruhigte sich indeß mit dem Gedanken, daß es wol nur jugendliche Ungeduld gewesen sein müßte, was ihn seinen Begleitern so weit vorausgetrieben hätte.

„Es thut mir leid", sagte der Fremde, „mich so zur Unzeit einzudrängen —"

Hier unterbrach ihn der Freiherr mit einer Flut von Complimenten und Begrüßungen, denn er that sich, offen gestanden, auf seine Höflichkeit und Redegabe etwas zugute. Der Fremde versuchte ein oder zwei mal den Strom der Worte aufzuhalten, aber es war vergebens; so beugte er denn sein Haupt und ließ ihn über sich ergehen. Als der Freiherr endlich zu einer Pause gekommen war, hatten sie den innern Schloßhof erreicht, und hier war der Fremde wieder im Begriff zu sprechen; aber er wurde abermals und zwar durch das Erscheinen der weiblichen Mitglieder der Familie unterbrochen, welche die zögernde und erröthende Braut ihm entgegenführten. Einen Augenblick schaute er wie ein Bezauberter auf sie; seine ganze Seele schien sich in diesem Anschauen auszuströmen und auf dieser lieblichen Gestalt zu ruhen. Eine von den jungfräulichen Tanten flüsterte ihr etwas ins Ohr; sie machte einen Versuch zu sprechen; ihr schwimmendes blaues Auge hob sich schüchtern; ein scheuer forschender Blick fiel auf den Fremden und senkte sich gleich wieder zu Boden. Die Worte starben hinweg, aber es spielte ein so süßes Lächeln um ihre Lippen und Wangen, daß sich daraus erkennen ließ, ihr flüchtiger Blick habe ihr nichts Unangenehmes gezeigt. Ein Mädchen in dem empfänglichen Alter von achtzehn Jahren, welches man so ausdrücklich auf Liebe und Ehe vorbereitet hatte, mußte an einem so stattlichen Ritter nothwendigerweise Gefallen finden.

Der Gast war zu so später Stunde eingetroffen, daß keine Zeit zu Besprechungen übrigblieb. Der Freiherr drängte, verschob jede besondere Unterredung auf den Morgen und führte die Gesellschaft zu dem unberührten Festmahl.

Dasselbe war im großen Saale des Schlosses aufgetragen. Rings an den Wänden hingen die grobgepinselten Bilder der Helden des Hauses Katzenellnbogen und die Trophäen, welche sie im Felde und auf der Jagd erbeutet hatten. Narbenvolle Harnische, zersplitterte Turnierlanzen und zerfetzte Fahnen mischten sich mit Jagdtrophäen; die Kinnbacken des Wolfs und die Hauer des Ebers grinsten grausig zwischen Armbrüsten und Streitäxten,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0104-0

und ein gewaltiges Hirschgeweih streckte sich unmittelbar über dem Kopfe des jungen Bräutigams empor.

Der Ritter schenkte der Gesellschaft und der Mahlzeit nur wenig Aufmerksamkeit. Er berührte die Speisen kaum und schien nur in Bewunderung seiner Braut versunken. Er sprach mit so leiser Stimme, daß ihn kein Dritter vernehmen konnte, denn die Sprache der Liebe ist niemals laut; wo aber gäbe es ein weibliches Ohr, welches das sanfteste Flüstern des Liebhabers nicht zu verstehen vermöchte? Es lag in seinem Wesen ein Gemisch von Zärtlichkeit und Ernst, welches eine gewaltige Wirkung auf die junge Dame zu haben schien. Fortwährend wechselte sie die Farbe, während sie ihm mit tiefer Aufmerksamkeit zuhörte. Dann und wann gab sie erröthend eine Antwort, und wenn sein Auge abgewendet war, warf sie auch wol einen verstohlenen Seitenblick auf sein schwärmerisches Gesicht, und ein sanfter Seufzer drückte dann die Seligkeit aus, welche ihr Herz empfand. Es war augenscheinlich, daß das junge Paar vollständig in Liebe zueinander erglüht war. Die in den Geheimnissen des Herzens gründlich bewanderten Tanten erklärten, daß die jungen Leute beim ersten Anblick von gegenseitiger Liebe ergriffen worden wären.

Das Festmahl hatte seinen lustigen oder zum wenigsten geräuschvollen Fortgang, denn die Gäste waren sämmtlich mit jenem scharfen Appetite gesegnet, der bei leichten Börsen und Bergluft nicht leicht fehlt. Der Freiherr erzählte seine besten und längsten Geschichten und noch nie hatte er sie so gut und mit so großer Wirkung vorgetragen. Kam dabei etwas Wunderbares vor, so waren seine Zuhörer in Staunen versunken, und kam etwas Spaßhaftes vor, so lachten sie sicherlich genau an der rechten Stelle. Freilich war der Freiherr, gleich den meisten großen Männern, viel zu würdevoll, um einen andern als einen matten Witz aussprechen zu können; er erhielt indeß stets durch einen Becher trefflichen Hochheimers Nachdruck, und selbst ein matter Witz ist unwiderstehlich, wenn ihn Jemand an seiner eigenen Tafel mit kräftigem altem Weine zum Besten gibt. Viele gute Sachen wurden von schwächern und stärkern Witzköpfen gesagt, die sich nicht wol wiederholen lassen würden, außer bei ähnlichen Gelegenheiten; viele schalkhafte Reden wurden in Damenohren geflüstert, daß die Zuhörerinnen vor unterdrücktem Lachen fast ersticken mußten, und ein armer, aber lustiger und offenherziger Vetter des Freiherrn brüllte ein paar Lieder, wobei die jungfräulichen Tanten ihre Fächer vors Gesicht zu halten nicht umhinkonnten.

Inmitten aller dieser Lustigkeit behauptete der fremde Gast einen höchst sonderbaren, mit der allgemeinen Munterkeit wenig in Einklang stehenden Ernst. Während der Abend vorrückte, nahm sein Gesicht einen noch melancholischern

Ausdruck an, und, so seltsam dies auch erscheinen mag, selbst die Späße des Freiherrn schienen ihn nur noch trauriger zu stimmen. Manchmal war er in Gedanken versunken und manchmal irrte sein Auge verstört und unruhig umher und sprach seinen getrübten Gemüthszustand deutlich aus. Seine Gespräche mit der Braut wurden immer ernster und geheimnißvoller. Düstere Wolken begannen sich auf ihrer heitern Stirn zu lagern, und öfters überlief ein Schauer der Furcht ihren zarten Leib.

Alles dies konnte von der Gesellschaft nicht unbemerkt bleiben. Ihre Heiterkeit wurde durch die unerklärliche Traurigkeit des Bräutigams niedergedrückt; ihre Munterkeit war gedämpft; Geflüster und Blicke wurden gewechselt und von Achselzucken und bedenklichem Kopfschütteln begleitet. Gesang und Lachen wurden seltener und seltener; in der Unterhaltung traten unheimliche Pausen ein, auf welche endlich seltsame Geschichten und übernatürliche Sagen folgten. Eine düstere Geschichte rief immer eine andere hervor, die noch düsterer war, und der Freiherr erschreckte durch die Erzählung vom gespenstischen Reiter, der die schöne Leonore entführte, einige Damen fast bis zu Krämpfen; es ist das eine ebenso furchtbare als wahre Geschichte, die bekanntlich später in vortreffliche Verse gebracht worden ist, um von aller Welt gelesen und geglaubt zu werden.

Der Bräutigam lauschte dieser Erzählung mit tiefer Aufmerksamkeit. Er hielt sein Auge fest auf den Freiherrn gerichtet und begann, während die Geschichte ihrem Schlusse nahete, sich allmälig von seinem Stuhle zu erheben, größer und größer zu werden, bis er in des Freiherrn umnebeltem Auge fast zu einem Riesen anzuwachsen schien. In dem Augenblicke, wo die Erzählung endete, stieß er einen tiefen Seufzer aus und sagte der Gesellschaft ein feierliches Lebewohl. Alle waren wie versteinert und der Freiherr geradezu vom Donner gerührt.

„Wie! das Schloß um Mitternacht verlassen? Ei, Alles ist für Eure Aufnahme in Bereitschaft gesetzt und ein Zimmer in Ordnung, wenn Ihr Euch zurückzuziehen wünscht.“

Der Fremde schüttelte traurig und geheimnißvoll den Kopf. „Ich muß mein Haupt heute Nacht in einem ganz andern Gemach niederlegen!“

In dieser Antwort und ihrem Tone lag Etwas, was des Freiherrn Herz mit banger Ahnung füllte; aber er nahm seinen Muth zusammen und wiederholte seine gastfreundlichen Vorstellungen.

Schweigend aber entschieden schüttelte der Fremde sein Haupt zu jedem Anerbieten, und dann schritt er, der Gesellschaft sein Lebewohl zuwinkend, langsam aus dem Saale. Die jungfräulichen Tanten waren zu Bildsäulen erstarrt; die Braut senkte den Kopf, und eine Thräne stahl sich in ihr Auge.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0106-2

Der Freiherr folgte dem Fremden in den großen Schloßhof, wo der Rappe schon den Boden stampfte und ungeduldig schnaubte. — Als sie das Portal erreicht hatten, dessen Bogengang durch eine Leuchte matt erhellt war, blieb der Fremde stehen und redete den Freiherrn mit einer hohlen Stimme an, welche von der gewölbten Decke wiederhallend noch grabähnlicher tönte.

„Nun wir allein sind", sagte er, „will ich Euch den Grund meines Gehens mittheilen. Ich habe eine feierliche, unerlaßliche Verpflichtung —"

„Warum", sagte der Freiherr, „könntet Ihr nicht Jemand statt Eurer senden?"

„Kein Stellvertreter ist zulässig; ich muß in Person gehen; ich muß hinweg nach dem würzburger Dome —"

„Ja", sagte der Freiherr, Muth schöpfend, „aber nicht eher als morgen — morgen werdet Ihr Eure Braut dorthin führen."

„Nein, nein!" erwiderte der Fremde, indem er einen noch feierlichern Ton annahm, „meine Verpflichtung gilt keiner Braut — den Würmern! Die Würmer erwarten mich! Ich bin ein Todter — Räuber haben mich erschlagen — mein Körper liegt zu Würzburg — um Mitternacht soll ich begraben werden — das Grab wartet auf mich — ich muß meiner Bestimmung folgen!"

Er schwang sich auf seinen schwarzen Renner, sprengte über die Zugbrücke und bald verlor sich der Hufschlag seines Pferdes im Pfeifen des Nachtwindes.

In tiefster Bestürzung kehrte der Freiherr in den Saal zurück und berichtete das Geschehene. Zwei Damen fielen auf der Stelle in Ohnmacht, Andern ward unwohl bei dem Gedanken, mit einem Gespenst bankettirt zu haben. Einige waren der Ansicht, es könnte der in der deutschen Sage berüchtigte wilde Jäger gewesen sein. Manche sprachen von Berggeistern, von Waldgespenstern und andern übernatürlichen Wesen, von denen die guten Leute in Deutschland seit undenklichen Zeiten so arg geplagt worden sind. Einer der armen Verwandten wagte anzudeuten, daß es ein scherzhaftes Schelmstück des jungen Ritters sein könnte und daß gerade der düstere Charakter seines wunderlichen Einfalls bei einem so melancholischen Manne natürlich erscheine. Dadurch zog er sich jedoch den Unwillen der ganzen Gesellschaft und namentlich des Freiherrn zu, der ihn wenig besser als einen Ungläubigen betrachtete, sodaß er sich beeilte, so geschwind als möglich seine Ketzerei abzuschwören und sich zur Meinung der Rechtgläubigen zu bekennen.

Welche Zweifel man indeß auch gehegt haben mochte, sie wurden vollständig beseitigt, als am nächsten Tage die sichere Nachricht eintraf, wodurch die Kunde von der Ermordung des jungen Grafen und von seiner Bestattung im würzburger Dome bestätigt wurde.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0107-7

Man wird sich das Entsetzen im Schlosse vorstellen können. Der Freiherr schloß sich in sein Zimmer ein. Die Gäste, welche gekommen waren, an seiner Freude theilzunehmen, durften ihn nun anstandshalber in seinem Kummer nicht verlassen. Sie spazierten in den Höfen umher, oder sammelten sich in Gruppen im Saale, und stellten kopfschüttelnd und achselzuckend Betrachtungen über das Misgeschick eines so guten Mannes an. Sie saßen länger denn je bei Tafel, und aßen und tranken stärker denn je, um ihren Muth aufrecht zu erhalten.

Am beklagenswerthesten aber war die Lage der verlassenen Braut. Einen Gemahl verloren zu haben, bevor sie ihn auch nur umarmt hatte — und welch einen Gemahl! Wenn selbst das Gespenst so gewinnend und edel sein konnte, was mußte der lebendige Mann gewesen sein! Sie erfüllte das Haus mit ihren Klagen.

In der Nacht des zweiten Tages, seitdem sie sich verlassen sah, hatte sie sich, von einer der Tanten begleitet, die durchaus mit ihr schlafen wollte, auf ihr Zimmer zurückgezogen. Die Tante, welche eine der besten Erzählerinnen von Geistergeschichten in ganz Deutschland war, hatte ihr soeben

eine der längsten erzählt und war mitten in derselben eingeschlafen. Das Zimmer war abgelegen und hatte die Aussicht auf einen kleinen Garten. Die Nichte lag gedankenvoll, die Strahlen des aufgehenden Mondes betrachtend, wie sie auf den Blättern eines Espenbaumes vor dem Fenster zitterten. Die Schloßuhr hatte soeben Mitternacht geschlagen, als plötzlich die Klänge einer sanften Musik vom Garten heraufdrangen. Schnell erhob sie sich vom Bett und eilte leisen Schrittes zum Fenster. Eine hohe Gestalt stand im

Schatten der Bäume. Als sie das Haupt erhob, fiel ein Mondstrahl auf das Gesicht. Himmel und Erde! sie erblickte das Bräutigamsgespenst! Ein lauter Schrei traf in diesem Augenblicke ihr Ohr, und ihre Tante, die, durch die Musik aufgeweckt, ihr schweigend ans Fenster gefolgt war, sank ihr in die Arme. Als sie wieder hinausschaute, war das Gespenst verschwunden.

Von den beiden Frauen war die Tante jetzt die trostbedürftigste, denn sie war vor Schrecken ganz außer sich. Was die junge Dame betraf, so hatte für sie auch selbst das Gespenst des Geliebten Etwas, was ihr theuer war. War da doch immer noch das Bild männlicher Schönheit; und

wenn auch der Schatten eines Mannes nur wenig geeignet ist, die Neigung eines liebeskranken Mädchens zu befriedigen, so kann doch auch selbst der Schatten ein Trost sein, wenn der Körper nicht zu haben ist. Die Tante erklärte, nie wieder in diesem Zimmer schlafen zu wollen; die Nichte zeigte sich jetzt mit einem male widerspenstig und erklärte ebenso fest, daß sie in keinem andern Zimmer des Schlosses schlafen würde. Die Folge war, daß sie allein darin schlafen mußte; aber sie nahm ihrer Tante das Versprechen ab, die Geschichte vom Gespenst nicht zu erzählen, damit man ihr nicht die einzige trübe Freude rauben möchte, die sie auf Erden noch hatte, die Freude, das Zimmer zu bewohnen, vor welchem der treue Schatten des Geliebten seine nächtliche Wache hielt.

Wie lange die gute alte Dame diesem Versprechen treu geblieben sein würde, ist ungewiß, denn sie plauderte für ihr Leben gern von wunderbaren Dingen, und es liegt ein Triumph in dem Umstande, der erste Erzähler einer grausigen Geschichte zu sein; es wird jedoch immer noch als ein denkwürdiges Beispiel weiblicher Verschwiegenheit in jener Gegend angeführt, daß sie die Sache bereits eine ganze Woche lang für sich behalten hatte, als sie plötzlich aller fernern Zurückhaltung durch eine Nachricht, die man eines Morgens am Frühstückstische erzählte, entbunden wurde, durch die Nachricht, daß die junge Dame nirgends zu finden sei. Ihr Gemach war leer, das Bett unberührt geblieben, das Fenster offen und der Vogel war entflohen!

Das Staunen und die Bestürzung, womit diese Kunde vernommen wurde, können sich nur Diejenigen vorstellen, welche Zeugen des Kummers gewesen sind, den die Unfälle eines großen Mannes unter seinen Freuden erregen. Selbst die armen Verwandten pausirten einen Augenblick in den unermüdlichen Arbeiten der Tafel, als die Tante, welche anfangs vor Schrecken sprachlos geblieben, die Hände ringend ausrief: „Der Spukgeist, der Spukgeist! Sie ist vom Spukgeist entführt!“

Mit wenig Worten schilderte sie die grauenvolle Erscheinung im Garten und zog den Schluß, daß das Gespenst seine Braut hinweggeführt haben müßte. Zwei von den Dienstleuten bekräftigten diese Ansicht, denn sie hatten um Mitternacht die Hufschläge eines Pferdes den Berg hinab gehört und zweifelten nicht, daß es das Gespenst gewesen, welches die Braut auf seinem schwarzen Renner mit sich ins Grab genommen hätte. Allen Anwesenden leuchtete die entsetzliche Wahrscheinlichkeit ein, denn derartige Ereignisse sind, wie viele wohlbeglaubigte Geschichten bezeugen, außerordentlich gewöhnlich in Deutschland.

In welcher beklagenswerthen Lage befand sich der arme Freiherr! Welch eine herzbrechende Verlegenheit für einen zärtlichen Vater und Mitglied der

großen Familie von Katzenellnbogen! Seine einzige Tochter war entweder ins Grab entführt worden, oder er sollte irgend einen Waldteufel zum Schwiegersohn und vielleicht eine Schar kleiner Kobolde zu Enkeln haben! Er war, wie gewöhnlich, ganz außer sich und das Schloß war völlig in Verwirrung. Man ließ die Männer zu Pferde sitzen, um jeden Weg und Steg und jedes Thal des Odenwaldes zu durchstreifen. Der Freiherr selber hatte seine Reitstiefeln angezogen, sein Schwert umgeschnallt und war im

Begriff, sein Roß zu besteigen, um sich gleichfalls an der zweifelhaften Nachforschung zu betheiligen, als er durch eine neue Erscheinung aufgehalten wurde. Man sah eine Dame, auf einem Zelter sitzend und von einem Ritter zu Rosse begleitet, sich dem Schlosse nähern. Sie galopirte zum Thore herauf, sprang vom Pferde und umfaßte, dem Freiherrn zu Füßen fallend, dessen Knie. Es war seine verlorene Tochter und ihr Gefährte — der gespenstische Bräutigam! Der Freiherr war wie versteinert. Er blickte auf seine Tochter, dann auf das Gespenst und traute fast seinen eigenen Sinnen nicht mehr. Zudem hatte sich der Fremde, seit seinem Besuche in der Geisterwelt, in seinem Aeußern wunderbar verbessert. Seine Kleidung war reich und glänzend und hob eine edle Gestalt männlichen Ebenmaßes noch mehr hervor.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0111-9

Er war nicht mehr bleich und melancholisch. Sein schönes Gesicht blühte in jugendlicher Frische, und Freude strahlte aus seinen großen dunkeln Augen.

Das Geheimniß war bald aufgeklärt. Der Ritter — denn er war, wie jeder Leser längst erkannt haben muß, keineswegs ein Gespenst — kündigte sich selbst als Hermann von Starkenfaust an. Er erzählte sein Abenteuer mit dem jungen Grafen. Er gestand, wie er nach dem Schlosse geeilt sei, um die unwillkommene Kunde zu überbringen, wie ihn aber der Redefluß des Freiherrn bei jedem Versuche, seine Mittheilung zu machen, fortdauernd

unterbrochen habe; wie er sodann durch den Anblick der Braut so vollständig gefesselt worden sei, daß er das Misverständniß stillschweigend fortbestehen lassen, um einige Stunden in ihrer Nähe weilen zu können; ferner, in welcher Verlegenheit er sich wegen eines anständigen Rückzugs befunden, bis ihm des Freiherrn Geistergeschichten die so excentrische Verabschiedung eingegeben hätten; endlich, wie er, die zwischen den Familien waltende Feindseligkeit fürchtend, seine Besuche nur verstohlen wiederholt, den Garten unterm Fenster der jungen Dame besucht, dort um diese geworben, sie gewonnen, im Triumphe hinweggeführt und, mit einem Worte, sich mit ihr vermählt habe.

Unter allen andern Umständen würde der Freiherr unbeugsam gewesen sein, denn er hielt streng auf väterliche Autorität und war aus Grundsatz hartnäckig in allen Familienfehden; aber er liebte seine Tochter; er hatte sie

als verloren beklagt; er freute sich, sie noch lebend vor sich zu sehen, und ob ihr Gemahl auch einem feindlichen Hause angehörte, so war er doch, Gott sei Dank, kein Gespenst. Mit seinen Begriffen von strenger Wahrhaftigkeit wollte sich allerdings der Scherz des Ritters, wodurch sich ihm derselbe als einen Todten vorgestellt hatte, nicht recht vertragen; aber mehre anwesende alte Freunde, die im Kriege gedient hatten, versicherten ihm, daß in der Liebe jede Kriegslist zu entschuldigen wäre und daß der Ritter, da er erst unlängst im Heere gedient, Anspruch auf ein besonderes Vorrecht habe.

Es wurde daher Alles glücklich in Ordnung gebracht. Der Freiherr verzieh dem jungen Paare auf der Stelle. Die Schmausereien im Schlosse begannen aufs neue. Die armen Verwandten überhäuften das neue Mitglied der Familie mit liebevoller Freundlichkeit; er war so ritterlich, so hochherzig — und so reich. Die Tanten ärgerten sich freilich ein wenig darüber, daß ihr System strenger Abgeschlossenheit und stummen Gehorsams sich so schlecht bewährt haben sollte; allein sie schoben Alles nur auf ihre Nachlässigkeit, insofern sie die Fenster unvergittert gelassen. Die eine von ihnen war insbesondere dadurch schmerzlich gekränkt, daß ihre Wundergeschichte so in Nichts zerging, und daß das einzige Gespenst, welches sie jemals gesehen, sich als ein nachgemachtes herausstellte; die Nichte schien aber vollkommen glücklich, den Geist im Besitze von wirklichem Fleisch und Bein gefunden zu haben — und so endigt die Geschichte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0113-0

Der Stolz des Dorfes.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0115-2

Des Wolfs Geheul, der Eule Schrei'n
Soll fern von deinem Grabmal sein!
O, daß kein wilder Wind verheere,
Kein Sturm versehre
Die süße Ruhstatt! — Immergrün
Soll sie, gepflegt von Liebe, blühn.
Herrick.

Auf der Reise durch eine der abgelegenern Grafschaften Englands war ich auf eine jener Seitenstraßen gerathen, welche durch die abgeschiedenern Theile des Landes führen, und machte eines Nachmittags in einem Dorfe Halt, dessen Lage ebenso ländlich schön als einsam war. An den Einwohnern bemerkte man eine Sitteneinfalt, wie sie in den an vielbesuchten Heerstraßen gelegenen Dörfern nicht zu finden ist. Ich beschloß hier zu übernachten, und nachdem ich meine Mahlzeit beendigt hatte, machte ich einen Ausflug, um die umliegende Scenerie zu genießen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0117-3

Mein Weg führte mich, wie es Reisenden gewöhnlich begegnet, bald zur Kirche, die in einiger Entfernung vom Dorfe stand. Sie war in der That einiger Betrachtung werth, denn ihr alter Thurm war vollständig mit Epheu überwachsen, sodaß nur hier und da ein hervorstehender Strebepfeiler, eine graue Mauerecke, oder phantastisch gestaltete Zierathen durch die grüne Decke hervorblickten. Es war ein lieblicher Abend. Die erste Hälfte des Tages war trüb und regnerisch gewesen, aber am Nachmittag hatte sich der Himmel aufgehellt, und wenn auch noch immer düstere Wolken über der Gegend hingen, so zeigte sich doch ein breiter Streifen goldenen Himmels im Westen, von welchem die sinkende Sonne ihre Strahlen durch das noch feuchte Laub spielen ließ und die ganze Natur mit einem melancholischen Lächeln übergoß. Sie schien, gleich der Scheidestunde eines guten Christen, über die Sünden und Sorgen der Welt zu lächeln und in der Heiterkeit ihres Untergangs die Zusage zu geben, daß sie in Glorie strahlend sich wieder erheben werde.

Ich hatte mich auf einen halbversunkenen Grabstein gesetzt, dachte, was in einer so ruhig ernsten Stunde natürlich genug war, an vergangene Scenen und frühere Freunde — an die Entfernten und an die Gestorbenen — und überließ mich jenen melancholischen Träumereien, die einen süßern Reiz haben, als selbst das Vergnügen. Von Zeit zu Zeit traf der Schall einer Glocke von dem benachbarten Thurme mein Ohr; diese Töne standen im Einklange mit der Scene und nicht minder mit meinen Gefühlen; es verging einige Zeit, bevor ich mich besann, daß es wol das Todtengeläut eines neuen Grabbewohners sein müßte.

Jetzt sah ich einen Leichenzug, welcher sich über den Gemeindeplatz des Dorfes bewegte; langsam zog er sich durch ein Gäßchen hin, verschwand, erschien wieder durch die Oeffnungen der Hecken, bis er an der Stelle vorüberkam, wo ich saß. Das Leichentuch hielten weißgekleidete junge Mädchen, und ein anderes etwa siebzehnjähriges ging voraus und trug einen Kranz von weißen Blumen, ein Zeichen, daß man die Hülle einer jung und unvermählt Verstorbenen bestattete. Dem Sarge folgten die Aeltern, ein ehrwürdiges Paar aus der bessern Classe des Bauernstandes. Der Vater schien seine Gefühle zu unterdrücken; aber sein starres Auge, die zusammengezogene Stirne und das tiefgefurchte Antlitz zeigten den Kampf, der sein Inneres zerriß. Sein Weib hing an seinem Arme und weinte laut in den krampfhaften Ausbrüchen mütterlichen Schmerzes.

Ich folgte dem Zug in die Kirche. Die Bahre ward in den Mittelgang gestellt, und der Kranz von weißen Blumen nebst einem Paar weißer Handschuhe wurde über dem Sitze aufgehängt, den die Verstorbene eingenommen hatte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0118-9

Jedermann kennt die ergreifende Feierlichkeit des englischen Begräbnißritus, denn wer ist so glücklich, daß er nie ein theures Wesen zum Grabe begleitet hätte? Was kann aber rührender sein, als die Worte dieses Ritus, wenn sie über den Resten der Schönheit und Unschuld gesprochen werden, die so in der Blüte des Lebens hingestreckt wurden? Bei jener einfachen, aber höchst feierlichen Ueberweisung des Körpers an das Grab: — „Erde zu Erde — Asche zu Asche — Staub zu Staub!“ — flossen die Thränen der jungen Gefährtinnen der Verstorbenen unaufhaltsam. Der Vater schien noch immer mit seinem Gefühle zu kämpfen und sich mit der Versicherung zu trösten, daß die Todten selig sind, die in dem Herrn sterben; die Mutter aber dachte ihres Kindes nur wie einer Blume des Feldes, die in ihrer süßen Anmuth gebrochen und verwelkt ist; sie war wie Rahel, „die über ihre Kinder trauerte und sich nicht trösten lassen wollte“.

Als ich zum Gasthause zurückkehrte, vernahm ich die ganze Geschichte der Verstorbenen. Sie war einfach und so wie schon viele erzählt worden sind. Die Verstorbene war die Schönheit und der Stolz des Dorfes gewesen. Ihr Vater, früher ein reicher Landwirth, war in seinen Umständen etwas zurückgekommen. Ihrer Aeltern einziges Kind, war sie ausschließlich daheim in der Einfachheit ländlichen Lebens erzogen. Sie war die Schülerin des Dorfpastors, das Lieblingslamm seiner kleinen Herde gewesen. Mit väterlicher Sorgfalt überwachte der gute Mann ihre Erziehung, die beschränkt und der Sphäre angemessen war, in welcher sich das Mädchen bewegen sollte; denn er suchte sie nur zu einer Zierde ihrer Stellung im Leben zu bilden, nicht aber sie über dieselbe zu erheben. Die Zärtlichkeit und Nachsicht ihrer Aeltern und die Befreiung von allen gewöhnlichen Beschäftigungen hatten in ihr eine natürliche Grazie und Zartheit des Charakters entwickelt, welche mit der süßen Holdseligkeit ihrer Gestalt im Einklang stand. Sie erschien wie eine zarte Gartenpflanze, die zufällig unter den kräftigern wild gewachsenen Pflanzen des Feldes erblühen muß.

Die Ueberlegenheit ihrer Reize ward von ihren Gefährtinnen ohne Neid gefühlt und anerkannt, denn diese Ueberlegenheit ward durch die anspruchslose Sanftheit und die gewinnende Freundlichkeit ihres Benehmens noch übertroffen. Von ihr konnte mit Recht gesagt werden:

Das ist das schönste Mädchen niedrer Herkunft,
Das je die Flur betrat; was sie auch thut,
Stets mahnt es an was Größres als sie selbst,
Sie ist für diesen Ort zu edel.

Das Dorf war einer jener abgelegenen Orte, in welchen man immer noch auf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0119-7

einige Spuren altenglischer Gebräuche antrifft. Es hatte seine ländlichen Festlichkeiten und Feiertagsvergnügungen, und hielt auch von den einst volksthümlichen Maifeierlichkeiten noch einige schwache Reste aufrecht. Diese waren übrigens vom dermaligen Pastor gepflegt worden, welcher ein Freund alter Sitten und einer jener schlichten Christen war, die ihre Sendung erfüllt glauben, wenn sie Freude auf Erden und Wohlgefallen unter den Menschen befördern. Unter seinen Auspicien erhob sich der Maibaum noch alljährlich im Mittelpunkte des Gemeinderasenplatzes; am 1. Mai wurde er mit Guirlanden und Wimpeln geschmückt, und man ernannte eine Maikönigin oder Maidame, welche, wie in frühern Zeiten, den Vorsitz bei den Spielen zu führen und die Preise und Belohnungen auszutheilen hatte. Die malerische Lage des Dorfes und diese phantastischen ländlichen Festlichkeiten erregten oft die Aufmerksamkeit zufälliger Besucher. Unter diesen befand sich an einem Maitage ein junger Offizier, dessen Regiment neuerdings in der Umgegend in Quartier gelegt worden war. Er war von dem natürlichen Geschmack, welcher sich bei diesen Dorfschauspielen kundgab, vor allem aber von der aufblühenden Lieblichkeit der Maikönigin bezaubert. Sie war die Lieblingsmaid des Dorfes, die man mit Blumen krönte und welche in der holden Verwirrung mädchenhafter Schüchternheit und Freude zugleich erröthete und lächelte. Die Einfachheit ländlicher Sitte erleichterte es dem Fremden, ihre Bekanntschaft zu machen; nach und nach wußte er ihr Vertrauen zu gewinnen und machte ihr den Hof in jener leichtfertigen Weise, in welcher junge Offiziere nur zu oft mit ländlicher Einfachheit Scherz treiben.

In seinem Benehmen lag nichts, was Besorgniß oder Unruhe hätte erwecken können. Von Liebe sprach er nicht einmal; es gibt jedoch manche Ausdrucksweisen, wodurch die Liebe beredtsamer als die Sprache selbst wird und leise und unwiderstehlich ihren Weg zum Herzen findet. Der Strahl des Auges, der Ton der Stimme, die tausend Zärtlichkeiten, welche sich durch jedes Wort, jeden Blick, jede Bewegung offenbaren — diese bilden die wahre Beredtsamkeit der Liebe und können stets gefühlt und verstanden, aber nie beschrieben werden. Kann es uns wundern, wenn dieselben rasch ein junges, argloses und empfängliches Herz gewannen? Sie liebte indeß fast bewußtlos; sie forschte kaum, was die wachsende Leidenschaft wäre, welche alle ihre Gedanken und alle ihre Gefühle gänzlich beherrschte, oder was ihre Folgen sein sollten. Sie dachte in der That nicht an die Zukunft. War er anwesend, so beschäftigten seine Blicke und Worte ihre ganze Aufmerksamkeit; war er fern, so dachte sie einzig an Das, was bei ihrer letzten Zusammenkunft geschehen war. Gern wandelte sie mit ihm durch die grünen Zaungänge und ländlichen Scenen der Nachbarschaft. Er lehrte sie, neue Schönheiten in der Natur entdecken;

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0120-9

er redete in der Sprache der feinen und gebildeten Welt und hauchte die Zaubertöne der Romantik und Poesie in ihr Ohr.

Niemals mochte vielleicht eine Liebesneigung reiner gewesen sein, als die Leidenschaft dieses jungen Mädchens. Die stattliche Figur ihres jugendlichen Bewunderers und seine glänzende militärische Tracht mochte ihr Auge zuerst bezaubert haben; ihr Herz jedoch war dadurch nicht gefangen worden. Ihre Zuneigung war beinahe wie Abgötterei. Sie blickte auf ihn wie auf ein Wesen höherer Art. In seiner Gesellschaft empfand sie die Begeisterung eines von Natur zartsinnigen und poetischen Gemüths, welches nun zum ersten male zu einer feurigen Auffassung des Schönen und Großen erweckt war. Von den gemeinen Unterscheidungen nach Rang und Vermögen wußte sie nichts; es war der Unterschied zwischen seiner Intelligenz, seinem Benehmen, seinen Sitten und denen jener ländlichen Gesellschaft, an die sie gewöhnt gewesen, was ihn in ihrer Meinung hochstellte. Sie konnte ihm mit entzücktem Ohr und gesenktem Blick in stummer Seligkeit zuhören, während die Begeisterung ihre Wange färbte; oder wagte sie auch einen flüchtigen Blick schüchterner Bewunderung, so schlug sie ihn doch ebenso schnell nieder, und sie seufzte und erröthete bei dem Gedanken an ihren eigenen Unwerth.

Ihr Liebhaber war ebenso leidenschaftlich, aber seine Leidenschaft mischte sich mit Empfindungen von einer minder zarten Natur. Leichtfertig genug hatte er die Bekanntschaft angeknüpft, denn er hatte seine Kameraden sich oft ihrer ländlichen Eroberungen rühmen gehört und hielt einen derartigen Triumph für nothwendig, um als ein Mann, der zu leben wüßte, angesehen zu werden. Aber er war zu sehr von jugendlicher Glut beseelt; sein Herz war noch nicht durch ein unstetes und wildes Leben kalt und selbstisch genug gemacht worden; es fing Feuer an der nämlichen Flamme, die es zu entzünden suchte, und bevor er sich der Beschaffenheit seiner Lage noch bewußt ward, war er bereits in wirklicher Liebe zu ihr erglüht.

Was sollte er thun? Die alten Hindernisse zeigten sich hier, die ja immer bei dergleichen unbedacht geknüpften Bündnissen sich geltend machen. Seine Stellung im Leben, die Vorurtheile hochstehender Verwandten, seine Abhängigkeit von einem stolzen und unbeugsamen Vater, Alles verbot ihm an Ehe zu denken; aber wenn er auf dieses so zärtliche und vertrauende unschuldige Wesen blickte, so lag eine solche Reinheit in ihren Sitten, eine solche Makellosigkeit in ihrem Leben, eine so rührende Sittsamkeit in ihren Blicken, daß dadurch jedes leichtfertige Gefühl zum Schweigen wurde. Vergebens suchte er sich durch tausend lieblose Beispiele von Weltleuten zu verhärten und die Wärme einer hochherzigen Gesinnung durch die kalte spottende Leichtfertigkeit zu vernichten, mit welcher er Jene von weiblicher Tugend hatte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0121-4

sprechen hören; sobald er in ihre Nähe kam, fand er sie stets von jenem geheimnißvollen Zauber jungfräulicher Reinheit umgeben, in dessen geweihter Sphäre kein schuldvoller Gedanke leben kann.

Seine Gemüthsverwirrung wurde vollständig, als das Regiment plötzlich Ordre erhielt, sich nach dem Continent zu begeben. Einige Zeit blieb er in einem Zustande peinlichster Unentschlossenheit; er zögerte, ihr die Nachricht mitzutheilen, bis der Tag des Abmarsches herangekommen war, wo er sie dann während eines Abendspaziergangs davon unterrichtete.

Der Gedanke des Abschieds war ihr bis dahin noch nie in den Sinn gekommen. Nun unterbrach er auf einmal ihren Traum von Glückseligkeit; sie betrachtete ihn als ein plötzliches und unübersteigliches Uebel und weinte mit der arglosen Einfalt eines Kindes. Er drückte sie an seine Brust und küßte ihr die Thränen von den Wangen; auch begegnete er hierin keinem Widerstande, denn gewisse Augenblicke, in denen sich Kummer und Zärtlichkeit innig mischen, heiligen die Liebkosungen der Leidenschaft. Er war von Natur ungestüm; und der Anblick der Schönheit, welche so hingebend in seinen Armen ruhte, das Bewußtsein seiner Gewalt über sie und die Furcht, sie auf immer zu verlieren, Alles verschwor sich, um seine bessern Gefühle zu überwältigen: er wagte den Antrag, daß sie ihre Heimat verlassen und die Gefährtin seiner Schicksale werden möchte.

Er war ein völliger Neuling in der Verführung, und seine Stimme zitterte, während er über seine eigene Gemeinheit erröthete; aber sein erkorenes Opfer war so unschuldigen Gemüths, daß sie anfangs seine Absicht gar nicht zu begreifen vermochte; sie sah nicht ein, warum sie das heimatliche Dorf und das bescheidene Dach ihrer Aeltern verlassen sollte. Als jedoch endlich ihre reine Seele die Bedeutung seines Antrags ahnte, fiel derselbe wie tödtlicher Mehlthau auf sie. Sie weinte nicht, sie ergoß sich nicht in Vorwürfen — sie sprach kein Wort; aber sie bebte entsetzt wie vor einer Natter zurück — einen Blick voll Seelenschmerz richtete sie auf ihn, der ihm das Herz durchbohrte; dann, die Hände in tödtlichem Schmerze zusammenschlagend, floh sie, als suchte sie eine Zuflucht, nach dem väterlichen Hause.

Der Offizier entfernte sich beschämt, gedemüthigt, bereuend. Es ist ungewiß, wie der Kampf seiner Gefühle geendet haben würde, wären seine Gedanken nicht durch das Getümmel der Abreise zerstreut worden. Neue Scenen, neue Vergnügungen, neue Gefährten vertrieben bald seine Selbstvorwürfe und erstickten seine Liebe; allein mitten unter dem Geräusch der Feldlager, den Gelagen der Besatzungen, dem Aufmarsche der Armeen und selbst unter dem Gewühle der Schlachten stahlen sich seine Gedanken

bisweilen zu den Scenen ländlicher Ruhe und dörflicher Einfachheit zurück — zu dem weißen Häuschen — zu dem Fußpfade längs dem Silberbach und an der Hagedornhecke hinauf, und zu dem kleinen Landmädchen, welches darauf hinwandelte, während es an seinem Arme hing und, die Augen von schuldloser Liebe strahlend, seinen Worten lauschte.

Der Schlag, welcher das arme Mädchen getroffen und ihre ganze ideale Welt vernichtet hatte, war in der That von grausamer Wirkung gewesen. Ohnmachten und hysterische Zufälle erschütterten sofort ihren zarten Körper und hatten eine stete und verzehrende Melancholie zur Folge. Von ihrem Fenster aus hatte sie den Abmarsch der Truppen mitangesehen. Sie hatte ihren treulosen Geliebten wie im Triumphe unterm Klange der Trommeln und Trompeten und unterm Waffengepränge abziehen sehen. Sie zwang sich, ihm einen letzten schmerzlichen Blick nachzusenden, während die Frühsonne seine Gestalt mit ihrem Schimmer übergoß und sein Federbusch im Morgenwind wehte; wie ein glänzendes Traumgesicht verschwand er aus ihren Augen, um Alles in Dunkelheit zurückzulassen.

Es würde unerquicklich sein, bei den einzelnen Umständen ihrer spätern Geschichte zu verweilen. Dieselbe war, wie andere Liebesgeschichten, eine leidvolle. Sie mied Gesellschaft und wandelte einsam auf den Wegen, die sie mit ihrem Geliebten am häufigsten besucht hatte. Sie strebte, gleich dem verwundeten Reh, in Stille und Einsamkeit zu weinen und über den widerhakigen Schmerzenspfeil, der in ihrer Seele haftete, trübe zu sinnen. Zu Zeiten sah man sie spät Abends unterm Portale der Dorfkirche sitzend; und die Melkerinnen, wenn sie vom Felde zurückkehrten, hörten sie dann und wann ein elegisches Liedchen im Hagedornwege singen. Ihren kirchlichen Andachtsübungen widmete sie sich mit Inbrunst, und wenn sie sich näherte, so abgehärmt, die Wangen noch von hektischer Röthe belebt, und mit jenem überirdischen Ausdrucke, welchen die Melancholie den Zügen verleiht, dann machten ihr die alten Leute Platz wie einem Wesen, das nicht von dieser Welt war, und schüttelten, indem sie ihr nachsahen, die Köpfe in düsterer Ahnung.

Sie hegte die Ueberzeugung, daß sie dem Grabe zueile; aber sie blickte ihm als einer Stätte der Ruhe entgegen. Die Silberschnur, durch welche sie sich mit dem Dasein verknüpft gefühlt hatte, war gelöst und es gab für sie keine Freude mehr unter der Sonne. Wenn ihr sanfter Busen je ein Gefühl des Hasses gegen ihren Liebhaber genährt hatte, so war es jetzt erloschen. Der Regungen des Zornes war sie nicht fähig, und in einem Augenblicke schmerzlicher Zärtlichkeit schrieb sie ihm einen Abschiedsbrief, welcher, in der einfachsten Sprache abgefaßt, gerade durch seine Einfachheit rühren mußte. Sie meldete ihm, daß sie dem Tode nahe sei, und verbarg ihm nicht,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0123-6

daß sein Betragen die Ursache davon sei. Sie schilderte alle die Leiden, welche sie erduldet, schloß aber mit der Versicherung, daß sie nicht in Frieden sterben könnte, wenn sie ihm nicht ihre Verzeihung und ihren Segen gesendet hätte.

Allmälig nahmen ihre Kräfte so sehr ab, daß sie das Haus nicht mehr verlassen konnte. Sie vermochte nur noch ans Fenster zu wanken, wo sie, auf ihrem Stuhle ruhend, ihre Freude daran fand, den ganzen Tag die Landschaft im Auge zu haben. Doch äußerte sie noch immer keine Klage und sprach sich gegen Niemand über die Krankheit aus, die an ihrem Herzen nagte. Nie erwähnte sie den Namen ihres Geliebten; oft aber ließ sie den Kopf am Busen ihrer Mutter ruhen, während sie still weinte. In stummer Bekümmerniß beobachteten die armen Aeltern diese hinwelkende Blüte ihrer Hoffnungen, während sie sich noch immer schmeichelten, sie möchte sich aufs neue frisch entfalten und die überirdische Glut, welche bisweilen ihre Wangen übergoß, möchte der Bote wiederkehrender Gesundheit sein.

So saß sie an einem Sonntagnachmittage zwischen ihnen; ihre Hände ruhten in den ihrigen, das Fenster war offen, und mit der milden Luft, welche hereinströmte, quoll der Duft des Jelängerjeliebers mit herein, das ihre eigenen Hände um das Fenster gezogen hatten.

Ihr Vater hatte soeben ein Capitel in der Bibel gelesen; es sprach von der Eitelkeit weltlicher Dinge und von den Freuden des Himmels, und schien ihrem Busen Trost und heitere Ruhe eingeflößt zu haben. Ihr Auge war auf die ferne Dorfkirche gerichtet; die Glocke hatte zum Nachmittagsgottesdienst geläutet; der letzte Dorfbewohner schritt durch die Kirchenpforte und über allem ruhte nun jene heilige Stille, welche dem Tage der Ruhe eigenthümlich ist. Schmerzlich bewegt ruhten die Augen der Aeltern auf ihr. Krankheit und Gram, welche auf manche Gesichter so verheerend wirken, hatten dem ihrigen den Ausdruck eines Seraphs gegeben. Eine Thräne zitterte in ihrem sanften blauen Auge — dachte sie ihres treulosen Geliebten, oder schweiften ihre Gedanken nach jenem fernen Kirchhofe, in dessen Schooße sie bald ruhen sollte?

Plötzlich vernahm man Hufschläge, — ein Reiter sprengte dem Hause zu, — er stieg vor dem Fenster ab, — das arme Mädchen stieß einen schwachen Schrei aus und sank in dem Stuhle zurück — es war ihr reuevoller Geliebter! Er stürzte ins Haus, eilte sie an seinen Busen zu drücken; — aber ihre abgezehrte Gestalt, ihr todtenbleiches Gesicht, so abgehärmt und doch auch in seinem Verfalle noch so lieblich, erschütterten seine Seele und warfen ihn, vom Schmerz überwältigt, zu ihren Füßen. Sie war zu matt, um sich aufzurichten, — sie versuchte ihre zitternde Hand auszustrecken, —

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0124-1

ihre Lippen bewegten sich, als spräche sie; aber es war kein Wort vernehmbar, sie blickte mit einem Lächeln unaussprechlicher Zärtlichkeit auf ihn nieder und — ihre Augen schlossen sich auf immer!

Soviel erfuhr ich von dieser Dorfgeschichte. Es sind nur dürftige Nachrichten, und ich weiß wol, daß sie sich nicht gerade durch Neuheit empfehlen. Auch mögen sie gegenwärtig, wo ein unersättliches Verlangen nach wunderbaren Ereignissen und pikanten Schilderungen herrscht, gewöhnlich und unbedeutend erscheinen; mich aber interessirten sie damals höchlich, und ließen in Verbindung mit der rührenden Ceremonie, deren Zeuge ich gewesen, einen tiefern Eindruck in meinem Gemüthe zurück, als viele Vorfälle von hervorstechenderm Charakter. Ich bin seitdem wieder durch den Ort gekommen und habe auch die Kirche, aus besserm Beweggrunde als bloßer Neugier, wieder besucht. Es war ein winterlicher Abend, die Bäume waren ihres Laubes beraubt, der Kirchhof hatte ein ödes, trauriges Ansehen und der Wind rauschte kalt durch das dürre Gras. Um das Grab aber, in welchem der Liebling

des Dorfes ruhte, hatte man Immergrün gepflanzt, und Korbflechten waren darüber gestellt, um den Rasen unversehrt zu erhalten.

Die Kirchthür war offen und ich trat hinein. Da hingen noch der Blumenkranz und die Handschuh, wie am Tage des Begräbnisses; die Blumen waren freilich verwelkt, aber man schien Sorge getragen zu haben, daß kein Staub ihre Weiße verdürbe. Ich habe viele Denkmale gesehen, an denen die Kunst ihr Talent erschöpft hat, um die Sympathie des Betrachtenden zu erwecken; aber ich bin keinem begegnet, welches rührender zu meinem Herzen gesprochen hätte, als dieses einfache aber zartsinnige Erinnerungszeichen heimgegangener Unschuld.

Der Angler.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0127-8

Natur schien selbst verliebt zu sein;
Der frische Lebenssaft trat ein
In alle Reben; süß und traut
Warb jeder Vogel um die Braut.
Auch die Forell', ein scheuer Wicht,
Stieg, auf die falsche Flieg' erpicht.
Dort stand mein Freund und schaut' in Ruh'
Des Kieles leisem Zittern zu.

Sir Henry Wotton.

Man sagt, daß sich durch das Beispiel der Geschichte Robinson Crusoe's so mancher unglückliche kleine Bube habe verleiten lassen, seiner Familie zu entlaufen und sich dem Seemannsleben zu widmen; und ich vermuthe, daß manche jener würdigen Herren, welche die Ufer idyllischer Flüsse mit der

Angelruthe in der Hand zu besuchen lieben, den Ursprung ihrer Leidenschaft auf die verführerischen Schilderungen Isaak Walton's zurückführen könnten. Ich erinnere mich, daß ich seinen „Vollkommenen Angler" vor einer Reihe von Jahren gemeinschaftlich mit einigen Freunden in Amerika studirte und daß wir damals alle ganz und gar von der Angelwuth befallen waren. Es war noch früh im Jahre; aber sobald günstiges Wetter eintrat und der Frühling in den Sommer überzugehen begann, ergriffen wir die Angelruthe und eilten aufs Land, denn wir waren nicht minder toll als Don Quixote, nachdem er die Ritterbücher gelesen hatte.

Einer von unserer Gesellschaft hatte es dem Don im Punkte vollständiger Ausrüstung ganz gleich gethan, denn er war vom Kopf bis zu den Füßen dem Unternehmen gemäß ausstaffirt. Er trug einen weiten Zeugrock, in dem wol ein halbes Hundert Taschen angebracht waren, ein paar derbe Schuhe, lederne Kamaschen und einen Korb für Fische an der Seite; ferner eine Patentangelruthe, ein Netz, um den Fang ans Land zu befördern und ein ganzes Schock anderer lästiger Gegenstände, die nur in der Rüstkammer des echten Anglers zu finden sind. So zum Feldzuge ausgerüstet, erregte er kein geringeres Staunen und Verwundern unter den Landleuten, welche noch nie einen regulären Angler gesehen hatten, als der in Stahl gehüllte Held von La Mancha unter den Ziegenhirten der Sierra Morena.

Unsern ersten Versuch stellten wir längs eines Gebirgsbaches im Hochlande des Hudson an; dies war ein sehr unglücklicher Ort für die Anwendung jener Fischertaktik, welche längs der Sammetufer ruhiger englischer Bächlein erfunden worden ist. Wir befanden uns an einem jener wilden Bäche, welche in unsern romantischen Einöden so reich an unbekannten Schönheiten sind, daß sich damit leicht das Skizzenbuch eines Liebhabers des Malerischen füllen lassen würde. Bisweilen sprang er über Felsgesimse herab und bildete kleine Cascaden, über welche die Bäume ihre breiten schwanken Zweige breiteten, während lange Gräser in Fransen, von denen Diamanttropfen niederträuften, von den Felsufern herabhingen. Bisweilen tobte und schäumte er im tiefen Waldesschatten durch eine Kluft hin, die er mit seinem mürrischen Brausen erfüllte, bis er nach diesem zänkischen Laufe ganz sanft mit dem ruhigsten, ehrbarsten Gesicht von der Welt wieder zu Tage trat, — so hab' ich in ähnlicher Weise manche bitterböse Sieben, nachdem sie ihr Haus mit Toben und Ausbrüchen übler Laune erfüllt hatte, voll Freundlichkeit, ganz Liebe und Huld, aus ihrer Thür treten und der ganzen Welt zulächeln sehen.

Wie sanft konnte dieser unstete Bach alsdann am Busen eines frischen Wiesenlandes zwischen den Bergen hingleiten, wo die Ruhe nur durch das

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0130-4

gelegentliche Läuten der Glocke am Halse einer behaglich im Klee weidenden Kuh oder durch den Schall der Axt eines Holzhauers im nahen Walde unterbrochen wurde!

Was mich anlangt, so war ich stets ein Stümper in jeder Gattung des Waidwerkes, welche Geduld oder Geschicklichkeit erfordert, und ich hatte kaum eine halbe Stunde geangelt, als meine Neigung bereits vollständig befriedigt war, und ich fühlte, wie Recht Isaak Walton hat, wenn er sagt, daß es mit dem Angeln wie mit der Poesie ist: man muß dazu geboren sein! Anstatt des Fisches hakte ich mich selbst an; ich verwickelte meine Schnur in jedem Baum, verlor den Köder, zerbrach meine Ruthe, bis ich den Versuch in Verzweiflung einstellte und den Tag unter den Bäumen hinbrachte, während ich den alten Isaak las; dabei überzeugte ich mich, daß es seine hinreißende herzliche Einfalt und sein idyllisches Gefühl war, was mich bezaubert hatte, keineswegs aber die Leidenschaft des Anglers. Meine Gefährten waren indeß beharrlicher in ihrer Verblendung. Noch seh ich sie, wie sie am Ufer des Baches hinschlichen, wo es ganz unbeschattet oder nur mit Sträuchern und Büschen besetzt war. Ich sehe die Rohrdommel mit hohlem Schrei sich erheben, während sie in ihr selten überfallenes Gehege einbrechen; den Eisvogel, der sie von seinem trockenen Baume, welcher den tiefen schwarzen Mühlteich in der Bergschlucht überhängt, argwöhnisch beobachtet; die Schildkröte, welche vom Stein oder Baumstumpf, worauf sie sich sonnte, seitwärts hinwegschlüpft; und den von panischem Schrecken befallenen Frosch, der bei ihrem Nahen kopfüber ins Wasser plumpt und die Flut ringsum in Aufruhr bringt.

Nachdem wir den größten Theil eines Tages uns abgemüht, gewacht, umhergekrochen, ohne trotz unsers bewundernswerthen Apparats einen nennenswerthen Erfolg erzielt zu haben, kam auch wol, wie ich mich ebenfalls erinnere, irgend ein unbeholfener Bauerjunge von den Bergen herab, der eine Ruthe aus einem Baumzweige gefertigt, dazu ein paar Ellen Zwirn und — so wahr mir Gott helfe! — statt des Hakens eine krumme Stecknadel mit einem schnöden Regenwurm daran hatte, — und doch in einer halben Stunde mehr Fische fing, als wir den ganzen Tag über Anbisse gezählt hatten!

Vor allem aber erinnere ich mich an die tüchtige, herzhafte, gesunde, hungergewürzte Mahlzeit, welche wir unter einer Buche, dicht neben einem Quell reinen süßen Wassers hielten, der vom Abhang eines Berges rieselte; und wie nach der Beendigung des Mahles einer von der Gesellschaft Isaak Walton's Auftritt mit dem Milchmädchen vorlas, während ich auf dem Rasen lag und in einer glänzenden Wolkenmasse Schlösser baute, bis ich in Schlaf sank. Alles dies mag allzu individuell erscheinen; allein ich kann nicht umhin,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0131-0

diesen Erinnerungen Worte zu leihen, die wie eine liebliche Musik meinem Geiste vorüberziehen und durch eine angenehme Scene wach gerufen worden sind, deren Zeuge ich vor nicht langer Zeit war.

Als ich eines Morgens an den Ufern des Alun spazierte, eines schönen Flüßchens, welches in den Bergen von Wales entspringt und sich in den Dee ergießt, wurde meine Aufmerksamkeit durch eine am Uferrand sitzende Gruppe angezogen. Als ich mich näherte, fand ich, daß sie aus einem alten Angler und zwei ländlichen Schülern bestand. Der Erstere war ein Veteran mit hölzernem Bein und mit Kleidern, welche sehr vielfach, aber auch sehr sorgfältig geflickt waren und auf unverschuldete und würdig ertragene Armuth deuteten. Sein Gesicht trug die Spuren früherer Stürme, aber gegenwärtigen schönen Wetters; seine Furchen hatten den Ausdruck eines gewohnten Lächelns angenommen; seine stahlgrauen Locken hingen um die Ohren herab und er hatte im Ganzen das gutmüthige Ansehen eines naturwüchsigen Philosophen, welcher entschlossen ist, mit der Welt zufrieden zu sein, wie sie sich eben gibt. Einer von seinen Gefährten war ein zerlumpter Kerl mit dem lauernden Blicke eines Erzwilddiebes, und ich hätte wetten mögen, daß er in der dunkelsten Nacht seinen Weg zum Fischteiche jedes Herrn in der Umgegend zu finden wußte. Der Andere war ein großer linkischer Bauerbursche mit schläferigem Gange und anscheinend so eine Art von Dorfstutzer. Der alte Mann untersuchte geschäftig den Magen einer Forelle, die er soeben getödtet hatte, um aus seinem Inhalte zu entdecken, welche Insekten sich um diese Zeit zur Lockspeise eigneten. Er hielt über diesen Gegenstand seinen Gefährten einen Vortrag, dem dieselben mit äußerster Aufmerksamkeit zuhörten. Ich hege ein freundliches Gefühl gegen alle „Brüder von der Angel", seitdem ich Isaak Walton gelesen habe. Sie sind Männer, versichert er, von „mildem, sanftem und friedfertigem Gemüth"; und meine Achtung für sie ist noch gestiegen, seitdem mir eine alte „Abhandlung vom Fischen mit der Angel" in die Hände gerieth, worin viele von den Maximen ihrer harmlosen Brüderschaft mitgetheilt sind. „Seht euch wohl vor", sagt diese werthe kleine Abhandlung, „daß ihr, wenn ihr eurer Ergötzlichkeit nachgeht, Niemands Thüren öffnet, ohne sie wieder zu schließen. Desgleichen sollt ihr diese vorgenannte feine Ergötzlichkeit nicht begierigerweise allein zur Mehrung oder Sparung eures Geldes vornehmen, sondern hauptsächlich zu euerm Gemüthstroste und um die Gesundheit eures Körpers und insbesondere eurer Seele zu fördern." *)

*) Aus der nämlichen Abhandlung scheint sich zu ergeben, daß das Angeln mit Fleiß und Frömmigkeit weit näher verwandt ist, als man gewöhnlich annimmt. „Denn so ihr vorhabt —

In dem Anglerveteranen vor mir glaubte ich eine lebendige Bestätigung Dessen zu erblicken, was ich gelesen hatte, und in seinen Blicken lag eine so fröhliche Zufriedenheit, daß ich mich vollends zu ihm hingezogen fühlte. Meinem Auge entging nicht der waidmännische Anstand, mit welchem er von einer Stelle des Baches zur andern humpelte, während er seine Ruthe in der Luft schwenkte, um die Schnur nicht am Boden schleppen oder an den Büschen festhängen zu lassen; nicht die Gewandtheit, mit welcher er seine Fliege nach dieser oder jener Stelle warf, indem er sie bisweilen leicht über eine kleine Stromschnelle gleiten ließ, bisweilen sie in eine jener dunkeln Höhlen warf, die durch eine knorrige Baumwurzel oder ein überhängendes Ufer gebildet werden und worin die große Forelle zu lauern pflegt. Inzwischen unterwies er stets seine beiden Schüler und zeigte ihnen die Weise, wie sie ihre Ruthen handhaben, ihre Fliegen befestigen und dieselben längs der Wasserfläche hinschweben lassen sollten. Die Scene erinnerte mich an den Unterricht, den der weise Piscator seinem Schüler ertheilt. Die Umgebung hatte jenen idyllischen Charakter, welchen Walton so gern schildert. Es war ein Theil der großen Ebene von Cheshire, dicht bei dem schönen Thale von Geßford und gerade auf dem Punkte, wo die untern Berge von Wales von frischen Wiesenstrecken emporzuschwellen beginnen. Auch der Tag war, gleich dem in seinem Werke erwähnten, mild und sonnig, und dann und wann von einem sanften Regenschauer begleitet, welcher die ganze Erde mit Diamanten übersäete.

Ich kam bald ins Gespräch mit dem alten Angler und fühlte mich so gut unterhalten, daß ich unter dem Vorwande, Unterricht in seiner Kunst zu empfangen, fast den ganzen Tag in seiner Gesellschaft blieb, längs der Ufer des Flüßchens umherging und seinem Geplauder lauschte. Er war sehr mittheilsam und besaß all die Geschwätzigkeit eines heitern Alten. Auch fühlte er sich, glaube ich, ein bischen geschmeichelt, Gelegenheit zu haben, seine gründliche Kenntniß der Fischerkunst darlegen zu können; denn wem gefiel es nicht, dann und wann einmal den Weisen zu spielen?

Er war seiner Zeit viel in der Welt umhergekommen und hatte einige Jahre seiner Jugend in Amerika, namentlich in Savannah, zugebracht, wo er sich dem Handel gewidmet hatte und durch die Unvorsichtigkeit eines Com-

---

heißt es darin — eure Ergötzlichkeit beim Fischen zu suchen, werdet ihr nicht wünschen, sehr viele Personen bei euch zu haben, die euch bei euerm Fange hinderlich sein möchten. Ihr werdet aber wünschen, daß ihr Gott andächtig dienen könnet, indem ihr eure gewohnten Gebete ordentlich sprechet. Und so ihr euch dergestalt verhaltet, werdet ihr vielerlei Laster fliehen und meiden, als zum Exempel Müßiggang, welcher die vornehmliche Ursache ist, den Menschen zu vielen andern Lastern zu verführen, wie es männiglich wohlbekannt."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0133-1

pagnons ruinirt worden war. In der Folge hatte er mancherlei Wechselfälle erlebt, bis er in den Seedienst getreten war, wo ihm eine Kanonenkugel in der Schlacht bei Camperdown das Bein weggenommen hatte. Dies war der einzige wirklich gute Glücksfall, der ihm je begegnet war, denn er hatte dadurch eine Pension erlangt, die ihm, im Verein mit einer kleinen väterlichen Erbschaft, ein jährliches Einkommen von fast vierzig Pfund gewährte. Damit zog er sich nach seinem Geburtsdorfe zurück, wo er ruhig und unabhängig lebte und den Rest seines Lebens der „edeln Angelkunst" widmete.

Ich fand, daß er Isaak Walton aufmerksam gelesen hatte, und er schien all die schlichte Offenherzigkeit und Gutmüthigkeit desselben eingesogen zu haben. Obwol er arg genug in der Welt herumgeworfen worden war, hegte er doch die Ueberzeugung, daß die Welt an sich selbst gut und schön wäre. Und wenn er auch in verschiedenen Ländern so rauh behandelt worden war, wie ein armes Schaf, das von jeder Hecke und jedem Dickicht gerupft wird, so sprach er von jeder Nation doch mit Billigkeit und Freundlichkeit, und schien die Dinge nur von ihrer guten Seite zu nehmen; was aber vor allem zu erwähnen ist, er war fast der einzige Mann, dem ich jemals begegnet bin, welcher ein unglücklicher Abenteurer in Amerika gewesen war und Ehrlichkeit und Großmuth genug besaß, um die Schuld auf sich selbst zu nehmen und nicht dem Lande deshalb zu fluchen. Der Bursche, welcher seinen Unterricht empfing, war, wie ich hörte, der Sohn und muthmaßliche Erbe einer reichen alten Witwe, die das Dorfwirthshaus besaß, und deshalb von den müßigen Weltleuten des Ortes sehr werthgehalten ward. Der alte Mann hatte daher, indem er dem Sohne seine Sorgfalt widmete, wahrscheinlich ein privilegirtes Plätzchen in der Schenkstube und ein gelegentliches Glas guten kostenfreien Biers im Auge.

Wenn wir, wie es Angler sehr wohl vermögen, die den Würmern und Insekten bereiteten Martern und Qualen vergessen können, so liegt im Angeln sicherlich Etwas, was eine gewisse Sanftheit des Gemüths und eine reine Seelenheiterkeit zu erzeugen geeignet ist. Da die Engländer selbst in ihren Erholungen methodisch und die wissenschaftlichsten Waidmänner sind, so ist das Angeln bei ihnen in vollkommene Regeln und in ein System gebracht worden. Es ist in der That eine Vergnügung, welche sich der milden und hochcultivirten Scenerie Englands vorzüglich anbequemt, wo jede Rauheit aus der Landschaft hinweggeglättet worden ist. Es ist angenehm, längs jener klaren Flüßchen hinzuschlendern, welche sich wie Silberadern durch den Busen dieses schönen Landes hinziehen, indem sie den Wanderer durch eine mannichfaltige, ansprechende Scenerie führen, sich bisweilen durch kunstvoll angelegte Parkpartien winden, bald durch ein reiches Weideland hinwallen,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0134-7

wo sich das frische Grün mit süßduftenden Blumen mischt, bald sich ins Angesicht von Dörfern und Weilern hervorwagen, um sich dann wieder launisch abseits in schattige Einsamkeit zu ergießen. Die Sanftheit und Reinheit der Natur und die ruhige Aufmerksamkeit, welche dieses Waidwerk zur Pflicht macht, führen allmälig zu Momenten wohlthuenden Gedankenvollseins, welche dann und wann durch den Gesang eines Vogels, durch das Pfeifen eines Bauers in der Ferne, oder vielleicht durch die Laune eines Fisches, der einen Sprung aus dem stillen Gewässer macht und flüchtig über die spiegelglatte Fläche streift, angenehm unterbrochen werden. „Wenn ich mich", sagt Isaak Walton, „zufrieden zu stimmen und mein Vertrauen auf die Macht, Weisheit und Vorsehung des allmächtigen Gottes zu stärken wünsche, dann liebe ich längs einem lebendigen Bache durch die Wiesen zu wandeln und dort die Lilien zu betrachten, die keine Sorge kennen, und die vielen andern kleinen belebten Creaturen, die durch die Güte des Gottes der Natur nicht allein erschaffen, sondern (der Mensch weiß nicht wie) auch ernährt werden — und darum auf ihn trauen."

Ich kann nicht umhin, noch eine andere Stelle von einem jener alten Verfechter der Anglerkunst anzuführen, welche dieselbe unschuldvolle und glückliche Gemüthsstimmung athmet:

Ein friedlich Leben möge Gott mir schenken
Am Trent, am Avonstrande, recht und schlecht,
Wo ich mag schaun, wie Kiel und Kork sich senken
Beim gier'gen Biß vom Weißfisch oder Hecht; —
Und an die Welt und meinen Schöpfer denken,
Indeß sich Mancher macht zum Mammonsknecht,
Und Andre gar vergeuden ihre Zeit
Beim Trunk, ja selbst in Streit und Ueppigkeit.

Mag sich, wer will, an solcher Lust erbauen
Und satt sich an dergleichen Freuden sehn;
Ich will das Feld, die grünen Wiesen schauen
Und täglich mich am frischen Bach ergehn,
Wo rings Maßlieben, Veilchen auch, die blauen,
Die Feldnarziss' und Hyacinthen stehn.

J. Davors.

Als ich von dem alten Angler schied, erkundigte ich mich nach seiner Behausung und da ich mich wenige Abende später in der Nähe des Dorfes befand, veranlaßte mich die Neugier, ihn aufzusuchen. Er lebte in einem kleinen Häuschen, welches nur ein Gemach enthielt, aber in seiner Methode und Einrichtung als eine wahre Merkwürdigkeit erschien. Es stand am Ende des Dorfes auf einer grünen Anhöhe ein wenig abseits von der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0135-3

Straße, und davor befand sich ein Gärtchen mit Küchenkräutern bepflanzt und mit einigen Blumen geziert. Die ganze Vorderseite des Häuschens war mit Jelängerjelieber überwachsen. Auf dem Dache befand sich ein Schiff an der Stelle eines Wetterhahns. Das Innere war in echt seemännischem Stile eingerichtet, denn seine Begriffe von Behagen und Bequemlichkeit hatte er sich am Bord eines Kriegsschiffes angeeignet. Von der Decke hing eine Hängematte herab, die bei Tage aufgebunden war, sodaß sie nur wenig Raum wegnahm. Im Mittelpunkte des Gemachs hing das Modell eines Schiffes, welches er selbst verfertigt hatte. Zwei oder drei Stühle, ein Tisch

und eine große Seekiste waren die hauptsächlichsten Geräthschaften. An der Wand umher hingen Seemannsballaden, wie Admiral Hosier's Geist, All in the Downs und Tom Bowlin, untermischt mit Bildern von Seegefechten, unter denen die Schlacht von Camperdown eine ausgezeichnete Stelle einnahm. Der Kamin war mit Seemuscheln geziert; darüber hing ein Quadrant mit zwei Holzschnitten von höchst grimmig aussehenden Seebefehlshabern zur Seite. Seine Angelgeräthschaften waren sorgsam an Nägeln und Haken im Gemach umher vertheilt. Auf einem Sims war seine Bibliothek aufgestellt, bestehend aus einem sehr zerlesenen Werk über die Anglerkunst, einer in Leinwand gebundenen Bibel, einem oder zwei alten Reisebeschreibungen, einem Schiffskalender und einem Liederbuche.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0136-8

Seine Hausgenossen waren eine große schwarze Katze mit einem Auge und ein Papagei, den er im Laufe seiner Reisen selber gefangen, gezähmt und gezogen hatte; derselbe konnte eine Menge von Seephrasen mit dem rauhen schreienden Tone eines ergrauten Hochbootsmanns sprechen. Die ganze Einrichtung gemahnte mich an jene des berühmten Robinson Crusoe; sie war in sauberer Ordnung gehalten, jeder Gegenstand nach der Regelmäßigkeit eines Kriegsschiffes aus dem Wege „gestauet", und er sagte mir, daß er „das Deck jeden Morgen scheuere und zwischen den Mahlzeiten kehre".

Ich fand ihn auf einer Bank vor der Thür sitzend und seine Pfeife im milden Abendsonnenscheine rauchend. Seine Katze spann säuberlich auf der Schwelle und sein Papagei machte seltsame Evolutionen in einem eisernen Ringe, der im Mittelpunkte seines Käfigs hing. Er war den ganzen Tag angeln gewesen und schilderte mir sein Tagewerk mit solcher Genauigkeit, wie sie ein General bei der Schilderung eines Feldzugs beobachten würde; er gerieth besonders in Feuer, während er mir die Weise beschrieb, wie er eine große Forelle gefangen, welche all seine Geschicklichkeit und Sorgfalt in Anspruch genommen und die er als eine Trophäe der Frau Schenkwirthin verehrt hatte.

Wie erquicklich ist der Anblick fröhlichen und zufriedenen Alters! Wie tröstlich, einen armen alten Burschen zu sehen wie diesen, der, nachdem er von Stürmen des Lebens umhergeworfen worden, in einem freundlichen ruhigen Hafen am Abende seiner Tage sicher vor Anker liegt! Sein Wohlbefinden hatte indeß seinen Grund in ihm selber und war unabhängig von äußern Umständen, denn er besaß jene unerschöpfliche Gutmüthigkeit, welche die köstlichste Gabe des Himmels ist: sie verbreitet sich wie stillendes Oel über die beunruhigte See des Geistes und erhält die Seele beim rauhesten Wetter glatt und im Gleichgewicht.

Als ich mich weiter nach ihm erkundigte, hörte ich, daß er ein allgemeiner Liebling im Dorfe und ein Orakel der Schenkstube sei, wo er die Bauern mit seinen Liedern ergötzte und sie, gleich Sinbad, mit seinen Geschichten von fremden Ländern, Schiffbrüchen und Seegefechten in Staunen setzte. Er stand auch bei vornehmen Waidmännern der Umgegend in hohem Ansehen, hatte mehre derselben in der Anglerkunst unterwiesen und war ein privilegirter Besucher ihrer Küchen. Seine ganze Lebensweise war ruhig und harmlos, denn er brachte seine Zeit hauptsächlich an den benachbarten Flüssen zu, wenn Wetter und Jahreszeit günstig waren; außerdem beschäftigte er sich daheim, setzte sein Fischergeräth für den nächsten Feldzug in Bereitschaft, oder verfertigte Ruthen, Netze und Fliegen für seine Gönner und Schüler unter der Gentry der Umgegend.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0137-4

An Sonntagen fehlte er nie in der Kirche, obwol er gewöhnlich während der Predigt einschlief. Er hatte sich ausdrücklich ausgebeten, daß man ihn, wenn er stürbe, an einer grünen Stelle begraben möchte, die er von seinem Sitze in der Kirche sehen konnte, die er sich schon seit seiner Knabenzeit erlesen, und deren er gedacht hatte, während er fern von der Heimat auf der tobenden See und in Gefahr gewesen war, den Fischen zur Speise zu werden — es war die Stelle, wo sein Vater und seine Mutter begraben lagen.

Ich schließe, denn ich fürchte meinen Leser bereits ermüdet zu haben; aber ich konnte mich nicht enthalten, das Bild dieses würdigen „Bruders von der Angel" zu zeichnen, der mir die Theorie seiner Kunst werther denn je gemacht hat, obwol ich fürchte, daß ich in der Praxis derselben niemals etwas leisten werde; und ich will diese Skizze mit den Worten des wackern Isaak Walton schließen, indem ich den Segen von St. Peter's Herrn und Meister auf meinen Leser herabflehe, sowie „auf Alle, die treue Freunde der Tugend sind; und halte fest am Vertrauen auf die Vorsehung; und sei fein ruhig; und gehe angeln!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0138-0

Der dicke Herr.

Ein Reiseabenteuer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0139-8

„Ich tret' ihm entgegen und wär's mein Verderben!"
Hamlet.

Es war ein regnerischer Sonntag in dem trüben Monat November. Ich war während einer Reise durch ein leichtes Unwohlsein aufgehalten worden, wovon ich mich jetzt erholte; allein ich fieberte noch und war genöthigt, in einem Gasthause der kleinen Stadt Derby den ganzen Tag das Haus zu hüten. Ein regnerischer Sonntag im Gasthause eines Landstädtchens! Nur wer jemals das Glück hatte, einen solchen zu erleben, kann meine Lage beurtheilen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0141-6

Der Regen schlug gegen die Scheiben; die Glocken läuteten mit melancholischem Klange zur Kirche. Ich trat zum Fenster, um Etwas zur Unterhaltung für das Auge zu suchen; allein es schien, als wäre ich dem Bereiche alles Unterhaltenden vollständig entrückt. Die Fenster meines Schlafzimmers gewährten die Aussicht auf Ziegeldächer und Schornsteine, während die meines Wohnzimmers den ganzen Hofraum zu überschauen gestatteten. Ich kenne Nichts, was mehr geeignet wäre, einen Menschen weltmüde zu machen, als ein solcher Hof an einem Regentage. Der Platz war mit feuchtem Stroh bestreut, das von Reisenden und Stallknechten umhergeworfen worden war. In der einen Ecke befand sich ein Pfuhl stehenden Wassers, der eine Insel von Dünger umgab; unter einem Wagen saßen verschiedene halbertrunkene Hühner zusammengeduckt, unter denen sich ein elender niedergeschlagener Hahn befand, den die Nässe alles Lebens und Feuers beraubt hatte; sein niederhängender Schwanz klebte so zu sagen zu einer einzigen Feder zusammen, an welcher das Wasser von seinem Rücken herabtroff; neben dem Wagen stand eine schläferige und wiederkäuende Kuh, die sich geduldig beregnen ließ, während Dunstwolken von ihrer dampfenden Haut aufstiegen; ein glasäugiges Pferd steckte, der Einsamkeit des Stalles müde, seinen gespenstischen Kopf aus einem Fenster und ließ sich von der Dachtraufe begießen; ein unglücklicher Hund, der dicht daneben an seine Hütte gekettet war, gab von Zeit zu Zeit einen halb bellenden, halb heulenden Ton von sich; ein plumpes Stück Küchenmagd polterte in Holzpantoffeln im Hofe umher, bald nach hinten, bald nach vorn, und sah dabei so mürrisch aus wie das Wetter selbst; kurz, Alles war trostlos und trübselig, ausgenommen eine Schar trunklustiger Enten, die als gute Gesellen um eine Pfütze versammelt waren und einen tumultuarischen Lärm bei ihrem Getränk machten.

Ich war einsam und verdrießlich und wünschte Unterhaltung. Mein Zimmer ward mir bald unerträglich. Ich verließ es und suchte auf, was man mit technischem Ausdrucke die Gaststube nennt. Dies ist ein öffentliches Zimmer, welches in den meisten Gasthäusern zur Bequemlichkeit einer Classe von Passagieren eingerichtet ist, die man Reisende oder Musterreiter nennt; sie sind eine Art dem Handel gewidmeter irrender Ritter, welche das Königreich unablässig im Cabriolet, zu Pferde oder in der Kutsche durchstreifen. Sie sind heutigen Tages, soviel mir bekannt, die einzigen Nachfolger der weiland irrenden Ritter. Sie führen das nämliche unstete, abenteuerliche Leben, nur das sie die Lanze mit einer Peitsche, den Schild mit einer Musterkarte und das Stahlkleid mit einem modernen Ueberzieher vertauscht haben. Anstatt die Reize unvergleichlicher Schönheit zu verfechten, schweifen sie umher, den Ruf und die Kundschaft eines blühenden Handelsmannes oder

Fabrikanten auszubreiten und sind jeder Zeit bereit, ein Geschäft in seinem Namen abzuschließen; denn heutzutage ist es Sitte, daß die Leute, anstatt zu fechten, miteinander handeln. Wie in den guten alten kampflustigen

Zeiten die Wand im Zimmer der Herberge des Abends mit dem Rüstzeug ermüdeter Krieger, z. B. mit Stahlhemden, Flammbergen und gähnenden Helmen behängt sein mochte, so ist die Gaststube nun mit dem Geräth ihrer Nachfolger bedeckt, nämlich mit Reiseröcken, Peitschen aller Art, Sporen, Kamaschen und mit Wachstuch überzogenen Hüten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0143-7

Ich hoffte, einige dieser Wackern zu finden, um mit ihnen zu plaudern, sah mich aber getäuscht. Es waren allerdings etliche im Zimmer, allein es ließ sich nichts mit ihnen anfangen. Der Eine beendigte soeben sein Frühstück, während er mit dem Brot und der Butter haderte und den Kellner anschnaubte; ein Zweiter knöpfte sich ein Paar Kamaschen an und verwünschte dabei den Stiefelputzer, der ihm die Schuhe nicht rein geputzt hätte; ein Dritter saß am Tische, trommelte mit den Fingern und sah dem Regen zu, welcher am Fensterglase herabströmte; sie schienen Alle vom Wetter angesteckt und verschwanden, Einer nach dem Andern, ohne ein Wort zu wechseln.

Ich ging ans Fenster und betrachtete die Leute, welche mit triefenden Regenschirmen und die Kleider bis zur halben Wade empornehmend, ihren Weg zur Kirche nahmen und dabei vorsichtig die trockenen Stellen aussuchten. Die Glocke hörte auf zu lauten und die Straßen wurden still. Ich unterhielt mich nun, indem ich die Töchter eines Handwerkers gegenüber beobachtete, die zu Hause geblieben waren, um ihren Sonntagsputz nicht naß werden zu lassen, und nun ihre Reize an den Fenstern entfalteten, um die etwaigen Insassen des Gasthofes zu bezaubern. Sie wurden endlich durch eine wachsame, sauertöpfische Mutter hinweggerufen, und es gab nun draußen nichts mehr zu meiner Unterhaltung.

Was sollt ich thun, um den lieben langen Tag hinzubringen? Ich fühlte mich entsetzlich an den Nerven angegriffen und verlassen, und in einem Gasthause scheint Alles darauf berechnet, einen trüben Tag noch trüber zu machen. Da lagen alte Zeitungen, die nach Bier und Tabacksrauch dufteten und die ich schon ein halb Dutzend mal gelesen hatte; unerquickliche Bücher, die schlimmer als Regenwetter waren. Ich langweilte mich fast zu Tode mit einem alten Bande vom Damenmagazin. Ich las alle die auf die Fensterscheiben gekritzelten vulgären Namen ehrgeiziger Reisender, die ewig wiederkehrenden Familien der Smiths und Browns, und der Jacksons und Johnsons, und all der andern Sons; ich entzifferte verschiedene Brocken langweiliger Gasthofsfensterpoesie, deren ich in allen Theilen der Welt ansichtig geworden bin.

Der Tag blieb trüb und düster; die wilden, zerfahrenen, formlosen Wolken zogen schwerfällig am Himmel hin; nicht einmal im Regen war eine Abwechselung: es war ein beständiges langweiliges monotones Geplätscher, und nur dann und wann, wenn die Tropfen auf einen vorbeipassirenden Regenschirm prasselten, fühlte ich mich lebhafter angeregt durch den Gedanken, daß das ermüdend einförmige Geriesel nun in einen tüchtigen Platzregen übergehe.

Es gewährte mir eine ordentliche Erquickung, als im Laufe des Morgens ein Horn blies und eine Reisekutsche durch die Straße rasselte. Die Außenplätze derselben wimmelten von Passagieren, welche unter baumwollenen

Regenschirmen dicht beisammen hockten und durch die Dünste nasser Mäntel und Ueberröcke in Dampf gehüllt waren.

Der Schall brachte eine Schar müßiger Jungen und müßiger Hunde, den rothköpfigen Hausknecht und jenes noch unbeschriebene Geschöpf, Stiefelputzer genannt, sammt all dem andern Gesindel von Tagedieben, welches sich im Grenzgebiete eines Gasthauses umhertreibt, aus ihren Schlupfwinkeln hervor; aber das Getümmel war vorübergehend; die Kutsche rasselte wieder weiter auf ihrem Wege, und Junge und Hund, Hausknecht und Stiefelputzer, Alle schlichen wieder in ihre Höhlen zurück; die Straße wurde wieder still und der Regen — fuhr fort zu regnen. Es war in der That keine Hoffnung, daß sich der Himmel aufhellen möchte, denn der Barometer stand auf Regenwetter; die schildpattfarbige Katze der Frau Wirthin saß beim Feuer, wusch ihr Gesicht und strich sich mit den Pfoten über die Ohren; und als ich den Kalender zu Rathe zog, fand ich eine schreckliche Vorhersagung, die sich von oben bis unten die Seite herab durch den ganzen Monat erstreckte: „Erwarte — häufigen — Regen — um — diese — Zeit!“

Ich war äußerst niedergeschlagen. Vergebens schien ich darauf zu warten, daß die Stunden jemals vorüberschleichen würden. Selbst das Tiktak der Uhr ward ermüdend. Endlich wurde die Stille des Hauses durch den Schall einer Klingel unterbrochen. Kurz nachher hörte ich die Stimme eines Kellners: „Der dicke Herr in Nr. 13 wünscht sein Frühstück. Thee und Brot und Butter mit Schinken und Eiern; die Eier nicht zu hart.“

In einer Lage gleich der meinigen erhält jede Kleinigkeit Bedeutung. Hier bot sich meinem Geiste ein Gegenstand der Speculation und ein weites Feld für meine Einbildungskraft dar. Ich bin dazu geneigt, mir Bilder im Geiste zu malen, und bei dieser Gelegenheit hatte ich zum Glück einiges Material zu der Arbeit. Wäre der Gast oben als Herr Smith, oder Herr Brown, oder Herr Jackson, oder Herr Johnson, oder blos als „der Herr in Nr. 13“ erwähnt worden, so würde das für mich ein vollkommen leerer Klang gewesen sein. Ich hätte nichts dabei zu denken gehabt; aber „der dicke Herr!“ — schon im Namen lag etwas Plastisches. Er deutete sofort den Umfang an; er verkörperte mir vor dem Auge des Geistes die Person, und meine Phantasie that das Uebrige.

Er war dick oder, wie es Manche nennen, stark; höchstwahrscheinlich war er daher schon bei Jahren, da manche Leute mit dem Alter an Umfang zunehmen. Er frühstückte ziemlich spät und auf seinem eigenen Zimmer, folglich mußte er ein Mann sein, der gewohnt ist, nach seiner Bequemlichkeit zu leben und nicht nöthig hat, früh aufzustehen; jedenfalls ein runder, blühender, munterer alter Herr.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0145-8

Abermals wurde heftig geklingelt. Der dicke Herr wartete ungeduldig auf sein Frühstück. Er war offenbar ein Mann von Bedeutung, ein Mann, der sich in der Welt zu bewegen weiß und an prompte Bedienung gewöhnt ist; er besaß einen guten Appetit und war ein wenig reizbar, wenn er hungerte; „vielleicht", dacht' ich, „ist er ein londoner Alderman; oder sollte er wol gar ein Parlamentsmitglied sein?"

Das Frühstück wurde hinaufgeschickt und es trat eine kurze Pause des Schweigens ein; er machte sich vermuthlich den Thee zurecht. Jetzt ließ sich ein heftiges Klingeln vernehmen, und bevor dem Rufe gefolgt werden konnte, erscholl ein noch wüthenderes Klingeln. „Mein Himmel! welch ein cholerischer alter Herr!" Der Kellner kam ganz wild vor Aerger herab. Die Butter war ranzig, die Eier zu hart, der Schinken zu salzig; — der dicke Herr war offenbar eigen in Betreff des Essens, einer von Denen, welche essen und brummen, den Kellner in Trab halten und im Kriege mit der Haushaltung leben.

Die Wirthin gerieth in Hitze. Ich muß bemerken, daß sie eine muntere, kokette, ein wenig zanklustige und etwas „schlumpige", aber bei alledem sehr hübsche Frau war, welche, wie es bei streitsüchtigen Frauen gewöhnlich der Fall ist, einen armen Pinsel zum Gemahl hatte. Sie schalt die Dienstleute insgesammt für ihre Nachlässigkeit, ein so schlechtes Frühstück hinaufzuschicken, sprach aber kein Wort gegen den dicken Herrn; daraus erkannte ich deutlich, daß er ein Mann von Gewicht sein mußte, der berechtigt war, im Gasthause eines Städtchens Lärm und Unruhe zu machen. Andere Eier und Schinken, Brot und Butter wurden hinaufgeschickt. Sie schienen gnädiger aufgenommen zu werden; wenigstens wurde nicht weiter darüber geklagt.

Ich war noch nicht viele mal in der Gaststube auf- und abgegangen, als die Klingel wieder erscholl. Bald nachher fand ein Laufen und Suchen im ganzen Hause statt. Der dicke Herr wollte die „Times" oder den „Chronicle" haben. Ich nahm daher an, daß er ein Whig sein müßte, oder vielmehr vermuthete ich (weil er sich bei jeder geeigneten Gelegenheit so unbedingt und herrisch zeigte), daß er ein Radicaler wäre. Hunt war, wie ich gehört hatte, ein beleibter Mann; „wer weiß", dacht ich, „ob es nicht Hunt selbst ist?"

Meine Neugierde begann rege zu werden. Ich fragte den Kellner, wer dieser dicke Herr sei, der Alles so in Athem setzte; aber ich konnte keine Auskunft erhalten, Niemand schien seinen Namen zu kennen. Die Wirthe belebter Gasthäuser kümmern sich selten um die Namen oder Beschäftigungen ihrer schnell wechselnden Gäste. Die Farbe des Rocks, die Gestalt oder Größe der Person ist hinreichend, um einen Reisenamen zu erhalten. Es ist entweder der lange Herr, oder der kleine Herr, oder der schwarze Herr,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0146-4

oder der braune Herr, oder, wie im gegenwärtigen Fall, der dicke Herr. Ist eine derartige Bezeichnung einmal angenommen, so entspricht sie vollkommen dem Zwecke und erspart alles weitere Nachforschen.

Regen — Regen — Regen! erbarmungsloser, unablässiger Regen! Kein Gedanke daran, einen Fuß aus dem Hause zu setzen, und keine Beschäftigung, keine Unterhaltung im Hause. Gelegentlich hörte ich Jemand über mir auf- und abgehen. Es war im Zimmer des dicken Herrn. Offenbar war er ein beleibter Mann nach der Schwerfälligkeit seines Trittes, und ein alter Mann, weil er solche knarrende Sohlen trug. „Ohne Zweifel", dachte ich, „ist er ein reicher alter Kauz von regelmäßigen Gewohnheiten und macht sich jetzt Bewegung nach dem Frühstück."

Ich las nun alle Empfehlungskarten von Lohnkutschern und Gasthäusern, die ich um den Kamin her aufgehängt sah. Das „Damenmagazin" war mir ein Gräuel geworden; es war so langweilig wie der Tag selbst. Da ich nichts zu thun wußte, ging ich hinaus und stieg wieder nach meinem Zimmer hinauf. Ich war nicht lange dort gewesen, als ein lauter Schrei aus einem benachbarten Schlafzimmer erscholl. Eine Thür ward geöffnet und heftig zugeschlagen; ein Stubenmädchen, die mir wegen ihres frischen gutmüthigen Gesichts aufgefallen war, eilte in stürmischer Hast die Treppe hinab. Der dicke Herr hatte sich unfein gegen sie betragen!

Dies jagte sofort ein ganzes Heer meiner Schlußfolgerungen zum Henker. Diese unbekannte Person konnte kein alter Herr sein, denn alte Herren pflegen sich nicht leicht so stürmisch gegen Stubenmädchen zu zeigen. Er konnte kein junger Herr sein, denn junge Herren pflegen nicht leicht solchen Unwillen zu erregen. Er mußte ein Mann von mittlern Jahren und obendrein überaus häßlich sein, denn sonst würde das Mädchen die Sache nicht so erschrecklich übel genommen haben. Ich gestehe, daß ich gar nicht wußte, was ich denken sollte.

Nach einigen Minuten hörte ich die Stimme der Frau Wirthin. Ich sah sie flüchtig, als sie die Treppe heraufpolterte; ihr Gesicht glühte, ihre Haube sprühte Flammen und ihre Zunge war den ganzen Weg über in Bewegung. „So was wollte sie in ihrem Hause nicht haben, durchaus nicht! Herren sollten nicht glauben, sich für ihr Geld Alles erlauben zu dürfen. Sie wollte ihre Dienstmädchen nicht auf solche Weise behandeln lassen, wenn sie bei ihrer Arbeit wären; das würde sie sich verbitten!"

Da ich Gezänk hasse, zumal bei Frauen und vor allem bei hübschen Frauen, so zog ich mich in mein Zimmer zurück, dessen Thür ich anlehnte; aber meine Neugier war zu sehr erregt, als daß ich nicht hätte lauschen sollen. Die Wirthin marschirte unerschrocken gegen die feindliche Citadelle

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0147-0

und betrat sie mit stürmender Hand; die Thür schloß sich hinter ihr. Ein paar Augenblicke vernahm ich ihre Stimme stark erhoben und schreiend. Dann senkte sie sich allmälig, wie ein Windstoß in einer Bodenkammer; dann folgte ein Lachen; dann hörte ich nichts mehr.

Nach einer kleinen Weile kam die Frau Wirthin mit einem eigenthümlichen Lächeln heraus und setzte ihre Haube zurecht, die ein wenig auf die Seite geschoben war. Als sie hinabging, hörte ich den Wirth fragen, was es gäbe; sie antwortete: „Ganz und gar nichts, das Mädchen ist eine

Närrin!“ — Ich war mehr denn je in Verlegenheit, was ich aus diesem unbegreiflichen Manne machen sollte, welcher ein gutmüthiges Stubenmädchen in Zorn versetzen und eine zänkische Wirthin mit lächelndem Antlitz wegschicken konnte. Sehr alt konnte er nicht sein, und ebenso wenig eigensinnig oder häßlich.

Ich mußte sein Bild wieder vornehmen und ihn ganz anders malen. Ich erklärte ihn nun für einen jener dicken Herren, denen man häufig begegnet, während sie sich vor den Thüren der Landgasthäuser breit machen. Sie sind lebenslustige Kumpane, tragen bunte Tücher und ihr Umfang ist ein wenig durch Malzgetränk befördert; Männer, welche die Welt gesehen haben, zu Highgate geschworen, und an das Wirthshausleben gewöhnt sind; erfahren in allen Kniffen der Zapfer, und der Manieren sündiger Schenkwirthe kundig. Sie wissen sich trefflich mit Wenigem einzurichten, sind verschwenderisch

innerhalb der Grenzen einer Guinee, rufen alle Kellner beim Namen, necken die Dienstmädchen, plaudern mit der Wirthin und schwatzen bei einem Glase Portwein oder Negus nach dem Essen.

Unter solchen und ähnlichen Vermuthungen brachte ich den Morgen hin. Kaum hatte ich eine Hypothese aufgestellt, so warf irgend eine Bewegung des Unbekannten dieselbe über den Haufen und brachte alle meine Gedanken wieder in Verwirrung. So sind die Operationen eines fieberischen Kopfes in der Einsamkeit. Meine Nerven waren, wie ich schon gesagt habe, außer-

ordentlich gereizt, und das unabläßige Sinnen über Alles, was diese unsichtbare Person betraf, begann seine Wirkung zu haben; ich befand mich in einem Zustande innerer Unruhe.

Die Zeit des Essens kam. Ich hoffte, daß der dicke Herr in der Gaststube speisen und ich endlich seiner Person ansichtig werden würde; aber nein — er ließ sich auf seinem Zimmer serviren. Was bedeutete diese Einsamkeit und dies geheimnißvolle Wesen? Er konnte kein Radicaler sein; es lag etwas zu Aristokratisches in dem Umstande, daß er sich von der übrigen Welt so abgeschlossen hielt und sich einen ganzen Regentag hindurch zu seiner eigenen langweiligen Gesellschaft verurtheilte. Ueberdies lebte er auch für einen unzufriedenen Politiker zu gut. Er schien sich mit einer Menge von Gerichten gütlich zu thun und ein gemüthlicher Lebemann zu sein. In der That, in

dieser Beziehung waren meine Zweifel bald beseitigt, denn er konnte seine erste Flasche noch nicht beendigt haben, als ich ihn leise eine Melodie summen hörte, und als ich lauschte, fand ich, daß es das „God save the King" war. Er war also offenbar kein Radicaler, sondern ein getreuer Unterthan; ein Mann, der bei seiner Flasche loyal ward und bereit war, auf Seiten des Königs und der Constitution zu stehen, wenn er sonst nirgends stehen konnte. Aber wer konnte er sein? Meine Vermuthungen begannen sich ins Abenteuerliche zu verlieren. War er eine incognito reisende hochgestellte Person? „Gott mag's wissen!" sagte ich, indem ich meinen Witz erschöpft fühlte; „vielleicht ist er ein Glied der königlichen Familie, denn sie sind meines Wissens sämmtlich dicke Herren!"

Das Wetter blieb regnerisch. Der geheimnißvolle Unbekannte hütete sein Zimmer und, soweit ich urtheilen konnte, auch seinen Stuhl, denn ich hörte ihn nicht umhergehen. Inzwischen füllte sich, während der Tag weiter vorrückte, die Gaststube mit Gästen. Einige, die soeben angekommen waren, erschienen in zugeknöpften Reiseröcken; Andere, die in der Stadt zerstreut gewesen waren, kamen nach Hause. Einige nahmen ihre Mahlzeit zu sich, Andere ihren Thee. Wäre ich in anderer Stimmung gewesen, so würde ich im Studium dieser eigenthümlichen Menschenclasse Unterhaltung gefunden haben. Es waren besonders zwei darunter, welche sich als vollkommene Passagierstubenspaßvögel auszeichneten und in allen stehenden Späßen Reisender bewandert waren. Tausend schalkhafte Sachen wußten sie dem Schenkmädchen zu sagen, welche sie Luise, Ethelinda und mit vielen andern schönen Namen nannten, indem sie den Namen alle Augenblicke wechselten und über ihre eigene Schelmerei erstaunlich lachten. Meine Gedanken waren indeß durch den dicken Herrn vollständig in Anspruch genommen. Er hatte meine Phantasie einen ganzen Tag lang in Athem gehalten und sie war nun von seiner Spur nicht mehr abzulenken.

Allmälig verging der Abend. Die Reisenden durchliefen die Zeitungen zwei oder drei mal. Einige setzten sich um das Feuer und erzählten lange Geschichten von ihren Pferden, ihren Abenteuern, umgeworfenen Wagen u. dergl. Sie unterhielten sich über den Credit verschiedener Kaufleute und verschiedener Gasthöfe, und die beiden Spaßvögel erzählten verschiedene auserwählte Anekdoten von hübschen Stubenmädchen und gefälligen Wirthinnen. Inzwischen nahmen sie ruhig zu sich, was sie ihre Nachtmützen nannten, nämlich starke Gläser Branntwein mit Wasser und Zucker oder ähnliche derartige Mischungen; Einer nach dem Andern klingelte alsdann nach „Boots" und dem Stubenmädchen und begab sich in alten Schuhen, die zu erstaunlich unbequemen Pantoffeln verschnitten waren, zu Bette.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0150-5

Nur ein einziger Mann war noch übrig, ein kurzbeiniger, langleibiger, vollblütiger Bursche mit sehr großem röthlichen Kopfe. Er saß einsam da, ein Glas Negus von Portwein mit einem Löffel vor sich, schlürfte und rührte, sann

und schlürfte, bis nichts übrig war als der Löffel. Nach und nach entschlief er in kerzengerader Haltung auf seinem Stuhle, während das leere Glas vor ihm stand; auch die Kerze schien einzuschlafen, denn der Docht wurde lang, schwarz und kolbig am Ende, und verdunkelte das wenige Licht, was

noch im Zimmer übrig war. Das nunmehr herrschende Düster war ansteckend. Ringsum hingen die formlosen und fast gespenstischen Ueberröcke der Reisenden, die längst in tiefem Schlafe begraben lagen. Ich hörte nur das Picken der Uhr, die tiefen Athemzüge des schlafenden Trinkers und das Fallen des Regens von der Traufe des Hauses, Tropfen für Tropfen. Die Thurmuhr verkündete Mitternacht. Auf einmal begann der dicke Herr oben zu gehen, indem er langsam hin- und herschritt. In alledem lag etwas äußerst Schauerliches, zumal für eine Person von meiner Nervenbeschaffenheit. Diese fürchterlichen Ueberröcke, diese röchelnden Athemzüge und die knarrenden Tritte jenes geheimnißvollen Wesens! Seine Tritte wurden schwächer und schwächer und ließen sich endlich gar nicht mehr hören. Ich konnte es nicht länger ertragen. Ich war bis zur Verzweiflung eines Romanhelden getrieben. „Sei er wer oder was er wolle", sagte ich zu mir selbst, „ich muß ihn sehen!" Ich ergriff einen Leuchter und eilte hinauf nach Nr. 13. Die Thür stand weit offen. Ich zögerte — ich trat ein; das Zimmer war verlassen. Ein großer, geräumiger Lehnstuhl stand an einem Tische, auf welchem sich ein großes leeres Trinkglas und eine Nummer der „Times" befanden; das Zimmer roch stark nach Stiltonkäse.

Der geheimnißvolle Fremde hatte sich offenbar soeben erst entfernt. Ich trat, bitter getäuscht, den Weg nach meinem Zimmer an, welches inzwischen mit einem auf der Frontseite des Hauses vertauscht worden war. Als ich den Corridor entlang ging, sah ich ein Paar große Stiefeln mit schmuzigen lackirten Stulpen vor der Thür eines Schlafzimmers stehen. Sie gehörten ohne Zweifel dem Unbekannten; allein es war nicht gerathen, eine so furchtbare Person in ihrer Höhle zu stören; er konnte ein Pistol oder etwas noch Schlimmeres gegen meinen Kopf entladen. Ich ging daher zu Bett und lag die halbe Nacht in einem fürchterlich nervösen Zustande schlaflos; und selbst als ich eingeschlafen war, verfolgte mich in meinen Träumen noch der Gedanke an den dicken Herrn und seine Stulpenstiefeln.

Am nächsten Morgen schlief ich ziemlich lange und wurde durch ein Geräusch und Getümmel im Hause geweckt, das ich mir anfangs nicht zu erklären vermochte, bis ich mich mehr ermunterte und deutlich vernahm, daß eine Postkutsche vor dem Hause hielt. Plötzlich wurde von unten gerufen: „Der Herr hat seinen Regenschirm vergessen! Seht nach dem Regenschirm des Herrn in Nr. 13!" Gleich darauf hörte ich ein Stubenmädchen auf dem Gange hinlaufen und während sie lief mit gellender Stimme antworten: „Hier ist er! Hier ist des Gentleman's Regenschirm!"

Der geheimnißvolle Fremde stand also im Begriff abzureisen. Jetzt bot sich mir die einzige Möglichkeit, ihn noch kennen zu lernen. Ich sprang aus

dem Bette, stürzte ans Fenster, riß die Vorhänge bei Seite und erhaschte gerade noch eine flüchtige Ansicht von der Rückseite einer Person, welche durch die Kutschenthür einstieg. Die Schöße eines braunen Rocks theilten sich hinten und gestatteten mir eine volle Ansicht der breiten Rundung eines Paars Tuchhosen. Die Thür schloß sich —: „Alles in Ordnung!“ hieß es; die Kutsche rasselte davon — und das war Alles, was ich jemals von dem dicken Herrn zu sehen bekam!

Annette Delarbre.

Wol aus dem Krieg kehrt der Soldat,
Der Kaufmann von dem Meer,
Doch ach, mein Liebster schied von mir
Auf Nimmerwiederkehr,
Mein Herz,
Auf Nimmerwiederkehr.

Wann hin der Tag, und wann zur Ruh'
Wol Alle sind gebracht,
Denk' ich an ihn, der ach! so fern,
Und wein' die ganze Nacht,
Mein Herz,
Und wein' die ganze Nacht.

Altes schottisches Lied.

Während eines Ausflugs nach der Niedernormandie machte ich auf einige Tage Rast in der alten Stadt Honfleur, welche in der Nähe der Seinemündung gelegen ist. Es war Festzeit und am Abende drängte sich Alles

zum Tanze auf dem Platze vor der Kapelle Notre Dame de Grace, wo ein Jahrmarkt abgehalten wurde. Ich bin ein Freund jeder unschuldigen Volkslustbarkeit und schloß mich daher der Menge an.

Die Kapelle erhebt sich auf dem Gipfel eines hohen Berges oder Vorgebirges, sodaß ihre Glocke des Nachts von dem Seefahrer in bedeutender Ferne gehört werden kann. Der Hafen von Havre de Grace, geradüber am andern Ufer der Seine gelegen, soll seinen Namen von der Kapelle erhalten haben. Die Straße zu der letztern führte längs dem Abhange der steilen Küste im Zickzack hinauf; sie war von Bäumen beschattet, zwischen denen hindurch sich mir auf die alten Thürme Honfleurs unten, auf die mannichfaltige Scenerie des gegenüberliegenden Ufers, die weißen Gebäude Havres in der Ferne und die weite See jenseit derselben manche schöne Aussicht eröffnete. Die Straße war durch Gruppen von Landmädchen in ihren hochrothen Kleidern und hohem Kopfputze belebt, und auf dem Rasenplatze, welcher sich auf dem Gipfel des Berges ausbreitet, fand ich die Blüte der Jugend aus der ganzen Umgegend versammelt.

Die Kapelle Notre-Dame de Grace ist, sowol des Vergnügens als der Andacht wegen, derjenige Punkt, nach welchem die Einwohner Honfleurs und seiner Umgebung am liebsten ihre Ausflüge machen. In dieser kleinen Kapelle werden von den Seeleuten des Hafens vor ihrer Abreise und von ihren Freunden während ihrer Abwesenheit Gebete gehalten; Weihgeschenke hängen rings an den Wänden als Zeichen erfüllter Gelübde, welche in Zeiten des Schiffbruchs und Unglücks gethan wurden. Die Kapelle ist von Bäumen umgeben. Ueber dem Portale befindet sich ein Bild der Jungfrau mit dem Kinde und eine Inschrift, welche mir als ganz besonders poetisch auffiel:

Etoile de la mer, priez pour nous!
(Stern des Meeres, bitte für uns!)

Auf einem ebenen Platze in der Nähe der Kapelle, unter dem Schatten stattlicher Bäume, pflegt das Volk an schönen Sommerabenden zu tanzen; hier werden häufig Märkte und Volksfeste abgehalten, welche alle die ländlichen Schönheiten aus den anmuthigsten Gegenden der Niedernormandie herbeiziehen. Bei einer derartigen Gelegenheit fand auch die Festlichkeit statt, zu der ich mich zufällig einfand. Buden und Zelte waren unter den Bäumen aufgestellt: da waren die gewöhnlichen Putzwaaren ausgebreitet, um die ländliche Kokette zu berücken, während wunderbare Schaustellnngen die Neugierigen anlockten; Marktschreier übten ihre Beredtsamkeit; Taschenspieler und Wahrsager setzten die Leichtgläubigen in Erstaunen, und den Frommen wurden ganze Reihen grotesker Heiligen, in Holz und Wachs gearbeitet, zum Kauf angeboten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0158-1

Das Fest hatte auf einem Punkte sämmtliche malerischen Costüme des Pays d'Auge und Côté de Caux versammelt. Ich erblickte hohe stattliche Hauben und prächtige Mieder, deren Zuschnitt sich Jahrhunderte hindurch von Mutter auf Tochter vererbt hatte, und welche genau denjenigen glichen, die man zu der Zeit Wilhelm's des Eroberers getragen hatte; ich fand mich überrascht durch die merkwürdige Aehnlichkeit derselben mit denjenigen, welche ich in den Abbildungen in Froissart's Chronik und in den Gemälden illuminirter Manuscripte gesehen hatte. Auch kann keinem Besucher der Niedernormandie die Schönheit des Landvolks und die natürliche Eleganz, welche unter demselben herrscht, entgangen sein. Diesem Lande verdanken die Engländer ohne Zweifel ihr gutes Aussehen. Von hier gingen die frische Gesichtsfarbe, das schöne blaue Auge, das lichtbraune Haar im Gefolge des Eroberers nach England über und füllten das Land mit Schönheit.

Die Scene, die sich meinen Blicken darbot, war ganz bezaubernd: die Versammlung so vieler frischen und blühenden Gesichter, die heitern Gruppen in phantastischen Trachten, die zum Theil auf dem Rasen tanzten, zum Theil umherstreiften oder auf dem Grase saßen, die schönen Bäume im Vordergrunde, welche den Abhang dieser luftigen Höhe säumten, und die breite grüne See, die in sommerlicher Ruhe in der Ferne zu schlummern schien, Alles dies vereinigte sich zum herrlichsten Gemälde.

Während ich dieses lebensvolle Bild betrachtete, fiel mir ein schönes Mädchen ins Auge, welches durch die Menge ging und keinen Antheil an den Freuden derselben zu nehmen schien. Sie war schlank und zart von Gestalt; auf ihrer Wange vermißte man jene blühende Frische, welche unter den Landleuten der Normandie gewöhnlich ist, und ihre blauen Augen hatten einen eigenthümlichen und melancholischen Ausdruck. Ein Mann von ehrwürdigem Ansehen, welchen ich für ihren Vater hielt, begleitete sie. Unter den Umstehenden fand ein Flüstern statt und bedenkliche Blicke folgten ihr nach, als sie vorüberging; die jungen Männer griffen an ihre Hüte und einige von den Kindern folgten ihr in einiger Entfernung nach und beobachteten ihre Bewegungen. Sie näherte sich dem Rande des Bergabhanges, wo sich eine kleine Plateform befindet, von welcher sich die Leute aus Honfleur nach ankommenden Schiffen umzusehen pflegen. Hier stand sie einige Zeit, mit dem Taschentuche wehend, obwol nichts zu sehen war als einige Fischerboote, die am Busen des fernen Oceans wie bloße Pünktchen erschienen.

Diese Umstände erregten meine Neugier und veranlaßten mich zu einigen Fragen, welche bereitwillig und verständig von einem Geistlichen der nahen Kapelle beantwortet wurden. Unsere Unterhaltung zog einige der Umstehenden

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0159-0

herbei, die Alle etwas mitzutheilen hatten und von welchen ich folgende Erkundigungen einzog.

Annette Delarbre war die einzige Tochter eines der wohlhabendern Landwirthe oder kleinen Eigenthümer, wie man sie nannte, welcher zu Pont-l'Evêque, einem hübschen Dorfe unweit Honfleur, in dem reichen idyllischen Theile der Normandie lebte, welcher Pays d'Auge heißt. Annette war der Stolz und die Freude ihrer Aeltern, und wurde mit der zärtlichsten Nachsicht

erzogen. Sie war heiter, sanft, muthwillig und empfänglich. Alle ihre Gefühle waren lebhaft und feurig, und da sie nie Widerspruch oder Zwang erfahren hatte, so war Selbstbeherrschung nicht gerade ihre Stärke; nur ihre natürliche Herzensgüte bewahrte sie davor, beständig vom rechten Wege abzuirren.

Schon im Kindesalter bekundete sich ihr weiches Gemüth durch die Zuneigung, welche sie gegen einen Spielgenossen, Eugen La Forgue, den einzigen Sohn einer in der Nähe wohnenden Witwe, an den Tag legte. Ihre kindische Liebe war ein Bild von reiferer Leidenschaft im Kleinen, denn es

kamen dabei schon Launen, Eifersucht, Zwistigkeiten und Versöhnungen vor. Bald nahm dieselbe auch einen etwas ernstern Charakter an, als Annette in ihr funfzehntes und Eugen in sein neunzehntes Jahr trat. Um diese Zeit wurde der Letztere plötzlich durch die Conscription zur Armee hinweggeführt.

Dies war ein harter Schlag für seine verwitwete Mutter, deren einziger Stolz und Trost er war; aber es war ja doch nur eine jener plötzlichen Beraubungen, wie sie einmal während der Zeit, wo beständige und blutige Kriege unaufhörlich die Jugend Frankreichs verschlangen, die Mütter dieses Landes fortwährend erdulden mußten. Der Kummer, welcher Annetten durch den Verlust ihres Geliebten verursacht wurde, war nur vorübergehend. Mit zärtlichen Umarmungen — halb kindisch, halb weiblich — schied sie von ihm. Die Thränen entströmten ihren blauen Augen, als sie ihm eine Flechte ihres schönen Haars um sein Handgelenk band; aber immer siegte das Lächeln über die Thränen, denn sie war noch zu jung, um zu fühlen, welch ernste Sache das Scheiden ist und wie zahlreich bei einer Trennung in dieser weiten Welt die Möglichkeiten sind, die ein Wiedersehen vereiteln können.

Wochen, Monate, Jahre flohen dahin. Wie an Jahren, so nahm Annette auch an Schönheit zu und sie war die Königin unter allen Schönen der Umgegend. Ihre Zeit verfloß unschuldig und glücklich. Ihr Vater war ein Mann von einigem Einflusse in dem ländlichen Gemeinwesen, und sein Haus war ein Sammelplatz der muntersten Gesellschaft des Dorfes. Annette hielt eine Art von ländlichem Hofe; sie war stets von Gefährtinnen ihres eigenen Alters umgeben, welche sie Alle überstrahlte. Einen großen Theil ihrer Zeit waren sie mit Spitzenklöppeln beschäftigt, welches ein vorherrschender Erwerbszweig der Gegend ist. Während sie bei dieser feinen weiblichen Arbeit saßen, belebten lustige Märchen und munterer Gesang ihre Runde; Keine lachte mit leichterm Herzen als Annette, und beim Gesang tönte ihre Stimme am reinsten und melodischsten. Die Abende wurden durch Tanz oder durch jene heitern Gesellschaftsspiele belebt, welche bei den Franzosen so beliebt sind; und erschien Annette am Sonntagabend beim Tanz im Dorfe, so war sie der Gegenstand allgemeiner Bewunderung.

Da sie eine ländliche Erbin war, so fehlte es ihr nicht an Bewerbern. Viele vortheilhafte Anträge wurden ihr gemacht, aber von ihr ohne Ausnahme zurückgewiesen. Sie lachte über die vorgeblichen Qualen ihrer Bewunderer und triumphirte über sie, sich rückhaltlos der Laune leichter Jugend und selbstbewußter Schönheit hingebend. Hätte man jedoch die Geschichte ihres Herzens lesen können, so würde man, bei all ihrem anscheinend leichten Sinne, doch eine zärtliche Erinnerung an ihren frühen Spielgenossen entdeckt haben, eine Erinnerung, die zwar nicht so tief in ihr Herz geprägt war, um ihr

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0161-7

Schmerz zu bereiten, aber doch zu tief, als daß sie leicht verlöscht werden konnte; ebenso hätte man, bei all ihrem Frohsinn, die Zärtlichkeit bemerken können, mit welcher sie stets der Mutter Eugen's begegnete. Oft stahl sie sich von ihren jugendlichen Freundinnen und ihren Vergnügungen hinweg, um ganze Tage bei der guten Witwe zuzubringen; sie lauschte, wenn die Mutter zärtlich von ihrem Sohne plauderte, und sie erröthete mit geheimer Freude, wenn seine Briefe gelesen wurden und sie sich als ein beständiger Gegenstand der Erinnerung und Erkundigung darin erwähnt fand.

Endlich brachte die plötzliche Rückkehr des Friedens, welcher manchen Krieger nach seiner heimischen Hütte führte, auch Eugen, einen jungen sonnverbrannten Soldaten, nach dem Dorfe zurück. Es bedarf der Erwähnung nicht, wie freudig seine Heimkehr von seiner Mutter begrüßt wurde, welche in ihm den Stolz und die Stütze ihres Alters erblickte. Er war durch sein Verdienst befördert worden, brachte aber sonst wenig aus dem Kriege mit heim, ausgenommen ein militärisches Aussehen, den Namen eines Braven und eine Narbe quer über die Stirn. Indeß brachte er auch eine durch das Kriegsleben nicht verdorbene Natur zurück. Er war redlich, offenherzig, edelsinnig und besaß ein warmes Gefühl. Sein Herz, durch eigene Leiden vielleicht um so weicher geworden, war voll Güte und der Rührung leicht zugänglich; vor allem aber war es voll Zärtlichkeit gegen Annette. Durch seine Mutter hatte er verschiedene male Nachricht über sie erhalten, und die Erwähnung ihrer Freundlichkeit gegen die vereinsamte Frau hatte sie ihm doppelt theuer gemacht. Er war verwundet, er war gefangen, er war in verschiedenen Bedrängnissen gewesen; aber stets hatte er die Flechte ihres Haares bewahrt, die sie ihm um den Arm gebunden hatte. Sie hatte ihm als eine Art von Talisman gegolten; so manches mal hatte er sie betrachtet, während er auf dem harten Boden lag, und dann hatte der Gedanke, daß er eines Tages Annette und die schönen Fluren seines heimatlichen Dorfes wiedersehen könnte, sein Herz aufgeheitert und ihn fähig gemacht, alle Beschwerden zu ertragen.

Annette war fast ein Kind gewesen, als er sie verlassen hatte; er fand sie als aufgeblühte Jungfrau wieder. Hatte er sie früher geliebt, so betete er sie nun an. Annette war gleicherweise durch die günstige Veränderung überrascht, welche die Zeit an ihrem Liebhaber bewirkt hatte. Mit stiller Bewunderung bemerkte sie, wie er sich vor den andern jungen Männern des Dorfes auszeichnete, wie ihn sein unbefangenes, edles, militärisches Ansehen und Benehmen von allen Uebrigen bei ihren ländlichen Versammlungen vortheilhaft unterschied. Je öfter sie ihn sah, um so mehr steigerte sich ihre leichte, spielende Zärtlichkeit früherer Jahre zu einer glühenden, starken

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0162-2

Neigung. Aber Annette war eine ländliche Schöne. Sie hatte die Süßigkeit der Herrschaft gekostet und war, durch beständige Nachsicht daheim und Bewunderung auswärts, eigensinnig und launisch gemacht worden. Sie war sich ihrer Gewalt über Eugen bewußt und fand ihre Freude, sie an ihm auszuüben. Bisweilen behandelte sie ihn mit übermüthiger Laune und freute sich der Qual, die sie ihm durch ihr Zürnen bereitete, in dem Bewußtsein, wie bald sie dieselbe durch ihr Lächeln wieder vertreiben würde. Sie fand ein Vergnügen darin, seine Besorgniß zu erregen, indem sie scheinbar den einen oder andern seiner Nebenbuhler begünstigte, und dann freute sie sich, wenn sie ihm durch ein reiches Maß erneuerter Freundlichkeit beruhigte. Vielleicht wurde durch Alles dies nur eine kleine Eitelkeit befriedigt; sie mochte ihren Triumph darin finden, ihre unbedingte Macht über den jungen Krieger zu zeigen, welcher der allgemeine Gegenstand weiblicher Bewunderung war. Eugen war jedoch zu ernsten und feurigen Charakters, um mit sich spielen zu lassen. Er liebte zu glühend, um frei von Argwohn zu bleiben. Er sah Annetten voll Lebhaftigkeit im Kreise von Bewunderern; sie war die Fröhlichste unter den Fröhlichen bei ihren ländlichen Festlichkeiten, und offenbar dann am fröhlichsten, wenn er am niedergeschlagensten war. Jedermann durchschaute diese Laune, ausgenommen er selbst; Jedermann sah, daß sie ihn in Wahrheit von ganzem Herzen liebte; nur Eugen allein bezweifelte die Aufrichtigkeit ihrer Neigung. Eine zeitlang ertrug er diese Koketterie mit Mistrauen und stiller Ungeduld; aber sein Gefühl ward darüber so empfindlich und reizbar, daß er sich nicht mehr zu beherrschen vermochte. Ein geringfügiges Misverständniß fand statt; ein Zwist war die Folge. Annette, nicht gewöhnt an Entgegnung und Widerspruch und erfüllt vom Uebermuthe jugendlicher Schönheit, nahm die Miene stolzer Verachtung an. Sie verweigerte ihrem Geliebten jede Aufklärung, und man schied im Zorn. Am nämlichen Abend sah Eugen, wie sie in heiterster Stimmung mit einem seiner Nebenbuhler tanzte, und als ihr Auge dem seinigen begegnete, welches mit unverstelltem Kummer auf ihr ruhte, strahlte es von mehr als gewöhnlicher Munterkeit. Dies war ein Todesstreich für seine durch geheimes Mistrauen schon so erschütterten Hoffnungen. Stolz und Unwille kämpften in seiner Brust und schienen all die gewohnte Energie seines lebhaften Geistes zu erwecken. Er entfernte sich aus Annettens Nähe, mit dem übereilten Entschlusse, sie nie wiederzusehen.

Ein Weib ist behutsamer in Liebesangelegenheiten als ein Mann, weil für sie die Liebe in stärkerm Grade ein Studium und eine Hauptangelegenheit des Lebens ist. Annette bereute ihr unpassendes Benehmen bald; sie fühlte, daß sie ihren Geliebten unfreundlich behandelt hatte; sie fühlte, daß sie mit

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0163-8

seinem aufrichtigen und edlen Herzen ihr Spiel getrieben; — und wie hübsch sah er aus, als er nach ihrem Zwiste wegging — der Zorn hob seine schönen Züge noch mehr hervor! Sie hatte beabsichtigt, sich beim Abendtanze mit ihm zu verständigen, sah sich aber durch seine plötzliche Entfernung daran verhindert. Sie nahm sich nun vor, ihn bei der nächsten Zusammenkunft durch die Liebkosungen einer vollkommenen Versöhnung reichlich zu belohnen und fortan ihn nie, nie wieder zu quälen! Doch zur Erfüllung dieses Versprechens sollte sie keine Gelegenheit finden. Ein Tag verging nach dem andern, aber Eugen ließ sich nicht blicken. Der Sonntagabend kam, die gewöhnliche Zeit, wo sich alle Fröhlichen des Dorfes versammelten; aber Eugen war nicht unter ihnen. Sie erkundigte sich nach ihm; er hatte das Dorf verlassen. Sie wurde nun besorgt und ging, aller affectirten Sprödigkeit und Gleichgültigkeit absagend, zu Eugen's Mutter, um Auskunft von ihr zu erhalten. Sie fand die Witwe von Kummer erfüllt und vernahm zu ihrer Ueberraschung und Bestürzung, daß Eugen zur See gegangen sei.

Während sein Gefühl noch durch ihre erkünstelte Verachtung verletzt und sein Herz abwechselnd eine Beute des Unwillens und der Verzweiflung war, hatte er sich plötzlich entschlossen, einer Einladung zu folgen, welche ein Verwandter, der ein Schiff im Hafen von Honfleur ausrüstete und ihn zum Reisegefährten zu haben wünschte, wiederholt an ihn gerichtet hatte. Abwesenheit schien ihm das einzige Mittel zu sein, sich von seiner unglücklichen Leidenschaft zu befreien, und in der momentanen Aufregung seines Gefühls fand er eine gewisse Genugthuung in dem Gedanken, daß die halbe Welt als Scheidewand nun zwischen ihnen stehen sollte. Die Eile, welche seine Abreise erheischte, ließ keine Zeit zu kalter Ueberlegung übrig; sie machte ihn taub gegen die Vorstellungen seiner bekümmerten Mutter. Er eilte gerade noch zur rechten Zeit nach Honfleur, um die nothwendigen Anstalten zur Reise zu treffen, und Annette erhielt die erste Kunde von diesem plötzlichen Entschlusse durch einen Brief, welchen ihr seine Mutter zustellte; zugleich gab er ihr auf diesem Wege die Pfänder ihrer Neigung, insbesondere die langbewahrte Flechte ihres Haares zurück und sagte ihr ein letztes Lebewohl in Ausdrücken, welche mehr Schmerz und Zärtlichkeit als Vorwurf aussprachen.

Dies war die erste Wunde wahrhaften Schmerzes, welche Annette bis dahin empfangen hatte, und sie erlag derselben. Die Lebhaftigkeit ihres Charakters war nur zu geeignet, sie zum Aeußersten zu treiben; eine zeitlang überließ sie sich ungezügelten Ausbrüchen des Kummers und der Gewissensangst, und offenbarte in der Heftigkeit ihres Grams die wahre Glut ihrer Neigung. Es fiel ihr ein, daß das Schiff vielleicht noch nicht ab-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0164-4

gesegelt sein möchte; begierig klammerte sie sich an diese Hoffnung und eilte mit ihrem Vater nach Honfleur. Das Schiff war am nämlichen Morgen unter Segel gegangen. Von den Höhen oberhalb der Stadt sah sie, wie es sich auf dem breiten Busen des Oceans zu einem Pünktchen verkleinerte und vor Abend war das weiße Segel ihr bereits völlig aus dem Gesicht entschwunden. Von Angst erfüllt wendete sie sich nach der nahen Kapelle Notre-Dame de Grace, warf sich am Boden nieder und opferte Gebete und Thränen für die glückliche Rückkehr ihres Geliebten.

Als sie nach Hause zurückkehrte, war die frühere Gemüthsheiterkeit verschwunden. Mit Gewissensqual und Selbstvorwürfen blickte sie auf ihre frühern Launen zurück; mit Widerwillen wich sie der Schmeichelei ihrer Bewunderer aus und fand keine Freude mehr an den Lustbarkeiten des Dorfes. Voll Demuth und Schüchternheit näherte sie sich der verwitweten Mutter Eugen's, welche sie jedoch mit einem überströmenden Herzen empfing; denn sie sah in Annetten nur ein Wesen, bei dem sie mit ihrer zärtlichen Liebe zu ihrem Sohne auf Sympathie rechnen konnte. Annette schien eine Erleichterung ihres Gewissens darin zu finden, wenn sie den ganzen Tag bei der Mutter saß, ihr in allem Hülfe leistete, ihre trüben Stunden aufheiterte, sie mit den freundlichen Liebkosungen einer Tochter tröstete und soweit es nur immer möglich war, die Stelle des Sohnes zu ersetzen suchte, den hinweggetrieben zu haben ihr Gewissen sie anklagte.

Inzwischen vollbrachte das Schiff eine glückliche Reise nach dem bestimmten Hafen. Eugen's Mutter erhielt einen Brief von ihm, worin er die Uebereilung seiner Abreise beklagte. Die Seefahrt habe ihm Zeit zu ruhiger Ueberlegung gegeben. Sei Annette unfreundlich gegen ihn gewesen, so habe er doch nicht vergessen sollen, was er seiner jetzt hochbejahrten Mutter schuldig sei. Er klagte sich der Selbstsucht an, indem er nur den Eingebungen seiner eigenen rücksichtslosen Leidenschaft Gehör gegeben habe. Er versprach, mit dem Schiffe zurückzukehren, sich in sein Misgeschick zu ergeben und nur noch das Glück seiner Mutter im Auge zu haben — — „Und wenn er zurückkehrt", sagte Annette, ihre Hände freudig zusammenschlagend, „so soll es nicht meine Schuld sein, wenn er uns jemals wieder verläßt."

Die Zeit kam heran, wo der Ankunft des Schiffes entgegengesehen wurde. Während man es täglich erwartete, wurde das Wetter plötzlich äußerst stürmisch. Jeder Tag brachte Nachrichten von untergegangenen oder auf den Strand getriebenen Schiffen, und die Seeküste war mit Schiffstrümmern bedeckt. Bald verlautete die Kunde, das erwartete Fahrzeug sei in einem heftigen Sturme entmastet worden, und man hegte in Betreff seiner Sicherheit die größte Besorgniß.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0165-9

Annette war unausgesetzt Eugen's Mutter zur Seite. Mit schmerzlicher Bekümmerniß beobachtete sie jede Veränderung im Gesicht derselben und bemühte sich, sie mit Hoffnungen aufzuheitern, während ihr eigenes Gemüth von Angst gefoltert ward. Sie bemühte sich heiter zu sein, aber es war eine erzwungene und unnatürliche Heiterkeit, welcher durch einen Seufzer der Mutter sofort ein Ende gemacht wurde; und wenn sie ihre Thränen nicht länger zurückzuhalten vermochte, dann eilte sie hinweg und weinte sich in der Einsamkeit aus. Jeder ängstliche Blick, jede ängstliche Frage der Mutter, so oft sich die Thür öffnete oder ein fremdes Gesicht erschien, ging ihr wie ein Pfeil durch die Seele. Jede Enttäuschung betrachtete sie als eine Qual, welche ihr zu ihrer eigenen Strafe verhängt worden, und ihr Herz blutete bei dem sorgenschweren Ausdrucke des mütterlichen Auges. Endlich ward ihr dieser Zustand unerträglich. Sie verließ das Dorf und eilte nach Honfleur, wo sie jede Stunde, jeden Augenblick eine Nachricht von ihrem Geliebten zu erhalten hoffte. Sie ging am Ufer auf und ab und bestürmte die Seeleute des Hafens mit ihren Fragen. Sie machte eine tägliche Wallfahrt zur Kapelle Notre-Dame de Grace, hing Blumengewinde an der Wand auf und brachte ganze Stunden dort zu, indem sie entweder vor dem Altar kniete oder vor der Höhe des Berges auf die zornige See sehnsüchtig hinausschaute.

Endlich vernahm man, daß das langersehnte Schiff angekommen sei. Man sah es, übel zugerichtet und offenbar vom Sturme schwer mitgenommen, in der Seinemündung einlaufen. Seine Heimkehr verbreitete eine allgemeine Freude; aber kein Auge strahlte heller, kein Herz klopfte leichter in dem kleinen Hafen von Honfleur, als das Annettens. Das Schiff ging in dem Flusse vor Anker und schickte bald nachher ein Boot nach dem Strande ab. Die Menge drängte sich am Ufer, um es zu begrüßen. Annette stand erröthend, lächelnd, zitternd und weinend, denn tausend schmerzlich-angenehme Gefühle regten sich in ihrer Brust bei dem Gedanken an das Wiedersehen und die bevorstehende Versöhnung. Ihr Herz pochte vor Ungeduld, seine Bürde auszuströmen und all sein Unrecht gegen den hochherzigen Freund gutzumachen. Einmal nahm sie einen ins Auge fallenden Platz ein, wo sie des Ankommenden sogleich ansichtig werden und ihn durch ihren Gruß überraschen konnte; im nächsten Augenblicke aber fühlte sie sich wieder von Bangigkeit erfüllt und zog sich, bebend und matt, und schwerathmend in ängstlicher Erwartung unter die Menge zurück. Als das Boot näher kam, steigerte sich ihre Unruhe zur Beängstigung, und es war fast ein Trost für sie, als sie bemerkte, daß sich ihr Geliebter nicht unter den Landenden befand. Sie vermuthete, daß ein zufälliger Umstand ihn am Bord des Schiffes zurück-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0166-5

gehalten habe; und sie fühlte, daß der Verzug sie befähigen würde, mehr Fassung für das Wiedersehen zu gewinnen. Als sich das Boot dem Ufer näherte, wurden viele Fragen gethan, auf welche lakonische Antworten erfolgten. Endlich vernahm Annette, wie man sich auch nach ihrem Geliebten erkundigte. Ihr Herz klopfte stärker; eine kurze Pause fand statt; die Antwort war einfach, aber niederschmetternd. Er war mit zwei Leuten von der Mannschaft vom Verdeck gespült worden, in einer stürmischen Nacht, in der es unmöglich gewesen war, irgend einen Beistand zu gewähren. Ein durchdringender Schrei erscholl unter der Menge, und Annette wäre beinahe in die Wellen gesunken.

Die plötzliche Gefühlserschütterung nach einem solchen vorübergehenden Schimmer des Glücks war zu viel für ihre erschöpfte Natur. Sie wurde ohne Besinnung nach Hause getragen. Eine zeitlang zweifelte man an ihrem Aufkommen, und Monate vergingen, bevor sie ihre Gesundheit wieder erlangte; aber ihr Geist, immer mit dem Schicksale des Geliebten beschäftigt, richtete sich nicht wieder auf und blieb verstört.

„Man erwähnt", fuhr mein Berichterstatter fort, „des Gegenstandes nie in ihrem Beisein; bisweilen spricht sie jedoch selbst davon, und es scheint, als wäre ihre Seele in gewissen unklaren Vorstellungen befangen, in denen sich Hoffnung und Furcht auf eigenthümliche Weise mischen; sie scheint eine halbdunkele Vorstellung vom Schiffbruche ihres Geliebten zu haben und gleichzeitig doch auch seine Rückkehr zu erwarten.

„Ihre Aeltern haben jedes Mittel versucht, um sie aufzuheitern und jene düstern Bilder aus ihrem Geiste zu verbannen. Sie versammeln die jungen Gefährtinnen um sie, in deren Gesellschaft sie fröhlich zu sein pflegte, und welche wie früher arbeiten, plaudern, singen und lachen; aber sie sitzt schweigend in ihrem Kreise und beginnt bisweilen inmitten ihrer Heiterkeit zu weinen; redet man sie dann an, so antwortet sie nicht, sondern blickt mit nassen Augen empor und singt ein trauriges kleines Lied von einem Schiffbruche, welches sie irgendwo gehört hat. Jedermann blutet das Herz, sie in solchem Zustande zu sehen, denn sie war ehedem stets das fröhlichste Geschöpf im Dorfe.

„Den größten Theil der Zeit bringt sie bei Eugen's Mutter zu, die in ihrer Gesellschaft den einzigen Trost findet und ihr all die Zärtlichkeit einer Mutter widmet. Sie ist die Einzige, welche in jeder Stimmung vollkommenen Einfluß auf Annetten übt. Das arme Mädchen scheint sich, wie früher, in ihrer Gesellschaft zur Heiterkeit zu zwingen; bisweilen aber betrachtet sie dieselbe mit einem Blicke des innigsten Mitleids, und dann küßt sie ihr graues Haar, fällt ihr um den Hals und weint.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0167-1

„Sie ist indeß nicht jederzeit melancholisch; es treten Perioden ein, wo sie ganze Tage munter und lebhaft sein kann; aber diese Anwandlungen von Heiterkeit haben für ihre Freundinnen, weil sie sich mit einer gewissen Wildheit paaren, keineswegs etwas Beruhigendes. Zu solchen Zeiten ordnet sie alsdann ihr Zimmer, dessen Wände ganz mit Bildern von Schiffen und Heiligenlegenden bedeckt sind; sie flicht einen weißen Kranz, wie zur Hochzeit, und setzt Brautschmuck in Bereitschaft. Eiferig lauscht sie an der Thür und blickt häufig aus dem Fenster, als erwarte sie Jemandes Ankunft. Man vermuthet, daß sie alsdann der Rückkehr des Geliebten entgegensieht; da jedoch Niemand den Gegenstand berührt oder seines Namens in ihrer Gegenwart erwähnt, so läßt sich über den Gang ihrer Gedanken nichts Gewisses sagen. Dann und wann unternimmt sie eine Wallfahrt nach der Kapelle Notre-Dame de Grace, wo sie stundenlang am Altare betet und die Bilder mit Kränzen schmückt, die sie gepflochten hat; oder sie läßt ihr Tuch auf der Terrasse wehen, wie Sie es mit angesehen haben, sobald sich ein Fahrzeug in der Ferne zeigt."

Es war nun, wie er mir mittheilte, ein Jahr verflossen, ohne diesen eigenthümlichen Anflug von Wahnsinn aus ihrer Seele zu verwischen; noch hofften jedoch ihre Freunde, derselbe möchte sich doch allmälig verlieren. Sie hatten sie einmal nach einem entlegenen Theile des Landes gebracht, weil sie hofften, daß die Abwesenheit von den mit ihrer Geschichte in Zusammenhang stehenden Umgebungen eine heilsame Wirkung haben sollte; sobald jedoch ihre periodische Melancholie zurückkehrte, ward sie unruhiger und unglücklicher als gewöhnlich, und indem sie heimlich ihren Freunden entwich, trat sie, ohne den Weg zu kennen, zu Fuße eine ihrer Wallfahrten nach der Kapelle an.

Diese kleine Geschichte zog meine Aufmerksamkeit gänzlich von der heitern Scene des Festes ab und lenkte sie ausschließlich auf die schöne Annette. Während sie noch auf der Terrasse stand, erscholl die Vesperglocke von der nahen Kapelle. Sie lauschte einen Augenblick, dann zog sie einen kleinen Rosenkranz aus dem Busen und lenkte ihre Schritte nach jener Richtung. Mehre von den Landleuten folgten ihr schweigend nach, und ich fühlte mich von zu lebhafter Theilnahme angezogen, um nicht ein Gleiches zu thun.

Die Kapelle befindet sich, wie ich schon erwähnt habe, in der Mitte eines Wäldchens auf der Höhe des Vorgebirges. Im Innern ist sie rings mit kleinen Schiffsmodellen, rohen Bildern von Schiffbrüchen, Seegefahren und wunderbaren Rettungen bedeckt, welche als Opfergaben von Capitänen und Matrosen, die dem Verderben entgingen, hier aufgehängt worden sind. Als Annette eintrat, blieb sie einen Augenblick vor einem Bilde

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0168-6

der Jungfrau stehen, welches, wie ich bemerkte, neuerdings mit einem Kranze von künstlichen Blumen geschmückt worden war. Als sie die Mitte der Kapelle erreichte, kniete sie nieder, und Diejenigen, welche ihr folgten, thaten unwillkürlich in einiger Entfernung das Nämliche. Die Abendsonne fiel mild durch die Bäume in eines der Fenster der Kapelle. Eine vollkommene Stille

herrschte im Innern, und diese Stille machte durch den Gegensatz mit der fernen Musik und dem Geräusche des Festes einen um so stärkern Eindruck. Ich konnte die Augen nicht von der armen Betenden abwenden; ihre Lippen bewegten sich, während sie ihren Rosenkranz betete, aber sie betete leise und ihre Worte waren unhörbar. Vielleicht war es nur meine durch den Anblick erregte Phantasie, welche mich, als sie ihre Augen zum Himmel aufschlug, einen wahrhaft seraphischen Ausdruck in denselben bemerken ließ. Aber weib-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0169-5

liche Schönheit rührt mich stets leicht, und in diesem Gemisch von Liebe, Andacht und theilweisem Wahnsinn lag etwas unaussprechlich Rührendes.

Als das arme Mädchen die Kapelle verließ, lag eine süße Seelenheiterkeit in ihren Blicken, und man sagte mir, daß sie nach Hause zurückkehren und wahrscheinlich tage-, ja wochenlang ruhig und heiter sein würde; man nahm an, daß zu solcher Zeit die Hoffnung in ihrem kranken Gemüth vorherrschte; wenn dagegen die dunkele Seite ihres Gemüthszustandes, wie ihre Freunde sich ausdrückten, auf dem Punkte stände, die Oberhand zu gewinnen, so gäbe sich dies daran zu erkennen, daß sie ihren Rocken oder ihre Spitzen vernachlässige, traurige Lieder sänge und stumm weine.

Sie begab sich von der Kapelle weg, ohne dem Feste einen Blick zu schenken, doch lächelte und redete sie Viele im Vorübergehen an. Mein Auge folgte ihr, während sie an ihres Vaters Arme die gewundene Straße gegen Honfleur hinabwandelte. „Der Himmel", dachte ich, „ist stets reich an Balsam für das verletzte Gemüth und den verwundeten Geist und vermag zur rechten Zeit diese gebrochene Blume aufzurichten, auf daß sie abermals der Stolz und die Freude des Thales werde. Selbst die Verstörtheit, in welcher dies arme Mädchen befangen ist, ist vielleicht nur einer jener freundlichen Nebel, welche die Vorsehung über die Region des Gedankens breitet, wenn das Elend in ihnen zu mächtig wird. Der Schleier, welcher den Horizont ihres Geistes verdunkelt, kann allmälig gehoben werden, sobald sie fähig sein wird, die Schmerzen fest und ruhig ins Auge zu fassen, welche jetzt gnädig vor ihrem Blicke verborgen sind."

Als ich ein Jahr später von Paris zurückkehrte, lenkte ich zu Rouen von der gewöhnlichen Straße ab, um einige der anziehendsten Punkte der Niedernormandie wieder zu besuchen. Nachdem ich durch die liebliche Gegend des Pays d'Auge gekommen, traf ich an einem schönen Nachmittage in Honfleur ein, von wo ich am nächsten Morgen nach Havre überzusetzen und mich nach England einzuschiffen gedachte. Da ich den Abend nicht besser hinzubringen wußte, so spazierte ich den Berg hinauf, um die schöne Aussicht von der Kapelle Notre-Dame de Grace zu genießen. Bei dieser angekommen, gedachte ich der armen Annette Delarbre und beschloß, mich nach ihrem Schicksale zu erkundigen. Der Geistliche, welcher mir ihre Geschichte erzählt hatte, fungirte gerade beim Vespergottesdienste, nach dessen Beendigung ich mich an ihn wendete und von ihm folgenden weitern Verlauf erfuhr. Er

erzählte mir, daß seit der Zeit, wo ich sie bei der Kapelle gesehen hatte, ihr Gemüthsleiden plötzlich eine so schlimme Wendung nahm, daß ihre Gesundheit darunter in bedrohlicher Weise litt. Ihre heitern Zwischenzeiten wurden kürzer, traten seltener ein, und waren von heftigern Störungen begleitet. In Folge ihrer Melancholie wurde sie matt, schweigsam und verdrießlich; ihre Gestalt zehrte sich ab, ihr Gesicht sah blaß und leidend aus; man fürchtete, sie würde sich nie mehr erholen. Alles, was nach Freude klang, wurde ihr lästig, und sie war noch am zufriedensten, wenn Eugen's Mutter in ihrer Nähe weilte. Die gute Frau widmete ihr unermüdliche, mütterliche Sorgfalt, und konnte, während sie Annettens Kummer zu verbannen suchte, des eigenen Schmerzes halb vergessen. Wenn sie ihr bleiches Gesicht betrachtete, füllten sich ihr Augen bisweilen mit Thränen; aber sobald Annette diese bemerkte, trocknete sie ihr dieselben besorglich ab, und äußerte zu ihr, sie solle nicht weinen, denn Eugen würde bald heimkehren; dann zeigte sie, wie in frühern Zeiten, eine erkünstelte Heiterkeit und sang ein munteres Lied, bis eine plötzliche Erinnerung über sie kam und sie in Thränen ausbrach, während sie am Halse der armen Mutter hing und diese beschwor, ihr deswegen nicht zu fluchen, daß sie ihren Sohn ins Verderben getrieben hätte.

Gerade um diese Zeit erhielt man zu allgemeinem Erstaunen eine Nachricht von Eugen, welcher, wie sich hieraus zu ergeben schien, noch am Leben war. Schon dem Ertrinken nahe, hatte er noch glücklich einen vom Verdeck gespülten Balken zu ergreifen vermocht. Da er fast ganz erschöpft war, hatte er sich daran festgebunden und war auf diese Weise einen Tag und eine Nacht hindurch umhergeschwommen, bis ihn die Besinnung gänzlich verlassen hatte. Wieder zu sich gekommen, befand er sich am Bord eines nach Indien bestimmten Schiffes, jedoch in so angegriffenem Zustande, daß er sich nicht ohne Beistand bewegen konnte. Während der Reise war sein Gesundheitszustand zweifelhaft geblieben; nach der Ankunft in Indien hatte er mannichfache Schicksale erfahren, und war von Schiff zu Schiff, von Spital zu Spital geschafft worden. Seine kräftige Natur ließ ihn jedoch jeder Beschwerde trotzen und er befand sich nun in einem fernen Hafen, wo er nur den Abgang eines Schiffes erwartete, um zur Heimat zurückzukehren.

Diese Nachrichten durften der Mutter nur mit großer Behutsamkeit mitgetheilt werden, und auch selbst dann wurde sie durch den Sturm ihrer Freude fast überwältigt. Eine weit schwierigere Frage war es jedoch, auf welche Art man Annetten die Kunde beibringen sollte. Ihr Gemüthszustand erschien so reizbar, sie war so heftigen Stimmungsveränderungen unterworfen und die Ursache ihrer Geistesverwirrung von so trostloser und hoffnungsloser Art gewesen, daß es ihre Freunde stets vermieden hatten, ihr Gefühl auf

die Probe zu stellen. Nie hatten sie auf den Gegenstand ihres Kummers gedeutet, oder sich auf das Thema eingelassen, wenn es von ihr selbst berührt wurde; sie hatten Schweigen darüber beobachtet und gehofft, daß die Zeit allmälig die Spuren desselben aus ihrer Erinnerung verwischen oder sie zum wenigsten minder schmerzlich machen würde. Nun wußten sie sich keinen Rath, wie sie die Arme über den wahren Sachverhalt aufklären sollten, ohne daß, wie man besorgen mußte, die plötzliche Wiederkehr des Glückes die Störung ihrer Vernunft zu einer dauernden machen oder ihre angegriffene physische Natur überwältigen möchte. Sie unterließen indeß nicht jene Wunden zu sondiren, welche sie früher nicht zu berühren wagten, denn sie hatten jetzt einen Balsam in dieselben zu gießen. Sie lenkten das Gespräch auf jene Gegenstände, welche sie bisher vermieden hatten, und bemühten sich, den Strom ihrer Gedanken in jenen wechselnden Stimmungen festzuhalten, welche ihnen früher Verlegenheit bereitet hatten. Sie fanden indeß, daß ihr Gemüth noch stärker angegriffen war, als sie sich vorgestellt hatten. All ihre Vorstellungen waren verworren und unstät. Ihre muntern und heitern Stimmungen, welche jetzt seltener denn je eintraten, waren alle nur Wirkungen der Geistesstörung. In solchen Augenblicken erinnerte sie sich nicht mehr, daß ihr Geliebter in Gefahr gewesen, sondern beschäftigte sich nur mit seiner Ankunft. „Wenn der Winter vorüber ist", sagte sie, „und die Bäume knospen und die Schwalbe über die See zurückkommt, dann wird er heimkehren." War sie niedergeschlagen und muthlos, dann erinnerte man sie vergebens an Das, was sie in ihren frohern Augenblicken gesagt hatte, und umsonst versicherte man ihr dann, daß Eugen wirklich bald zurückkehren würde. Sie weinte schweigend fort und schien die an sie gerichteten Worte nicht zu vernehmen. Manchmal aber nahm ihr Kummer einen stürmischen Ausdruck an, und alsdann überhäufte sie sich selbst mit Vorwürfen, daß sie Eugen von seiner Mutter getrieben und Kummer über ihr graues Haar gebracht hätte. Ihr Geist ließ stets nur eine Hauptvorstellung auf einmal zu, welche durch nichts abgeleitet oder verwischt werden konnte; oder wenn es je gelang, den Lauf ihrer Phantasie zu unterbrechen, so wurde derselbe nur um so verworrener und steigerte die fieberhafte Unruhe, welche ihr sowol an Seele als Körper nagte. Ihre Freundinnen waren mehr denn je besorgt um sie, denn sie fürchteten, daß ihre Vernunft unwiderruflich von ihr gewichen und ihre Gesundheit vollständig untergraben sein möchte.

Inzwischen kehrte Eugen nach dem Dorfe zurück. Er fühlte sich heftig erschüttert, als ihm die Geschichte Annettens berichtet wurde. Mit bitterm Gefühle warf er sich seine eigene Uebereilung und Verblendung vor, die ihn von ihr hinweggetrieben hatte, und klagte sich als den Urheber all' ihrer

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0172-8

Leiden an. Seine Mutter schilderte ihm all' die Qualen und Selbstvorwürfe der armen Annette; die Zärtlichkeit, mit welcher sie an ihr hing und sich, selbst mitten in ihrem Wahnsinn, bemühte, sie für den Verlust ihres Sohnes zu trösten; sie schilderte ihm die rührenden Kundgebungen der Liebe, die sich auch mit den verworrensten Phantasien ihres Geistes mischten, — bis sein Gefühl aufs äußerste erschüttert war, und er die Mutter bitten mußte, ihren Worten Einhalt zu thun. Noch wagte man nicht, Annetten seiner ansichtig werden zu lassen; er durfte sie jedoch sehen, während sie schlief. Die Thränen strömten ihm über die sonngebräunten Wangen, als er die Verheerung betrachtete, welche Kummer und Krankheit bewirkt hatten; und fast

wollte ihm das Herz brechen, als er die nämliche Haarflechte um ihren Hals geschlungen erblickte, welche sie ihm einst als Zeichen ihrer jugendlichen Neigung geschenkt und die er ihr im Zorne zurückgegeben hatte.

Der Arzt, welcher sie behandelte, beschloß endlich, einen Versuch zu wagen und eine jener heitern Stimmungen, wo ihr Geist sich der Hoffnung hingab, zu benutzen, um womöglich die Wirklichkeit an die Stelle der Täuschungen ihrer Phantasie treten zu lassen. Diese Anwandelungen heiterer Stimmung traten jetzt nur sehr selten ein; denn ihre Natur begann unter dem beständigen Drucke der Geisteskrankheit zu erliegen und wurde in ihren Gegenwirkungen täglich schwächer. Man bot alle Mühe auf, um einen jener heitern Zwischenräume herbeizuführen. Mehre ihrer liebsten Freundinnen blieben beständig bei ihr; sie plauderten fröhlich, lachten, sangen und tanzten; aber Annette, welche matt und mit eingesunkenem Auge unter ihnen saß, nahm

an ihrer Heiterkeit keinen Theil. Endlich war der Winter vergangen; die Bäume entfalteten ihr junges Laub, die Schwalben bauten wieder unter dem Dachsims des Hauses, und Rothkehlchen und Zaunkönig zirpten den ganzen Tag unter dem Fenster. Annette wurde nach und nach von neuer Munterkeit beseelt. Sie fing an, sich mit ungewöhnlicher Sorgfalt zu kleiden; sie brachte einen Korb mit künstlichen Blumen herbei und begann einen Brautkranz von weißen Rosen zu flechten. Ihre Freundinnen fragten, warum sie den Kranz flechte? „Wie!“ sagte sie lächelnd, „habt ihr nicht bemerkt, daß die Bäume ihren Brautschmuck von Blüten anlegen? Ist nicht die Schwalbe über die See zurückgeflogen? Wißt ihr nicht, daß die Zeit gekommen ist, wo Eugen heimkehren muß? Daß er morgen kommen und daß auf den Sonntag unsere Hochzeit sein wird?“

Man theilte ihre Worte dem Arzte mit, welcher sofort darnach zu verfahren beschloß. Er gab die Weisung, Annetten in ihrer Idee zu bestärken und demgemäß zu handeln. Ihre Worte wurden im Hause wiederholt. Jedermann sprach von Eugen's Rückkehr wie von einer ausgemachten Sache; sie wünschten Annetten zu ihrem bevorstehenden Freudentage Glück und leisteten ihr Beistand bei ihren Vorbereitungen. Am nächsten Morgen nahm man das nämliche Thema wieder auf. Sie wurde zum Empfange ihres Geliebten angekleidet. Die Seelen Aller waren von ängstlicher Erwartung bewegt. Ein Cabriolet fuhr ins Dorf. „Eugen kommt!“ riefen Alle. Sie sah ihn vor der Thür absteigen und stürzte mit einem Schrei in seine Arme.

Ihre Freundinnen zitterten für den Erfolg dieser kritischen Probe; aber sie erlag nicht darunter, denn ihre Phantasie hatte sie auf Eugen's Rückkehr vorbereitet. Sie war jedoch wie in einem Traumzustande, in welchem dem darin Befangenen eine Flut unverhofften Glückes, die im wachen Zustande seine Vernunft überwältigt haben würde, nur wie ein ganz sich von selbst verstehendes Ereigniß erscheint. Ihre Unterhaltung bewies jedoch, daß sie ihrer Besinnung noch nicht mächtig war. Aller Schmerz der Vergangenheit war gänzlich von ihr vergessen; sie gab sich einer wilden und fieberischen Fröhlichkeit hin, die bisweilen in gänzliche Geistesabwesenheit überging.

Am nächsten Morgen erwachte sie matt und erschöpft. Alle Begegnisse des vorhergehenden Tages waren ihrem Gedächtnisse wieder entrückt, wie wenn es bloße Täuschungen ihrer Phantasie gewesen wären. Sie erhob sich melancholisch und zerstreut, und während sie sich ankleidete, hörte man sie eines ihrer klagenden Lieder singen. Als sie in das Gesellschaftszimmer trat, waren ihre Augen vom Weinen geschwollen. Sie hörte Eugen's Stimme draußen und schien dadurch überrascht. Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn und stand sinnend, als bemühte sie sich, einen Traum ins Ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0174-9

dächtniß zurückzurufen. Eugen trat ins Zimmer und näherte sich ihr; sie betrachtete ihn mit eifrigem forschendem Blicke, murmelte einige unverständliche Worte und sank, bevor er ihr beispringen konnte, zu Boden.

Sie fiel in einen gestörten und verworrenen Gemüthszustand zurück; da jedoch nun die erste Erschütterung überstanden war, verordnete der Arzt, daß Eugen ihr immer vor Augen bleiben sollte. Bisweilen kannte sie ihn nicht; bisweilen sprach sie zu ihm, als wäre er im Begriffe zur See zu gehen und bat ihn, nicht im Zorne von ihr zu scheiden; war er dagegen nicht anwesend, so sprach sie von ihm, als läge er im Ocean begraben, und sie blickte dabei mit zusammengeschlagenen Händen und dem Ausdrucke der Verzweiflung zu Boden.

Als der Sturm ihrer Gefühle nachließ und ihr Körper sich von der erlittenen Erschütterung erholte, ward sie ruhiger und ihr Ideengang geordneter. Eugen war fast beständig bei ihr. Er war der einzige Gegenstand, um welchen sich ihre zerstreuten Vorstellungen wieder sammelten und welcher sie mit den Wirklichkeiten des Lebens wieder in Verbindung setzte. Aber ihre wechselvolle Gemüthskrankheit schien nun eine neue Wendung zu nehmen. Sie erschien matt und träge, und saß stundenlang da, schweigend und fast in einem Zustande der Lethargie. Wurde sie aus dieser Betäubung erweckt, so schien ihr Geist einige Versuche zu machen, um einer geordneten Gedankenreihe zu folgen, verfiel aber bald wieder in den Zustand dumpfer Verworrenheit. Einen Jeden, der sich ihr näherte, betrachtete sie mit ängstlich forschendem Auge, dessen Ausdruck eine beständige Täuschung zu verrathen schien. Bisweilen, wenn ihr Geliebter bei ihr saß und ihre Hand in der seinigen hielt, blickte sie ihm gedankenvoll, ohne ein Wort zu sprechen, ins Antlitz, bis sein Herz vor Bewegung zu springen drohte; aber nach diesen vorübergehenden Momenten geistiger Sammlung pflegte sie in ihre Lethargie wieder zurückzusinken.

Nach und nach steigerte sich dieser dumpfe Zustand; ihr Geist schien in eine unbewegliche und fast todesähnliche Ruhe versunken zu sein. Ihre Augen waren fast beständig geschlossen; ihr Gesicht war beinahe so unbewegt und regungslos wie das eines Leichnams. Sie achtete nicht mehr auf die umgebenden Gegenstände. Es lag in dieser Ruhe etwas Grauenvolles, was ihre Freunde mit Besorgniß erfüllte. Der Arzt verordnete, daß man sie in diesem Zustande durch nichts stören oder, wenn sie sich aufgeregt zeigte, wie ein Kind durch eine Lieblingsmelodie sanft einschläfern solle.

Sie blieb stundenlang in diesem Zustande, während sie kaum zu athmen und sichtlich in den Schlaf des Todes zu versinken schien. In ihrem Zimmer herrschte tiefe Stille. Die Anwesenden bewegten sich geräuschlosen Schrittes;

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0175-5

jede Mittheilung fand nur durch Zeichen und Flüstern statt. Ihr Geliebter saß an ihrer Seite, beobachtete sie mit ängstlicher Sorge und fürchtete, daß jeder Hauch, der sich von ihren bleichen Lippen stahl, der letzte sein möchte.

Endlich hauchte sie einen schweren Seufzer aus und einige krampfhafte Bewegungen zeigten, daß Etwas in ihrem Schlafe sie beunruhigt haben müsse. Ihre Unruhe nahm zu und war von einem leisen Stöhnen begleitet. Eine von den Freundinnen erinnerte sich der Weisungen des Arztes und bemühte sich, sie zu beruhigen, indem sie mit leiser Stimme ein kleines Lied sang, welches Annette besonders liebte. Vermuthlich verband sie es irgendwie in ihrem Geiste mit ihrer eigenen Geschichte, denn jedes liebende Mädchen hat ein derartiges Liedchen, welches sich in ihren Gedanken mit süßen und schmerzlichen Erinnerungen verknüpft.

Während des Gesanges nahm Annettens Unruhe ab. Ein schwaches flüchtiges Roth ward auf ihren Wangen sichtbar; ihre Augenlider füllten sich mit hervortretenden Thränen, welche einen Augenblick dort zitterten und dann über ihre bleichen Wangen niederrollten. Als das Lied zu Ende war, öffnete sie die Augen und blickte umher wie Jemand, der an einem fremden Orte erwacht.

„O, Eugen! Eugen!“ sagte sie, „mir ist, als hätte ich einen langen und schrecklichen Traum gehabt; was ist geschehen und was ist mit mir vorgegangen?“

Ehe man auf diese Fragen, welche den Anwesenden einige Verlegenheit bereiteten, noch eine Antwort finden konnte, trat der Arzt ein, welcher sich im anstoßenden Zimmer befunden hatte. Sie sah ihn an, ergriff seine Hand und wiederholte die nämliche Frage. Er bemühte sich, sie mit einer ausweichenden Antwort zu beruhigen. — „Nein, nein!“ rief sie, „ich weiß es, ich bin krank gewesen und habe seltsame Träume gehabt. Ich glaubte, Eugen hätte uns verlassen — und daß er zur See gegangen wäre — und daß — und daß er ertrunken wäre! — Aber er ist zur See gewesen!“ fügte sie mit ernsterm Tone hinzu, während die Erinnerung in ihrem Innern aufleuchtete, „und er hat Schiffbruch gelitten — und wir waren Alle so unglücklich — und an einem heitern Morgen kam er wieder nach Hause — und — o!“ sagte sie, indem sie mit einem trüben Lächeln die Hand an die Stirn drückte, „ich sehe, wie es ist; es war hier nicht Alles klar, ich fange an mich zu erinnern — aber nun ist Alles vorüber — Eugen ist hier! und seine Mutter ist glücklich — und wir werden nie, — nie wieder scheiden — nicht wahr, Eugen?“

Sie sank erschöpft auf ihrem Stuhle zurück, während Thränen über ihre Wangen strömten. Ihre Freundinnen umringten sie und wußten nicht, was

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0176-1

sie von diesem plötzlichen Aufdämmern der Vernunft denken sollten. Ihr Geliebter weinte laut. Sie öffnete die Augen wieder und blickte Alle mit dem Ausdrucke der freundlichsten Erkenntlichkeit an. „Ihr seid Alle so gut gegen mich!“ sagte sie mit schwacher Stimme.

Der Arzt zog den Vater bei Seite. „Das Gemüth Ihrer Tochter ist geheilt“, sagte er; „sie ist sich bewußt, geisteskrank gewesen zu sein; die Vergangenheit wird ihr klar und ebenso die Gegenwart. Das Einzige, was nun noch zu thun ist, wird sich darauf beschränken müssen, sie ruhig und still zu erhalten, bis ihre körperliche Gesundheit hergestellt ist, und sie alsdann in Gottes Namen heirathen zu lassen!“

„Die Hochzeit“, fuhr der gute Geistliche fort, „fand erst unlängst statt; sie waren bei dem letzten Feste während ihres Honigmonats hier, und ein hübscheres und glücklicheres Paar als sie hat man nie unter jenen Bäumen tanzen sehen. Der junge Mann, seine Frau und die Mutter leben nun auf einem schönen Gute zu Pont-l'Evêque, und das Schiffsmodell, welches Sie dort mit weißen Blumen bekränzt sehen, ist Annettens Dankopfer, welches sie Unserer Lieben Frau für die Erhörung ihrer Gebete und die Beschirmung ihres Geliebten in der Stunde der Gefahr dargebracht hat.“

Dolph Heyliger.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0179-1

„Die Stadt soll mir's bestät'gen, wo ich wohne,
Mein Zeuge sei ganz Kilborn, ob ich nicht
Verschämt und ehrbar auferzogen worden;
Bringt einen Hund mir nur, der sagen kann,
Daß ich ohn' Ursach' ihn geschlagen habe;
Bringt eine Katze nur, die schwören kann,
Ich hab' ihr ihren Schwanz versengt — und gleich
Zahl' ihm und ihr ich eine Kron' als Buße."

Swift.

In jenen frühern Tagen, wo die Provinz Neuyork unter der Tyrannei des englischen Statthalters Lord Cornbury seufzte, welcher seine Grausamkeiten gegen die holländischen Einwohner so weit trieb, daß er keinem „Dominie" oder Schulmeister gestattete, ohne seine besondere Erlaubniß in ihrer Sprache zu predigen und Unterricht zu ertheilen, — in jenen Tagen lebte in der

lustigen kleinen alten Stadt der Manhattoes eine freundliche Matrone, welche man unter dem Namen Frau Heyliger kannte. Sie war die Witwe eines holländischen Seecapitäns, welcher plötzlich an einem Fieber in Folge zu angestrengter Arbeit und zu herzhaften Essens und zwar zu der Zeit starb, als sich alle Einwohner in panischem Schrecken aufgemacht hatten, um den Ort gegen die Invasion eines kleinen französischen Freibeuters zu verschanzen*). Er hinterließ ihr sehr wenig an Baarem und einen Sohn in zartem Alter, welcher das einzige überlebende von mehren Kindern war. Die gute Frau mußte sich sehr einschränken, um auszukommen und mit Anstand zu bestehen. Da indeß ihr Gemahl als ein Opfer seines Eifers für die öffentliche Sicherheit gefallen war, so war man allgemein darüber einverstanden, „daß Etwas für die Witwe gethan werden sollte"; und in der Hoffnung auf dieses „Etwas" führte sie etliche Jahre ein erträgliches Leben; Jedermann bemitleidete sie inzwischen und sprach Gutes von ihr, und damit konnte sie sich schon forthelfen.

Sie wohnte in einem kleinen Hause, in einer kleinen Straße, Gartenstraße genannt, weil sich wahrscheinlich irgend einmal ein Garten daselbst befunden haben mochte. Da ihre Bedürftigkeit mit jedem Jahre zunahm, dagegen die Reden des Publicums in Betreff des „Etwas für sie" abnahmen, so mußte sie sich nach einem Mittel umsehen, selber Etwas für sich zu thun, um die Lücken ihres schwachen Vermögens auszufüllen und ihre Unabhängigkeit, auf welche sie in nicht geringem Grade hielt, zu behaupten.

Da sie in einer Stadt des Handels lebte, so war sie auf etwas dem Entsprechendes bedacht und beschloß in dem großen Lottospiel Mercur's einen kleinen Versuch zu wagen. Demnach erschien zum großen Erstaunen der Straße plötzlich an ihrem Fenster eine stattliche Versammlung von Pfefferkuchenkönigen und -Königinnen, welche nach unwandelbarer königlicher Manier ihre Arme in die Seite gestemmt hatten. Auch befanden sich da mehre zerbrochene Biergläser, einige mit Zuckermandeln, andere mit Schnellkugeln gefüllt; ferner zeigten sich Kuchen von verschiedener Art, auch Gerstenzucker und holländische Püppchen, desgleichen hölzerne Pferde sammt goldverzierten Bilderbüchern, gelegentlich auch einige Strähne Zwirn oder ein baumelndes Pfund Talgkerzen. An der Hausthür saß die Katze der guten alten Dame, ein Wesen von anständigem ehrbaren Aussehen, welches alle Vorübergehenden zu mustern und ihre Kleidung zu kritisiren schien; zuweilen streckte sie auch ihren Hals mit plötzlicher Neugier vor, um zu sehen, was am andern Ende der Straße vorginge; kam aber etwa ein müßiger liederlicher Hund vorbei

*) 1705.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0182-3

und wollte sich Unzartheiten erlauben, ei potz Wetter! wie konnte sie sich dann aufprusten, zischen, spucken und die Pfoten ausstrecken! Sie war dann so unwillig, wie nur je ein altes häßliches Frauenzimmer bei der Annäherung eines unverschämten Wüstlings.

Aber obwol sich die gute Frau zu so bescheidenen Unterhaltsmitteln herablassen mußte, bewahrte sie doch stets einen ziemlichen Familienstolz, weil sie von den Vanderspiegels in Amsterdam abstammte, und ihr Familienwappen hing unter

Glas und Rahmen über dem Kamin. Von allen ärmern Leuten des Ortes wurde ihr in der That ein großer Respect bewiesen; ihr Haus war ein rechter Zufluchtsort für die alten Weiber der Nachbarschaft; da fanden sie sich an manchem Winternachmittage ein, während sie strickend auf einer Seite des Feuers, ihre Katze spinnend auf der andern saß und der Theekessel summend davor stand, und dann gab es ein Geplauder bis zum späten Abend. Auch stand stets ein Lehnstuhl bereit für Peter de Groodt, welcher bisweilen der lange Peter, auch wol Peter Langbein genannt wurde und Küster und Todtengräber der kleinen lutherischen Kirche war. Er war der Busenfreund

der Frau Heyliger und in der That das Orakel ihrer Abendgesellschaft. Ja, der Dominie selbst verschmähte es nicht, dann und wann einzusprechen, ein Gespräch über ihren Gemüthszustand anzuknüpfen und ein Glas ihres ausgezeichnet guten Kirschbranntweins zu sich zu nehmen. Er verfehlte wirklich nie, sich am Neujahrstage einzufinden und ihr ein glückliches Neues Jahr zu wünschen; und die gute Dame, welche in manchen Punkten etwas eitel war, setzte stets eine Ehre darein, ihm mit einem recht ausgesucht großen Stück Kuchen aufzuwarten.

Ich erwähnte, daß sie einen Sohn hatte. Er war das Kind ihres Alters; doch man konnte kaum sagen, auch der Trost desselben, denn von allen ungerathenen Jungen war Dolph Heyliger der heilloseste. Nicht daß der kleine Schlingel wirklich bösartig gewesen wäre; er war blos zu allerlei Spaß und lustigen Streichen aufgelegt und besaß den unternehmenden muthwilligen Geist, den man am Kinde eines reichen Mannes als etwas ganz Besonderes rühmt, aber an des Armen Kinde unausstehlich findet. Er gerieth aus einer Klemme in die andere; seine Mutter wurde beständig mit Beschwerden über Schelmenstreiche belästigt, die er gespielt hatte; es liefen Rechnungen über

Fenster ein, die er zerbrochen hatte, und, mit einem Worte, er war noch nicht vierzehn Jahre alt geworden, als ihn alle Nachbarn schon einmüthig für „den niederträchtigsten Buben in der ganzen Straße" erklärten. Ja, ein alter Herr in rothem Rocke, mit hagerm rothen Gesicht und röthlichen Augen ging so weit, der Frau Heyliger zu versichern, daß ihr Sohn gewiß einmal an den Galgen kommen würde!

Trotz alledem aber liebte die arme gute Seele ihren Sohn. Nur schien es, als ob er sich um so schlechter betrüge, je mehr sie ihn liebte, und als ob er in gleichem Grade die Gunst der Welt verscherzte, als er in der ihrigen stieg. Mütter sind thörichte weichherzige Wesen; man kann ihnen ihre Zärtlichkeit nicht durch Gründe ausreden; und dann war auch das Kind dieser armen Frau Alles, was ihr in der Welt zu lieben noch übrig war; — wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn ihr Ohr taub gegen ihre guten Freunde blieb, welche ihr zu beweisen suchten, daß für Dolph schon der Strick gedreht sei.

Um dem Burschen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß man freilich gestehen, daß er seiner Mutter außerordentlich zugethan war. Unter keiner Bedingung würde er ihr mit Bewußtsein einen Kummer bereitet haben, und wenn er Unrecht gethan hatte, so brauchte er nur zu bemerken, wie das Auge der armen Mutter traurig und kummervoll auf ihm ruhte, um sogleich bittere Reue und Zerknirschung in seinem Herzen zu fühlen. Aber er war ein waghalsiges Bürschchen, und es war ihm ganz unmöglich, einer neuen Versuchung zu Spaß und Unfug zu widerstehen. Zwar zeigte er eine treffliche Begabung beim Lernen, so oft er dazu gebracht werden konnte, fleißig zu sein; aber er war stets geneigt, sich von müßiger Gesellschaft hinreißen zu lassen und die Schule zu schwänzen, um Vogelnestern nachzujagen, Obstgärten zu plündern oder auf dem Hudson zu schwimmen.

Auf diese Weise wuchs er zu einem großen ungehobelten Jungen heran und seine Mutter begann sehr verlegen zu werden, was sie mit ihm anfangen oder wie sie ihn auf eine Bahn bringen sollte, wo er selber für sich sorgen könnte; denn er hatte einen so unglücklichen Ruf erworben, daß Niemand Lust zu haben schien, ihn in die Lehre zu nehmen.

Sie hielt mannichfache Berathungen mit Peter de Groodt, dem Küster und Todtengräber, welcher ihr erster Rath war. Peter war in keiner geringern Verlegenheit als sie, denn er hegte keine große Meinung von dem Knaben und glaubte, es würde nie Etwas aus ihm werden. Einmal gab er den Rath, ihn zur See zu schicken: das ist ein Rath, den man nur in den verzweifeltsten Fällen zu geben pflegt; aber Frau Heyliger mochte gar nicht darauf hören, denn sie ertrug den Gedanken nicht, Dolph aus ihren Augen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0185-0

zu lassen. Eines Tages saß sie in großen Sorgen strickend am Feuer, als der Todtengräber mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und Hast eintrat. Er kam soeben von einem Leichenbegängniß. Es war das eines Knaben von Dolph's Alter gewesen, welcher sich als Lehrling bei einem berühmten deutschen Doctor befunden hatte und an der Schwindsucht gestorben war. Man flüsterte allerdings, der Verstorbene hätte sein Ende gefunden, weil er einem Experimente des Doctors zum Gegenstande gedient hätte, indem der Letztere die Wirkung einer neuen Mixtur oder eines beruhigenden Trankes an ihm zu versuchen pflegte. Dies war jedoch vermuthlich nur ein bloßes Stadtgeklatsch; wenigstens hielt Peter de Groodt es nicht der Mühe werth, des Gerüchts zu erwähnen, obwol es, hätten wir Zeit zum Philosophiren, ein merkwürdiger Gegenstand der Untersuchung sein würde, zu ergründen, warum die Leute eines Doctors meist so mager und leichenhaft, die eines Fleischers hingegen so wohlgenährt und frisch aussehen.

Peter de Groodt betrat, wie ich schon erwähnte, das Haus der Frau Heyliger mit ungewöhnlicher Aufregung. Er war von einer schönen Idee erfüllt, die ihm beim Leichenbegängniß durch den Kopf geschossen war und über die er vor Freuden gelacht hatte, während er die Erde in das Grab des Doctorschülers schaufelte. Es war ihm eingefallen, daß die durch den Verstorbenen erledigte Stelle beim Doctor der rechte Platz für Dolph sein würde. Der Knabe hatte Anlagen, konnte alles Mögliche im Mörser zerstoßen und mit jedem Knaben in der Stadt Gänge um die Wette laufen, und was war weiter nöthig für einen Studenten?

Der Gedanke des weisen Peter erschien der Mutter wie eine glänzende Vision. Schon sah sie im Geiste ihren Dolph mit einem Stock an seiner Nase, einem Klopfer an seiner Thür und einem M.D. hinter seinem Namen als einen der angesehenen Würdenträger der Stadt.

Einmal in Ueberlegung gezogen, war die Sache auch bald in Ausführung gebracht. Der Todtengräber besaß einigen Einfluß beim Doctor, denn sie hatten in ihren beiderseitigen Berufszweigen viel mit einander zu thun gehabt, und bereits am nächsten Morgen fand er sich ein und nahm den Knaben in seinen Sonntagskleidern mit sich hinweg, um ihn dem Doctor Karl Ludwig Knipperhausen vorzustellen.

Sie fanden den Doctor auf einem Lehnstuhle in einem Winkel seines Studirzimmers oder Laboratoriums sitzend und mit einem großen Buche in deutscher Sprache beschäftigt. Er war ein kurzer dicker Mann mit einem breiten dunkeln Gesicht, welches durch eine schwarze Sammetkappe noch dunkler gemacht wurde. Er hatte eine kleine knorrige Nase, nicht unähnlich dem

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0186-6

Pique-Aß, und eine Brille darauf, deren Gläser zu beiden Seiten seines düstern Gesichts wie ein paar Bogenfenster leuchteten.

Dolph fühlte sich mit Ehrfurcht erfüllt, als er bei diesem gelehrten Manne eintrat; mit kindischem Staunen starrte er ringsum auf das Geräth dieses Zimmers der Wissenschaft, welches ihm fast wie die Höhle eines Zauberers erschien. In der Mitte stand ein Tisch mit Löwenfüßen, bedeckt mit Stößel und Mörser, Flaschen und Töpfen und einer kleinen blankpolirten Wage. An einem Ende stand ein großer Kleiderschrank, der in ein Behältniß für Apothekervorräthe und Arzneien verwandelt war; an demselben hing des

Doctors Hut, Mantel und goldbeknopfter Stock, und oben auf dem Schranke grinste ein menschlicher Schädel. Auf dem Simse des Kamins standen Gläser, worin außer Schlangen und Eidechsen auch ein menschlicher Fetus in Spiritus aufbewahrt war. Ein Cabinet, dessen Thüren offen standen, enthielt drei Gestelle voll Bücher, worunter sich auch einige mächtige Foliobände befanden; eine solche Sammlung hatte Dolph in seinem Leben noch nicht gesehen. Da jedoch die Bibliothek nicht den ganzen Raum des Cabinets einnahm, so hatte die bedächtige Haushälterin des Doctors den Rest zur Aufstellung von Einmachgläsern und Töpfen benutzt, und unter den grauenerregenden Werkzeugen der Heilkunst Gewürze und riesige Samengurken aufgehängt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0187-2

Peter de Groodt und sein Schützling wurden mit großer Gravität und Würde vom Doctor empfangen, welcher ein sehr weiser und ceremoniöser kleiner Mann war und niemals lächelte. Er betrachtete Dolph vom Kopfe bis zu den Füßen über, unter und durch seine Brille, und das Herz des armen Burschen erstarrte, als diese beiden Gläser wie zwei Vollmonde auf ihn leuchteten. Der Doctor hörte Alles, was Peter de Groodt zu Gunsten des jugendlichen Candidaten zu sagen hatte; darauf begann er, seinen Daumen mit der Zungenspitze anfeuchtend, bedächtig Blatt um Blatt in dem großen

schwarzen Buche vor ihm umzuwenden. Endlich nach manchem Hum und Hem, manchem Griff ans Kinn und nach dem mancherlei Zögern und Erwägen, womit sich ein weiser Mann anschickt, Das zu thun, was er von allem Anfang zu thun entschlossen war, erklärte sich der Doctor bereit, den Knaben als Schüler anzunehmen, ihm Bett, Kost und Kleidung zu geben und ihn in der Heilkunst zu unterrichten; dafür beanspruchte er die Dienste desselben bis zu seinem einundzwanzigsten Jahre.

So war denn nun unser Held aus einem wilden Buben, der sich auf den Straßen umhertrieb, auf einmal in einen Studenten der Medicin verwandelt, welcher unter den Auspicien des gelehrten Doctors Karl Ludwig

Knipperhausen fleißig eine Mörserkeule handhabte. Das war eine glückliche Schicksalswandlung in den Augen seiner zärtlichen alten Mutter. Sie war ganz Freude bei dem Gedanken, daß nun ihr Sohn eine seiner Vorfahren würdige Erziehung erhielte, und schon sah sie im Geiste den Tag, wo er im Stande sein würde, sich mit dem Advocaten in dem großen Hause gegenüber oder vielleicht gar mit dem Dominie selbst im Range zu messen.

Doctor Knipperhausen stammte aus der Pfalz in Deutschland; von dort hatte er in Gesellschaft vieler seiner Landsleute wegen religiöser Verfolgung Zuflucht in England gesucht. Er war einer von den beinahe dreitausend Pfälzern, welche unter dem Schutze des Statthalters Hunter im Jahre 1710 aus England nach Amerika übersiedelten. Wo der Doctor studirt, wie er seine medicinischen Kenntnisse erworben und wo er sein Diplom erhalten, ist gegenwärtig schwer zu sagen, denn schon damals wußte dies Niemand; gewiß ist aber, daß seine gründliche Erfahrung und sein tiefes Wissen für die gemeinen Leute weit und breit ein Gegenstand des Gesprächs und der Bewunderung waren.

Sein Verfahren unterschied sich gänzlich von dem eines jeden andern Arztes, denn es beruhte auf geheimnißvollen Mixturen, die nur ihm allein bekannt waren und bei deren Bereitung und Verordnung er stets, wie man sagte, die Sterne zu Rathe zog. Man hegte eine so hohe Meinung von seiner Geschicklichkeit, insbesondere unter den deutschen und holländischen Einwohnern, daß man sich in verzweifelten Fällen stets an ihn wendete. Er war einer von jenen unfehlbaren Doctoren, welche stets plötzliche und überraschende Curen bewirken, wenn der Patient von allen gewöhnlichen Aerzten aufgegeben worden ist; vorausgesetzt jedoch, wie man schlau genug ist hinzuzufügen, daß man nicht zu spät seine Hülfe in Anspruch genommen hat. Des Doctors Bibliothek war das vielbesprochene Wunder der Nachbarschaft, ich könnte fast sagen, des ganzen Ortes. Die guten Leute betrachteten voll Ehrfurcht einen Mann, welcher drei ganze Reihen Bücher gelesen hatte, von denen noch dazu einige so groß wie eine Familienbibel waren. Unter den Mitgliedern der kleinen lutherischen Kirche ward vielfach darüber gestritten, wer der weiseste Mann sei, der Doctor oder der Dominie, und einige seiner Bewunderer gingen sogar so weit, zu behaupten, daß er mehr wisse, als der Statthalter selbst — kurz, man glaubte, daß seine Kenntnisse grenzenlos wären.

Kaum war Dolph in das Haus des Doctors aufgenommen, als er auch sofort in Besitz der Wohnung seines Vorgängers gesetzt wurde. Es war eine Bodenkammer unter einem steilen holländischen Dache, wo der Regen auf die Ziegel niederprasselte, der Blitz aus erster Hand leuchtete und der Wind bei stürmischem Wetter durch die Spalten pfiff; auch galopirten daselbst,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0189-6

gleich donischen Kosacken, ganze Scharen hungeriger Ratten trotz Fallen und Rattengift umher.

Bald stak Dolph bis über die Ohren in medicinischen Studien, denn vom Morgen bis zum Abend hatte er Pillen zu machen, Tincturen zu filtriren oder in einem Winkel des Laboratoriums im Mörser zu stampfen; inzwischen nahm der Doctor, wenn er sonst nichts zu thun hatte oder Besuch erwartete, seinen Platz in einem andern Winkel ein, wo er, mit Schlafrock und Sammetkäppchen angethan, sich in den Inhalt irgend eines Folianten vertiefte. Allerdings kam es bisweilen vor, daß das regelmäßige Stampfen von Dolph's Stößel oder auch das einschläfernde Summen der Sommerfliegen den kleinen Mann in einen Schlummer einlullte; aber dabei blieb doch stets seine Brille vollkommen wach und betrachtete mit ungeschmälertem Eifer das Buch.

Es befand sich indeß noch eine Person im Hause, welcher Dolph seine Huldigung nicht versagen durfte. Obwol ein Junggesell und ein Mann von so großer Würde und Bedeutung, war der Doctor doch, gleich vielen andern weisen Männern, der Weiberherrschaft unterworfen. Er stand völlig unter der Gewalt seiner Haushälterin, einer hagern, geschäftigen, reizbaren Frau mit einer kleinen runden gefütterten deutschen Haube und einem gewaltigen Bund Schlüssel, welche am Gürtel einer ausnehmend langen Taille klirrten. Frau Ilse hatte ihn auf seinen verschiedenen Wanderungen aus Deutschland nach England und aus England nach dieser Provinz begleitet, während sie sein Hauswesen und ihn selbst leitete; über ihn führte sie allerdings den Scepter mit sanfter Hand, dagegen lastete ihre Herrschaft um so schwerer auf allen andern Leuten. Wie sie solchen Einfluß gewonnen hatte, vermag ich nicht anzugeben. Die Leute sagten zwar — haben aber die Leute nicht seit der Welt Beginn immer gern allerhand gesagt? Wer vermag zu erklären, wie es den Frauen meist gelingt, die Oberhand zu erhalten? Ein Gatte kann allerdings dann und wann Herr in seinem eigenen Hause sein; aber wer hat je einen Hagestolz gekannt, den seine Haushälterin nicht am Gängelbande geleitet hatte?

Frau Ilsens Macht beschränkte sich in der That nicht auf des Doctors Haushalt. Sie war eine jener wißbegierigen Gevatterinnen, welche eines Jeden Geschäft besser verstehen als er selber, und deren Alles sehende Augen und Alles besprechende Zungen ein Schrecken der ganzen Nachbarschaft sind.

Nichts von einiger Bedeutung im Bereiche des Skandals konnte in dieser kleinen Stadt vorfallen, ohne der Frau Ilse bekannt zu sein. Sie hatte einen Schwarm von guten Bekannten, die beständig mit irgend einer kostbaren Neuigkeit nach ihrem kleinen Wohnzimmer zu eilen pflegten; ja, bisweilen konnte sie, unter der offenen Hausthür mit einer jener geschwätzigen Bekannten in der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0190-1

bitterkalten Zugluft eines Decembertags plaudernd, einen ganzen Band geheimer Stadtgeschichten durchsprechen.

Man kann sich denken, daß zwischen dem Doctor und der Haushälterin das Leben für Dolph ein sehr müh- und arbeitsvolles sein mußte. Da Frau Ilse die Schlüssel führte und absolute Herrschaft über die Speisekammer behauptete, so hieß es, sich der Hungersnoth aussetzen, wenn man sie beleidigte, und gleichwol fand er das Studium ihres Temperaments weit schwieriger als selbst das der Medicin. Wenn er nicht im Laboratorium beschäftigt war, so mußte er für sie allerlei Gänge da- und dorthin laufen, und des Sonn-

tags war er genöthigt, sie nach und aus der Kirche zu begleiten und ihre Bibel zu tragen. Gar manches mal stand der arme Bursche vor Kälte zitternd und in die Hände hauchend oder seine halberfrorene Nase haltend auf dem Kirchhofe, während Ilse und ihre Freundinnen die Köpfe eifrig zusammensteckten und den Charakter irgend einer unglücklichen Person in Stücke rissen.

Bei alle diesen Vortheilen machte indeß Dolph doch sehr langsame Fortschritte in seiner Kunst. Die Schuld lag sicherlich nicht an dem Doctor, denn dieser gab sich unendliche Mühe mit dem jungen Menschen, hielt ihn unausgesetzt fest beim Mörser oder im Trab in der Stadt umher mit

Fläschchen und Pillenschachteln; und erschlaffte er in seinem Fleiße, wozu er nur zu große Neigung zeigte, dann gerieth der Doctor in Zorn und fragte ihn, ob er jemals seine Profession zu erlernen meinte, wenn er sich nicht eifriger seinen Studien widmete? Die Sache war, daß er seiner Vorliebe für Kurzweil und Unfug, wodurch er sich in seiner Kindheit auszeichnete, noch immer nicht entsagt hatte; ja, diese Gewohnheit hatte sich sogar mit den Jahren befestigt und durch Hindernisse und Einschränkung nur an Stärke gewonnen. Von Tag zu Tag wurde er unfügsamer und verlor an Gunst sowol beim Doctor als bei der Haushälterin.

Inzwischen nahm der Doctor zu an Reichthum und Ruhm. Er stand in hohem Rufe wegen seiner Geschicklichkeit in der Behandlung von Fällen, wovon nichts in Büchern zu lesen war. Er hatte verschiedene alte Weiber und junge Mädchen von der Behexung geheilt, einer fürchterlichen Krankheit, welche in jenen Tagen in der Provinz fast ebenso häufig war, wie gegenwärtig die Wasserscheu. Er hatte selbst ein starkes Landmädchen vollkommen hergestellt, welche es bis dahin gebracht hatte, krumme Stecknadeln und Nähnadeln zu speien, was als ein verzweifelter Grad der Krankheit betrachtet wird. Auch flüsterte man, daß er die Kunst besäße, Liebestränke zu bereiten, und es nahmen daher viele liebeskranke Patienten beider Geschlechter zu ihm ihre Zuflucht. Alle diese Fälle nun bildeten den mysteriösen Theil seiner Praxis, wobei man nach der üblichen Redensart „auf strenge Verschwiegenheit und Discretion rechnen durfte". Dolph mußte daher das Studirzimmer verlassen, so oft solche Consultationen vorkamen, obwol man sagt, er habe mehr von den Geheimnissen der Kunst am Schlüsselloche gelernt, als durch alle seine übrigen Studien zusammengenommen.

Als der Reichthum des Doctors zunahm, begann er seine Besitzungen zu erweitern und, gleich andern großen Männern, auf die Zeit bedacht zu sein, wo er sich nach einem ruhigen Landsitze zurückziehen könne. Er hatte deshalb eine Farm oder, wie es die Holländer nannten, eine „Bowerie" in geringer Entfernung von der Stadt angekauft. Sie war der Wohnsitz einer reichen Familie gewesen, welche vor einiger Zeit nach Holland zurückgekehrt war. Im Mittelpunkte des Gutes stand ein großes, sehr baufälliges Wohnhaus, welches in Folge gewisser Gerüchte den Namen des Gespensterhauses erhalten hatte. Entweder wegen dieser Gerüchte oder wegen seiner dermaligen Unwohnlichkeit war es dem Doctor nicht möglich gewesen, einen Miethsmann dafür zu finden; er hatte daher, damit das Haus nicht zu Grunde gehen möchte, bevor er selbst darin wohnen konnte, einen Flügel desselben von einem Landmann mit seiner Familie beziehen lassen, welcher ermächtigt war, für einen Antheil am Ertrage das Gut zu bewirthschaften.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0192-3

Der Doctor fühlte sich nunmehr in all' der Würde eines Gutsbesitzers. Er hatte etwas von dem deutschen Grundherrnstolz in seinem Wesen und betrachtete sich beinahe als Eigenthümer eines Fürstenthums. Er begann über die Beschwerlichkeiten der Geschäfte zu klagen und fand ein besonderes Vergnügen darin, auszureiten, um „nach seinem Gute zu sehen". Seine kleinen Ausflüge nach seiner Besitzung waren von einer Wichtigthuerei und einer geräuschvollen Umständlichkeit begleitet, welche die Aufmerksamkeit der ganzen Nachbarschaft erregten. Sein glasäugiges Pferd stand stampfend und die Fliegen abwedelnd eine volle Stunde lang vor dem Hause. Dann wurde des Doctors Mantelsack herausgebracht und aufgeschnallt; ein Weilchen später kam dann sein Mantel zum Vorschein, welcher aufgerollt und gleichfalls festgebunden wurde; hierauf wurde sein Regenschirm dem Mantel zugesellt, und inzwischen versammelte sich eine Schar zerlumpter Jungen, welche bekanntlich eine sehr beobachtungslustige Classe von Geschöpfen bilden, vor der Thür. Endlich trat der Doctor selbst heraus in Reitstiefeln, welche bis über die Knie reichten, und einem Hute, dessen Krempe vorn niedergeschlagen war. Da er ein kleiner, aber dicker Mann war, so kostete es einige Zeit, bevor er im Sattel saß; und wenn er so weit war, so übereilte er sich keineswegs bei dem Geschäfte, Sattel und Steigbügel noch in gehörige Ordnung zu bringen, denn er freute sich des Staunens und der Bewunderung von Seiten der umstehenden kleinen Buben. Auch nachdem er den Ritt begonnen, hielt er öfters in der Mitte der Straße noch einmal an oder trabte einige mal wieder zurück, um noch einige Weisungen zu ertheilen; auf diese antwortete die Haushälterin von der Thür, oder Dolph aus dem Studirzimmer, oder die schwarze Köchin aus dem Keller, oder das Dienstmädchen aus dem Bodenfenster, und gewöhnlich schallten noch einige letzte Worte hinter ihm drein, während er schon um die Ecke bog.

Dieser Pomp und diese Umstände regten die ganze Nachbarschaft auf. Der Schuster ließ seinen Leisten im Stich, der Haarkräusler brachte seinen frisirten Kopf, mit einem Kamm darin steckend, zum Vorschein, eine Gruppe versammelte sich an des Krämers Thür, und von einem Ende der Straße zur andern lief das beflügelte Wort: „Der Doctor reitet auf seinen Landsitz!"

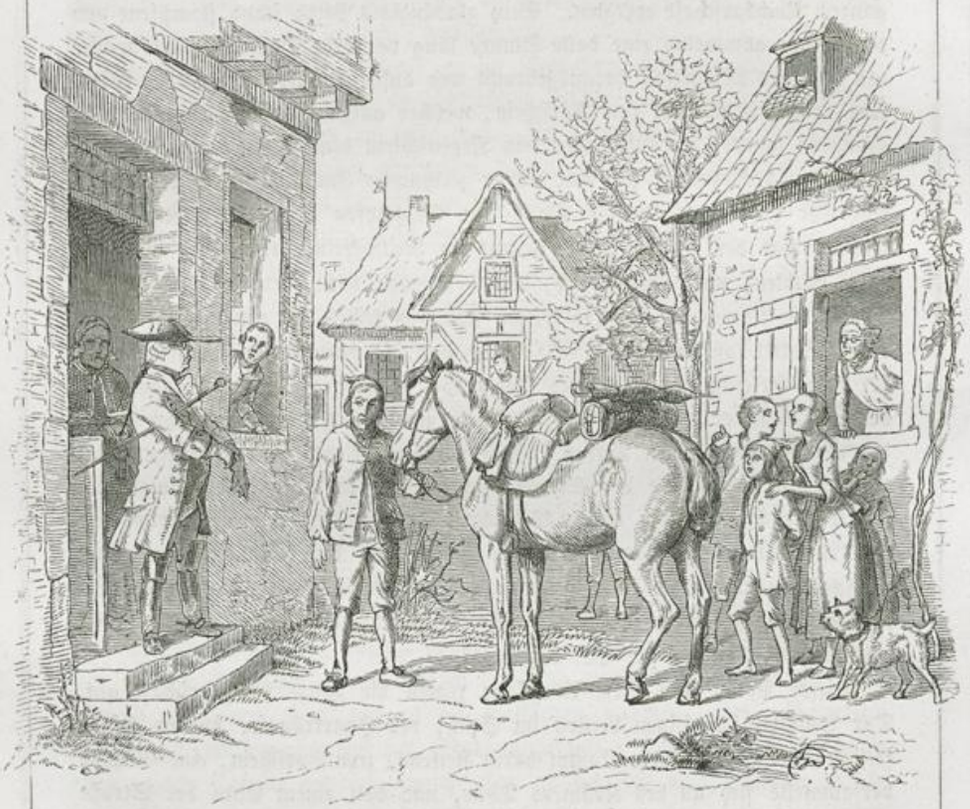
Das waren goldene Momente für Dolph. Kaum war der Doctor aus seinem Gesichtskreis, als er sofort Mörser und Stößel ruhen ließ: das Laboratorium blieb sich selber überlassen und der Student machte sich auf, um irgend einen Schabernack auszuüben.

Man muß allerdings gestehen, daß der so aufwachsende junge Mensch auf dem besten Wege zu sein schien, die Vorhersagung des Herrn im rothen Rocke zu erfüllen. Er war der Rädelsführer bei allen Feiertagsspäßen und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0193-9

nächtlichen Allotrien, bereit zu allen denkbaren heillosen Streichen und tollen Abenteuern.

Es gibt nichts Lästigeres als einen Helden im kleinen Maßstabe, oder vielmehr einen Helden in einer kleinen Stadt. Dolph ward bald der Abscheu aller ruheliebenden, haushütenden alten Bürger, welche Lärm haßten und kein Gefallen an Possenreißerei fanden. Auch die guten Frauen hielten ihn



kaum für etwas Besseres als einen Taugenichts, sammelten ihre Töchter unter ihre Flügel, sobald er sich näherte, und zeigten ihn ihren Söhnen als ein warnendes Beispiel. Bei Niemand schien er in besonderer Achtung zu stehen, ausgenommen bei den jungen Wildfängen des Ortes, welche er durch sein offenherziges, kühnes Wesen für sich gewann, und den Negern, welche jeden müßigen, nichtsthuenden jungen Menschen gewissermaßen als eine Art Gentleman zu betrachten pflegen. Selbst der gute Peter de Groodt, der sich

gleichsam als einen Patron des Knaben betrachtet hatte, begann an ihm zu verzweifeln; er schüttelte bedenklich mit dem Kopfe, wenn er eine lange Beschwerde der Haushälterin anhörte und dabei ein Glas ihres Himbeerbranntweins zu sich nahm.

Alle Querköpfigkeiten ihres Sohnes erschöpften jedoch die Liebe der Mutter nicht, welche sich durch alle jene Geschichten von seinen Missethaten, die ihr von ihren guten Freunden fortwährend zugetragen wurden, nicht entmuthigen ließ. Sie mußte freilich jenes Vergnügen entbehren, das reiche Leute genießen, indem sie ihre Kinder allezeit loben hören; aber in ihren Augen war all dieses Uebelwollen nichts als eine Art von Verfolgung, die er erduldete, und sie liebte ihn darum nur um so inniger. Sie sah ihn zu einem schönen, großen, stattlichen Jüngling heranwachsen und blickte mit dem geheimen Stolze eines Mutterherzens auf ihn. Ihr inniger Wunsch war, daß Dolph als ein feiner Herr auftreten möchte, und daher mußte alles Geld, was sie ersparen konnte, dazu dienen, seiner Tasche und seiner Garderobe zugute zu kommen. Sie pflegte ihm aus dem Fenster nachzusehen, wenn er in seinem besten Anzuge aus dem Hause ging, und dann war ihr Herz von Wonne erfüllt; und als Peter de Groodt, welchen an einem schönen Sonntagsmorgen das stattliche Aussehen des Jünglings überraschte, die Bemerkung machte: „Nun, Dolph wird ja am Ende doch ein recht hübscher Bursche!“ Da trat die Thräne des Stolzes in das Auge der Mutter. „Ach, Nachbar! Nachbar!“ rief sie, „mögen die Leute sagen was sie wollen, der arme Dolph wird sich schon noch mit den Besten unter ihnen messen können!“

Dolph Heyliger hatte nun beinahe sein einundzwanzigstes Jahr erreicht und die Zeit seiner medicinischen Studien ging zu Ende; doch muß man gestehen, daß er von der Kunst nicht viel mehr wußte, als zu der Zeit, wo er des Doctors Haus zuerst betreten hatte. Dies lag indeß nicht an dem Mangel einer guten Fassungsgabe, denn in der Aneignung anderer Wissenszweige, welche er gleichwol nur in Nebenstunden studirt haben konnte, zeigte er ein erstaunliches Geschick. Er war z. B. ein geübter Schütze und gewann alle Gänse und Truthühner an Weihnachtsfeiertagen. Er war ein kühner Reiter; er war ein berühmter Springer und Ringer; er spielte erträglich auf der Geige, konnte schwimmen wie ein Fisch, und beim Ball- und Kegelspiel that es ihm in der ganzen Stadt Niemand gleich.

Alle diese Fertigkeiten gewannen ihm jedoch die Gunst des Doctors nicht, welcher nur mürrischer und unduldsamer wurde, je mehr sich das Ende der Lehrzeit näherte. Auch Frau Ilse wußte immer einen Anlaß zu finden, einen Sturm gegen seine Ohren brausen zu lassen, und selten begegnete sie

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0195-0

ihm im Hause, ohne daß sich ihre Zunge in geräuschvolle Bewegung setzte; das Klimpern ihrer Schlüssel, wenn sie sich näherte, tönte daher am Ende für Dolph wie die Klingel des Souffleurs, welche das Eintreten eines theatralischen Ungewitters anzeigt. Nur durch seine unerschöpflich gute Laune sah sich der leichtsinnige Jüngling in Stand gesetzt, alle diese häusliche Tyrannei ohne offene Widersetzlichkeit zu ertragen. Es war offenbar, daß sich der Doctor und seine Haushälterin anschickten, den armen Jüngling augenblicklich aus dem Hause zu jagen, sobald das Ende seiner Lehrzeit gekommen sein würde; einen so kurzen Proceß pflegte der Doctor mit seinen überflüssig gewordenen Schülern immer zu machen.

Der kleine Mann war in letzter Zeit wirklich, in Folge verschiedener Sorgen und Plagen, die sein Landsitz über ihn gebracht hatte, ungewöhnlich reizbar geworden. Wiederholt hatte man ihn durch die Gerüchte und Sagen, welche in Betreff des alten Wohnhauses umliefen, geärgert und er fand es selbst schwierig, den Pachter und seine Familie zu vermögen, zinsfrei daselbst zu bleiben. Jedesmal, wenn er nach der Farm ritt, wurde er durch eine neue Klage über seltsames Geräusch und fürchterliche Erscheinungen belästigt, wodurch die Bewohner in der Nacht beunruhigt worden waren; alsdann kam der Doctor unmuthig und ärgerlich nach Hause und ließ seine üble Laune an allen Dienstleuten aus. Das war, man muß es zugeben, allerdings eine bittere Plage, welche sowol seinen Stolz als seine Börse angriff. Er sah sich mit der Gefahr bedroht, aller Vortheile seines Eigenthums gänzlich verlustig zu gehen; und welch eine Einbuße für seine grundherrliche Würde, der Besitzer eines Hauses zu sein, worin es spukte!

Man bemerkte indeß, daß der Doctor, trotz all seines Verdrusses, sich nie entschloß, selbst in dem Hause zu schlafen; ja, er konnte nicht einmal vermocht werden, nach Dunkelwerden auf dem Gute zu bleiben, sondern machte sich schleunig auf den Weg nach der Stadt, sobald die Fledermäuse in der Dämmerung umherzuflattern begannen. Der Doctor glaubte nämlich insgeheim an Geister, denn er hatte seine frühern Jahre in einem Lande verlebt, wo dieselben sehr häufig sind; auch erzählte man, er habe als Knabe einmal auf dem Harzgebirge in Deutschland den Teufel selbst mit eigenen Augen gesehen.

Endlich kam es mit den Sorgen des Doctors in diesem Punkte zu einer Krisis. Eines Morgens, als er in seiner Studirstube über einem Buche eingenickt war, wurde er plötzlich durch das geräuschvolle Eintreten der Haushälterin aus seinem Schlummer emporgeschreckt.

„Das ist eine schöne Geschichte!“ rief sie, als sie in das Zimmer trat. „Da ist Klaus Hopper mit Sack und Pack von der Farm hereingekommen

und schwört, er wollte nichts mehr damit zu thun haben. Die ganze Familie ist vor Schrecken fast um den Verstand gekommen, denn es ist solch ein Poltern und Lärmen in dem alten Hause, daß sie nicht ruhig in ihren Betten schlafen können!"

„Donner und Blitz!" rief der Doctor, ungeduldig; „will dieses Geschwätz wegen des Hauses denn gar kein Ende nehmen! Was für närrisches Volk, sich durch ein paar Ratten und Mäuse aus einem guten Quartier treiben zu lassen!"

„Nein, nein", sagte die Haushälterin, die sich ärgerte, eine prächtige Geistergeschichte bezweifelt zu sehen, mit bedeutsamem Kopfschütteln, „es ist mehr darin als Ratten und Mäuse. Die ganze Nachbarschaft spricht von dem Hause; und was für Erscheinungen hat man darin erblickt! Peter de Groodt erzählt mir, die Familie, die Euch das Haus verkaufte und nach Holland ging, habe verschiedene seltsame Winke darüber fallen lassen und gesagt, «sie wünschten Euch Glück zu Euerm Kaufe»; und Ihr wißt ja selber, daß keine Familie darin ausdauern mag."

„Peter de Groodt ist ein Narr, ein altes Weib", brummte der Doctor, „ich will wetten, er hat diesen Leuten erst solche Geschichten in den Kopf gesetzt. Es ist ganz der nämliche Unsinn, wie seine Aussage von dem im Kirchthurm umgehenden Spuk, womit er nichts weiter beabsichtigte, als sich zu entschuldigen, daß er in der kalten Nacht, als Brinkherhof's Haus brannte, die Glocke nicht angezogen hatte. Schickt Klaus zu mir!"

Klaus Hopper, eine simple plumpe Bauerngestalt, kam nun angerückt, ehrfurchtergriffen, als er sich plötzlich im Studirzimmer des Doctors Knipperhausen erblickte, und dabei viel zu verlegen, um sich über die Umstände, die ihn beunruhigt hatten, ausführlich auszusprechen. Er stand da, drehte seinen Hut in einer Hand, ruhte bisweilen auf dem einen, bisweilen auf dem andern Beine, sah gelegentlich den Doctor an und ließ dann und wann einen furchtsamen Blick auf den Todtenkopf gleiten, der ihn vom Kleiderschranke anzuglotzen schien.

Der Doctor versuchte jedes Mittel, ihn zum Bleiben auf der Farm zu bereden; aber es war Alles vergebens: er bewies in diesem Punkte eine störrische Hartnäckigkeit, und nach jedem Grunde und jeder Vorstellung gab er dieselbe kurze unabänderliche Antwort: „Ich kann nicht, Mynherr." Der Doctor war, wie das Sprüchwort sagt, „ein kleiner Topf und bald heiß". Seine Geduld war durch diesen beständigen Aerger über sein Landgut erschöpft. Die hartnäckige Weigerung Klaus Hopper's erschien ihm wie offenbare Empörung; sein Inneres kochte plötzlich über und Klaus Hopper begab sich schleunig auf den Rückzug, um sich nicht verbrühen zu lassen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0197-2

Als der Tölpel in das Zimmer der Haushälterin trat, fand er Peter de Groodt und verschiedene Andere, die gläubig waren und sich beeilten, ihn zu empfangen. Hier entschädigte er sich für den Zwang, den er sich im Studirzimmer anthun mußte, und gab einen Vorrath von Geschichten über das Gespensterhaus zum Besten, welche seine Zuhörer sämmtlich in Erstaunen setzten. Die Haushälterin glaubte dieselben alle, schon aus bloßem Trotz gegen den Doctor, der ihre Mittheilung so unhöflich aufgenommen hatte. Peter de Groodt gab als Seitenstücke dazu manche wunderbare Sage aus den Zeiten der holländischen Dynastie und von des Teufels Schrittsteinen; ferner von dem Seeräuber, der auf Gibbet-Island gehängt wurde und fortfuhr, bei Nacht daselbst sich in der Luft hin und her zu schwingen, nachdem der Galgen längst weggeschafft war; sodann von dem Gespenst des unglücklichen Statthalters Leisler, der wegen Hochverraths gehängt wurde und dann im alten Fort und im Regierungshause umging. Die plauderlustige Versammlung ging, jedes Mitglied mit schrecklichen Kunden beladen, auseinander. Der Todtengräber entledigte sich seiner Bürde in einer Kirchspielsversammlung, die am nämlichen Tage stattfand, und die schwarze Köchin verließ ihre Küche und brachte den halben Tag am Straßenbrunnen, diesem Sprechplatze der Dienstmädchen, zu, wo sie die Neuigkeiten Allen mittheilte, die nach Wasser dahin kamen. Binnen kurzem war die ganze Stadt mit Geschichten vom Gespensterhause erfüllt. Einige sagten, Klaus Hopper hätte den Teufel gesehen, während Andere zu verstehen gaben, das Haus würde von den Geistern einiger Patienten besucht, denen des Doctors Arzneien aus der Welt geholfen hätten, und dies sei auch der Grund, weshalb er sich selber nicht getraue, darin zu wohnen.

Alles dies brachte den kleinen Doctor erschrecklich in Harnisch. Er drohte einem Jeden Rache, welcher den Werth seines Eigenthums durch die Erregung von Volksvorurtheilen benachtheiligen würde. Er beklagte sich laut, daß er sich so durch bloße Popanze gewissermaßen um den Besitz seines Eigenthums gebracht sehen müßte; insgeheim aber beschloß er, das Haus durch den Dominie feierlich von den Geistern säubern zu lassen. Es war ihm nun ein großer Trost, als in seiner Bedrängniß Dolph auftrat und sich erbot, Quartier im Gespensterhause zu nehmen. Der Jüngling hatte sämmtliche Geschichten Klaus Hopper's und Peter de Groodt's angehört, er fand Gefallen an Abenteuern, er liebte das Wunderbare und seine Einbildungskraft war durch jene Wundergeschichten ganz aufgeregt worden. Zudem hatte er ein so unbehagliches Leben beim Doctor geführt und die Sklaverei des Frühaufstehens so unerträglich gefunden, daß ihn die Aussicht entzückte, ein Haus für sich selbst zu bewohnen, mochte es auch ein von Gespenstern heim-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0198-8

gesuchtes sein. Sein Anerbieten wurde aufs bereitwilligste angenommen und man beschloß, daß er noch am nämlichen Abend die Wache beziehen sollte. Seine einzige Bedingung war, daß man das Unternehmen vor seiner Mutter geheimhalten möchte; denn er wußte, daß es der armen Seele unmöglich sein würde ein Auge zuzuthun, wenn ihr zu Ohren käme, daß ihr Sohn sich in einen Krieg gegen die Mächte der Finsterniß eingelassen habe.

Mit Anbruch der Nacht begab er sich auf seinen gefährlichen Posten. Die alte schwarze Köchin, seine einzige Freundin im Hause, hatte ihn mit einem kleinen Speisevorrath zum Abendessen und einem Nachtlichte versehen; um seinen Hals band sie ein Amulet, welches ihr ein afrikanischer Beschwörer als Schutzmittel gegen böse Geister gegeben hatte. Dolph wurde vom Doctor und Peter de Groodt begleitet, welche übereingekommen waren, ihm bis zum Hause das Geleite zu geben und ihn sicher einquartirt zu sehen. Die Nacht war bewölkt und es herrschte tiefe Finsterniß, als sie auf den Feldern ankamen, welche an das Haus stießen. Der Todtengräber ging mit einer Laterne voraus. Als sie in der Akazienallee dem Hause zuschritten, brachte das zitternde Licht, indem es von Busch zu Busch, von Baum zu Baum fiel, den mannhaften Peter oft in Furcht, sodaß er auf seine Gefährten zurückprallte, während sich der Doctor immer dichter und fester an Dolph's Arm hielt und dabei bemerkte, daß der Boden doch sehr schlüpferig und uneben sei. Einmal wurden sie beinahe durch eine Fledermaus, welche um die Laterne herflatterte, gänzlich in die Flucht geschlagen, und das Geräusch, welches die Insecten auf den Bäumen und die Frösche in einem nahen Teiche machten, bildete ein höchst niederschlagendes und trauriges Concert.

Die Vorderthür des Hauses öffnete sich mit einem so knarrenden Geräusch, daß der Doctor erblaßte. Sie betraten einen ziemlich geräumigen Vorsaal, wie er in amerikanischen Landhäusern gewöhnlich ist und welcher in warmem Wetter als Wohnzimmer benutzt wird. Von da stiegen sie eine breite Treppe empor, die unter jedem Schritte stöhnte und knarrte, indem jede Stufe, gleich den Tasten eines Klaviers, ihren besondern Ton hatte. So gelangte man in einen zweiten Vorsaal im obern Stockwerk, von wo sie das Zimmer betraten, wo Dolph schlafen sollte. Es war geräumig und nur dürftig möblirt. Die Fensterladen waren geschlossen; da sie jedoch sehr beschädigt waren, so fehlte es nicht an frischer Luft. Es schien seiner Zeit jenes geheiligte Zimmer gewesen zu sein, welches bei holländischen Hausfrauen unter dem Namen der „besten Schlafstube" bekannt ist und welches allerdings unter allen Zimmern im Hause am saubersten ausgestattet wird, obwol man nicht leicht Jemand darin schlafen läßt. Die Zeit seines Glanzes war jedoch bereits vorüber. Rings umher befanden sich einige zerbrochene Geräthschaften und in der Mitte stand

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0199-6

ein plumper Tisch von Tannenholz nebst einem großen Armstuhle, die beide aussahen, als wären sie Altersgenossen des Hauses. Der Kamin war geräumig und ursprünglich mit holländischen Kacheln bekleidet gewesen, welche biblische Geschichten darstellten; viele waren jedoch herabgefallen und lagen um den Herd in Scherben umher. Der Todtengräber hatte das Nachtlicht angezündet, und der Doctor, welcher sich furchtsam im Zimmer umsah, ermahnte soeben Dolph, guten Muthes zu sein und sich ein Herz zu fassen, als ein Geräusch im Schornstein, wie von Stimmen und Handgemenge, den Todtengräber plötzlich in einen panischen Schrecken versetzte. Er gab mit der Laterne Fersengeld; der Doctor folgte ihm dicht auf dem Fuße; die Stufen, welche ächzten und knarrten, während sie hinabeilten, steigerten durch ihr Geräusch ihre Furcht und Eile. Die Vorderthür schloß sich krachend hinter ihnen, und Dolph hörte sie in den Baumgang hastig hinabtraben, bis sich der Schall ihrer Tritte in der Ferne verlor. Daß er sich diesem übereilten Rückzuge nicht anschloß, rührte vielleicht daher, daß er ein bischen mehr Muth als seine Gefährten besaß, oder vielleicht auch daher, daß er etwas von der Ursache ihres Schreckens entdeckt hatte, nämlich ein Paar Rauchschwalben, welche im Schornstein ihr Nest gebaut und sich darin getummelt hatten.

Nun sich selbst überlassen, verriegelte er die Vorderthür sorgfältig und kehrte, da er die übrigen Eingänge gehörig verschlossen fand, nach seinem unbehaglichen Zimmer zurück. Hier nahm er sein Abendessen aus dem Korbe zu sich, den die gute alte Köchin gefüllt hatte, verschloß die Thür des Zimmers und legte sich dann in einem Winkel auf einer Matratze zur Ruhe nieder. Die Nacht war ruhig und still, nichts unterbrach das tiefe Schweigen, außer das Zirpen eines Heimchens vom Kamin eines fernen Zimmers. Das Nachtlicht, welches auf der Mitte des tännenen Tisches stand, verbreitete ein schwaches gelbes Licht und beleuchtete das Zimmer nur matt, während es den Schatten der Kleider, die Dolph über einen Stuhl geworfen hatte, in seltsamen Gestalten an der Wand erscheinen ließ.

So kühn sein Herz auch war, so hauchte ihn doch aus dieser öden Umgebung Etwas an, was ihn beängstigte, und er fühlte seinen Muth unwillkürlich sinken, wie er so auf seinem harten Lager ruhend im Zimmer umherblickte. Er dachte jetzt an sein müßiges Treiben, an seine zweifelhaften Aussichten, und stieß dann und wann einen tiefen Seufzer aus, wenn er sich seiner armen alten Mutter erinnerte; denn nichts vermag so leicht düstere Schatten über das heiterste Gemüth zu werfen, als die Stille und Einsamkeit der Nacht. Bisweilen glaubte er ein Geräusch zu vernehmen, als ob Jemand im Erdgeschoß umherging. Er lauschte, und wirklich — er hörte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0200-3

deutlich Tritte auf der großen Treppe. Sie näherten sich feierlich und langsam — trapp — trapp — trapp! Offenbar war es der Tritt einer schwerfälligen Person; allein wie konnte Jemand ohne Geräusch in das Haus gekommen sein? Er hatte alle Schlösser untersucht und war überzeugt, daß er jeden Eingang wohlverwahrt gefunden hatte. Und immer näher kommen diese Tritte — trapp — trapp — trapp! Die nahende Person konnte offenbar kein Räuber sein, der Schritt war zu laut und bedächtig; ein Räuber würde entweder ganz leise oder ungestüm auftreten. Jetzt hatten die Tritte das Ende der Treppe erreicht; langsam bewegten sie sich den Gang entlang und hallten in den stillen und leeren Räumen wieder. Selbst das Heimchen hatte seinen melancholischen Gesang eingestellt und nichts unterbrach die grauenvolle Deutlichkeit jener Schritte. Die Thür, welche inwendig verschlossen war, öffnete sich langsam, wie von selbst. Die Tritte waren jetzt im Zimmer, und doch war Niemand zu sehen. Langsam und hörbar schlurrten sie quer durchs Gemach — trapp — trapp — trapp! Aber der Urheber dieses Geräusches blieb unsichtbar. Dolph rieb sich die Augen und starrte umher; er konnte jeden Theil des matterleuchteten Zimmers übersehen: Alles war leer; dennoch hörte er immer diese geheimnißvollen Tritte, die so feierlich im Zimmer umherschlurrten. Endlich hörten sie auf und es herrschte Todtenstille. Dieser unsichtbare Besuch war grauenvoller, als irgend etwas für die Augen Erkennbares gewesen sein würde; es lag etwas furchtbar Unbestimmtes, Ungreifbares und Unkörperliches darin. Dolph fühlte, wie ihm das Herz gegen die Rippen schlug; ein kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn; eine Zeitlang lag er von heftiger Beängstigung befangen; es geschah jedoch ferner nichts, was seine Unruhe hätte steigern können. Seine Nachtkerze brannte allmälig nieder und er schlief ein. Als er erwachte, war es heller Tag; die Sonne drang durch die Spalten der Fensterladen und die Vögel sangen lustig um das Haus her. Der glänzende heitere Tag verscheuchte bald alle Schrecken der vorhergehenden Nacht. Dolph lachte oder versuchte wenigstens über alles Geschehene zu lachen, und bemühte sich, es als einen bloßen Trug der Einbildungskraft zu betrachten, welchen die vernommenen Geschichten heraufbeschworen hätten; er war jedoch nicht wenig betroffen, als er die Thüre seines Zimmers inwendig verschlossen fand, obwol er bestimmt gesehen hatte, wie sie aufgeflogen war, als die Tritte ins Gemach kamen. In einem Zustande heftiger Beunruhigung kehrte er nach der Stadt zurück; doch beschloß er, nichts von der Sache zu sagen, bis seine Zweifel durch eine zweite Nachtwache entweder bestätigt oder beseitigt sein würden. Die Klatschgevattern, welche sich in des Doctors Hause versammelt hatten, sahen ihre Erwartung durch sein Schweigen bitter getäuscht. Ihre Gemüther waren auf grauenvolle

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0201-9

Geschichten gefaßt gewesen, und fast geriethen sie in Zorn und Wuth, als er versicherte, daß er nichts zu berichten hätte.

Dolph wiederholte also in der nächsten Nacht seine Wache. Er betrat diesmal das Haus mit einigem Beben, prüfte mit besonderer Sorgfalt die Schlösser aller Thüren und verwahrte sie wohl. Er verschloß die Thür seines Zimmers und stellte einen Stuhl davor; nachdem er hierauf sein Abendessen beendigt hatte, warf er sich auf seine Matratze und bemühte sich einzuschlafen. Das war jedoch vergebens; tausend Phantasiegebilde hielten ihn wach. Die Zeit schlich so langsam, als hätten sich alle Minuten zu Stunden ausspinnen wollen. Während die Nacht vorrückte, fühlte er sich

mehr und mehr aufgeregt, und fast wäre er von seinem Kissen emporgefahren, als er die geheimnißvollen Tritte wieder auf der Treppe vernahm. Es kam, wie das vorige mal, feierlich und langsam herauf — trapp — trapp — trapp! Es näherte sich immer den Vorsaal entlang, die Thür flog wieder auf, als wäre kein Schloß noch Hinderniß vorhanden gewesen, und eine seltsam aussehende Gestalt schritt in das Zimmer. Es war ein ältlicher Mann, groß und stark gebaut und in alter flämischer Tracht. Er trug eine Art kurzen Mantels und darunter ein Kleid, welches um die Taille durch einen Gürtel zusammengehalten wurde, sodann Pluderhosen mit großen Schleifen oder Quasten an den Knien und ein Paar gelblederne Stiefeln, die sich nach oben sehr erweiterten und weit von den Beinen abstanden. Sein Hut war breit und niedergekrämpt und auf der einen Seite hing eine Feder davon herab. Sein stahlgraues Haar fiel ihm in dichten Massen auf den Nacken, und er trug einen kurzen graugesprenkelten Bart. Langsam machte er die

Runde im Zimmer, als sähe er nach, ob Alles in Ordnung wäre; dann hängte er seinen Hut auf einen Haken neben der Thür, setzte sich in dem Armstuhle nieder, stützte seinen Ellnbogen auf den Tisch und heftete seine Augen mit regungslosem und erstarrendem Blicke auf Dolph.

Dolph war von Natur nicht feig, aber er war in unbedingtem Glauben an Geistern und Gespenstern erzogen worden. Tausend Geschichten fielen ihm nun ein, die er von diesem Hause gehört hatte, und während er diesen seltsamen Mann mit seiner wunderlichen Tracht, seinem bleichen Gesicht, dem grauen Barte und dem stieren, starren, fischartigen Auge betrachtete, begannen seine Zähne zusammenzuschlagen, das Haar sträubte sich ihm auf dem Kopfe empor und ein kalter Schweiß bedeckte seinen ganzen Körper. Wie lange er in diesem Zustande blieb, vermochte er nicht zu sagen, denn er war wie in einem Zauber befangen. Er konnte den Blick nicht von dem Gespenste abwenden, sondern starrte darauf hin; denn dieser Anblick hatte alle seine Gedanken gefangen genommen und ließ sie nicht los. Der alte Mann blieb hinter dem Tische sitzen, ohne sich zu regen oder ein Auge zu verwenden, sondern hielt stets seinen stieren Todtenblick auf Dolph gerichtet. Endlich schüttelte der Haushahn einer benachbarten Farm seine Flügel und ließ ein munteres lautes Krähen erschallen, welches über die Felder tönte. Bei diesem Tone erhob sich der alte Mann langsam und nahm seinen Hut von dem Haken; die Thür that sich auf und schloß sich hinter ihm; man hörte ihn langsam die Treppe hinabgehen — trapp — trapp — trapp! — und als er die letzte Stufe überschritten hatte, war Alles wieder still. Dolph lag und lauschte aufmerksam, zählte jeden Schritt, lauschte und lauschte, ob die Tritte zurückkehren würden, bis er endlich, von Wachen und Aufregung erschöpft, in einen unruhigen Schlaf sank.

Das Tageslicht belebte seinen Muth und seine Kühnheit aufs neue. Gern würde er alles Geschehene als einen bloßen Traum betrachtet haben; aber da stand der Stuhl, auf welchen sich der Unbekannte gesetzt hatte, da der Tisch, auf welchen er sich gestützt; da war der Haken, woran er seinen Hut gehängt, und dort war auch die Thür, fest verschlossen, wie er sie selber verschlossen hatte, und der Stuhl stand noch davor. Er eilte die Treppe hinab und untersuchte Thüren und Fenster. Alle befanden sich genau in dem nämlichen Zustande, in dem er sie verlassen hatte, und es zeigte sich kein Weg, auf welchem Jemand ins Haus und wieder hinausgekommen sein konnte, ohne eine Spur zu hinterlassen. „Thorheit!“ sagte Dolph zu sich selbst, „es war Alles nur ein Traum!“ — Allein dieser Trost wollte nicht ausreichen; jemehr er sich bemühte, die Scene aus seiner Seele zu verbannen, um so deutlicher schwebte sie ihm vor den Augen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0203-0

Obwol er über alles Gesehene und Gehörte ein strenges Schweigen beobachtete, so verrieth sein Aussehen doch, daß er die Nacht sehr unruhig zugebracht haben mußte. Offenbar verbarg sich hinter seiner geheimnißvollen Zurückhaltung etwas Wunderbares. Der Doctor nahm ihn in sein Studirzimmer, verschloß die Thür und bemühte sich, ihn zu einer vollständigen vertraulichen Mittheilung zu bewegen; es war jedoch nichts aus ihm herauszubringen. Frau Ilse nahm ihn in der Speisekammer auf die Seite, jedoch mit ebenso wenig Erfolg; und Peter de Groodt hielt ihn auf dem Kirchhofe, dem geeignetesten Orte, um einer Geistergeschichte auf den Grund zu kommen, eine volle Stunde am Rockknopfe fest, hatte aber um kein Haar mehr Erfolg damit, als die Uebrigen. Es geschieht jedoch stets, daß eine geheimgehaltene Wahrheit ein Dutzend Lügen in Umlauf setzt. Sie gleicht der in einer Bank verschlossenen Guinee, welche ein Dutzend papierne Stellvertreter hat. Bevor der Tag zu Ende ging, war die Nachbarschaft von Gerüchten erfüllt. Einige sagten, Dolph Heyliger hätte mit Pistolen, die mit silbernen Kugeln geladen gewesen, im Gespensterhause gewacht; Andere, er hätte ein langes Gespräch mit einem Gespenste ohne Kopf gehabt; noch Andere, der Doctor Knipperhausen und der Todtengräber wären durch eine Legion Geister ihrer Kunden die ganze Allee herab und bis in die Stadt herein gehetzt worden. Manche schüttelten die Köpfe und meinten, es wäre eine Schande, daß der Doctor den armen Dolph in dem fürchterlichen Hause die Nacht allein zubringen lasse, wo er hinweggehext werden könnte, ohne daß man erführe, wohin; Andere bemerkten achselzuckend, wenn der Teufel den jungen Mann entführe, so nähme er nur, was ihm gehörte.

Diese Gerüchte kamen endlich der guten Frau Heyliger zu Ohren und versetzten sie, wie sich denken läßt, in die größte Gemüthsunruhe. Hätte sich ihr Sohn lebendigen Feinden gegenüber einer Gefahr ausgesetzt, so würde ihr das beiweitem nicht so furchtbar erschienen sein, als daß er allein den Schrecken des Gespensterhauses Trotz bot. Sie eilte zum Doctor und brachte einen großen Theil des Tages damit zu, Dolph die Wiederholung seiner Nachtwache auszureden und ihm eine Menge soeben erst von ihren guten Freundinnen vernommener Geschichten zu erzählen, von Personen, die allein in alten verfallenen Häusern gewacht hätten und dann hinweggeführt worden seien. Aber umsonst! Dolph's Stolz war ebenso wie seine Neugier angespornt. Er bemühte sich, die Besorgnisse seiner Mutter zu beschwichtigen und ihr zu versichern, daß an alle den vernommenen Gerüchten kein wahres Wort sei. Sie blickte ihn zweifelhaft an und schüttelte den Kopf; da sie jedoch fand, daß sich sein Entschluß nicht erschüttern ließ, so brachte sie ihm eine kleine dicke holländische Bibel mit Messingklammern, die er als ein

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0204-6

Schwert zur Bekämpfung der Mächte der Finsterniß mitnehmen sollte; und für den Fall, daß das nicht ausreichen sollte, gab ihm die Häushälterin noch den Heidelberger Katechismus gleichsam als Dolch mit auf den Weg.

In der nächsten Nacht bezog also Dolph zum dritten male sein Nachtlager in dem alten Hause. Ob Traum oder nicht, die nämliche Erscheinung wiederholte sich. Gegen Mitternacht, als ringsum Todtenstille herrschte, hallte das nämliche Geräusch durch die leeren Hallen — trapp — trapp — trapp! Die Treppe wurde wieder erstiegen, die Thür flog wieder auf, der alte Mann trat ein, wandelte um das Gemach, hängte seinen Hut auf und setzte sich an den Tisch. Das nämliche Grauen und Zittern befiel den armen Dolph, obwol nicht in so heftigem Grade. Er lag in derselben Weise, regungslos und wie bezaubert, und verwandte keinen Blick von der Gestalt, die ihn, wie früher, mit leichenhaftem, festem, stierem Blicke anstarrte. So verharrten sie eine lange Zeit, bis sich allmälig Dolph's Muth wieder zu beleben begann. Mochte das Wesen lebendig oder todt sein, jedenfalls hatte es doch einen Zweck bei seinem Besuche, und er entsann sich, gehört zu haben, daß Geister nicht die Macht zu sprechen haben, so lange sie nicht angeredet werden. Er raffte daher seinen Muth zusammen, redete, nach zwei oder drei vergeblichen Versuchen, die gelähmte Zunge in Bewegung zu setzen, den Unbekannten in der feierlichsten Beschwörungsformel an, auf die er sich zu besinnen vermochte, und fragte ihn, was ihn zu seinem Besuche veranlaßt habe.

Kaum hatte er seine Anrede beendigt, als sich der alte Mann erhob, seinen Hut ergriff, die Thür öffnete und hinausging, indem er sich auf der Schwelle noch einmal nach Dolph umsah, als erwartete er, daß dieser ihn begleite. Der Jüngling zögerte keinen Augenblick. Er nahm das Licht in die Hand, die Bibel unter den Arm und folgte der schweigenden Einladung. Die Kerze verbreitete ein schwaches unsicheres Licht; er konnte jedoch die Gestalt noch immer erkennen, welche langsam vor ihm die Treppe hinabstieg. Zitternd folgte er. Am Fuße der Treppe angekommen, wendete sich das Wesen durch den Vorsaal gegen die Hinterthür des Hauses. Dolph hielt das Licht über das Geländer; aber in seinem Eifer, den Unbekannten nicht aus dem Auge zu verlieren, bewegte er die schwache Kerze zu schnell, sodaß sie ausging. Die bleichen Mondstrahlen, durch ein kleines Fenster gleitend, verliehen jedoch noch Licht genug, um ihn einen unbestimmten Umriß der Gestalt nahe an der Thür erkennen zu lassen. Er folgte ihm daher treppab der nämlichen Stelle zu; als er diese jedoch erreicht hatte, war der Unbekannte verschwunden. Die Thür war noch fest verriegelt, ein anderer Ausgang war nicht möglich; allein das Wesen, was es auch immer sein mochte, war fort. Er entriegelte die Thür und blickte ins Feld hinaus. Es war eine trübe

Mondnacht, sodaß das Auge die Gegenstände noch in einiger Entfernung unterscheiden konnte. Er glaubte den Unbekannten auf einem von der Thür auslaufenden Fußpfade zu erblicken. Er irrte sich nicht, allein wie war jener

aus dem Hause gekommen? Er hielt sich nicht mit Nachdenken auf, sondern folgte ihm. Der alte Mann schritt mit abgemessenen Schritten vorwärts, ohne sich umzusehen, und seine Tritte waren auf dem harten Boden vernehmbar. Er ging durch den Obstgarten unweit des Hauses, während er

sich immer auf dem Fußpfade hielt. Dieser führte zu einem in einer kleinen Vertiefung gelegenen Brunnen, welcher die Farm mit Wasser versorgt hatte. Gerade bei diesem Brunnen verlor ihn Dolph aus den Augen. Er rieb sich dieselben und blickte wieder hin; aber es war nichts von dem Unbekannten zu sehen. Er erreichte den Brunnen, aber Niemand war dort zu erblicken. Die ganze Umgebung war offen und hell; nirgends ein Busch oder ein Ort zum Verstecken in der Nähe. Er blickte in den Brunnen hinab und sah, wie sich in großer Tiefe der Himmel auf dem ruhigen Wasser abspiegelte. Nachdem er einige Zeit daselbst verweilt hatte, ohne ferner irgend etwas von seinem geheimnißvollen Führer zu sehen oder zu hören, kehrte er voll Grauen und Staunen nach dem Hause zurück. Er verriegelte die Thür, tappte im Dunkeln nach seinem Bette zurück, und es währte lange, bevor er in Schlaf verfallen konnte.

Seine Träume waren seltsam und unruhig. Er glaubte dem alten Manne am Ufer eines großen Flusses zu folgen, bis sie ein Schiff erreichten, welches im Begriff stand, abzusegeln; sein Führer geleitete ihn an Bord und verschwand. Er erinnerte sich noch des Befehlshabers auf dem Schiffe, eines kleinen von der Sonne geschwärzten Mannes, mit krausem schwarzen Haar, blind auf einem Auge und lahm auf einem Beine; der Rest seines Traumes aber war sehr verworren. Bisweilen war er zu Schiffe, bisweilen am Strande; bald befand er sich in einem Sturme, bald ging er ruhig durch unbekannte Straßen. Die Gestalt des alten Mannes mischte sich seltsam unter die Erscheinungen seines Traumes, und das Ganze schloß deutlich damit, daß er sich wieder am Bord des Schiffes befand und mit einem großen Beutel voll Geld heimsegelte!

Als er erwachte, streifte das graue kühle Licht der Dämmerung den Horizont und die Hähne ließen von Farm zu Farm durch die Gegend die Reveille erschallen. Er erhob sich beängstigter und unruhiger denn je. Er fühlte sich eigenthümlich verwirrt von Allem, was er gesehen und geträumt hatte und begann an der Klarheit seines Verstandes zu zweifeln, indem er fürchtete, Alles, was in seinen Gedanken vorging, möchte bloße Fieberphantasie sein. Bei seinem augenblicklichen Gemüthszustande fühlte er sich nicht aufgelegt, sofort zu dem Doctor zurückzukehren und sich den Kreuzfragen der Hausbewohner auszusetzen. Er nahm daher ein dürftiges Frühstück ein, so gut es ihm die Reste der letzten Abendmahlzeit gewähren konnten, und ging dann aufs Feld hinaus, um Alles zu erwägen, was ihm begegnet war. In Gedanken verloren streifte er umher und näherte sich dabei allmälig der Stadt; der Morgen war weit vorgerückt, als er plötzlich durch ein Geräusch und Getümmel um ihn her aus seinem Sinnen und Brüten erweckt wurde. Er befand sich unfern des Wassers

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0207-3

unter einer Volksmenge, welche einem Damme zueilte, wo ein Schiff segelfertig lag. Unwillkürlich wurde er von der Menge mit fortgerissen und fand, daß es eine Schaluppe war, welche im Begriff stand, den Hudson aufwärts nach Albany zu segeln. Da gab es vielfaches Abschiednehmen und ein Küssen von alten Frauen und Kindern; da drängte man sich, um den Abreisenden Körbe mit Brot, Kuchen und Lebensmitteln aller Art zuzureichen, trotz der gewaltigen Fleischvorräthe, die hinten auf dem Schiffe hingen; denn eine Reise nach Albany war in jenen Tagen eine Unternehmung von großer Bedeutung. Der Befehlshaber der Schaluppe fuhr eilfertig hin und her und ertheilte unzählige Befehle, die nicht sehr genau befolgt wurden; denn während der Eine nichts Eiligeres zu thun hatte, als seine Pfeife anzubrennen, war der Andere wieder damit beschäftigt, sein Messer zu schärfen.

Das Aussehen des Schiffsherrn erregte plötzlich Dolph's Aufmerksamkeit. Er war klein und sonnverbrannt, mit krausem schwarzen Haar; blind auf einem Auge und lahm auf einem Beine — kurz ganz Derselbe, den er in seinem Traume gesehen hatte! Ueberrascht und stutzig geworden, betrachtete er die Scene aufmerksamer und stieß immer auf neue Spuren seines Traumes: das Ansehen des Schiffes, des Flusses und einer Menge anderer Gegenstände stimmte mit den unvollkommenen Bildern überein, die dunkel in seiner Erinnerung auftauchten.

Während er über diese Umstände noch nachsann, rief ihm der Capitän plötzlich auf holländisch zu: „Steigt an Bord, junger Mann, oder Ihr werdet zurückgelassen werden!" Der Zuruf überraschte ihn; er sah, daß sich die Schaluppe schon bewegte, um sich jetzt von dem Damme zu entfernen; wie einem unwiderstehlichen Triebe folgend, sprang er aufs Verdeck und im nächsten Augenblicke wurde die Schaluppe durch Flut und Wind rasch hinweggeführt. Dolph's Gedanken und Gefühle befanden sich in einem Zustande durchaus stürmischer Bewegung und Verwirrung. Die neuerdings erlebten Vorfälle hatten stark auf ihn eingewirkt und er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß zwischen seiner gegenwärtigen Situation und seinem letzten Traume ein Zusammenhang bestehen müsse. Es war ihm, als befände er sich unter der Herrschaft eines übernatürlichen Einflusses und er suchte sein aufgeregtes Gemüth durch eine seiner alten Lieblingsregeln zu beschwichtigen, welche lautete: „Sei es dieser Weg oder jener, sie werden alle zum Besten führen." Einen Augenblick dachte er an den Zorn des Doctors über seine ohne Erlaubniß unternommene Abreise, doch das machte ihm nicht viel Sorge; dann dachte er an den Kummer seiner Mutter bei seinem seltsamen Verschwinden, und dieser Gedanke erfüllte ihn plötzlich mit einem quälenden Gefühl; er würde gebeten haben, ihn wieder ans Ufer zu setzen, allein er

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0208-8

wußte, daß bei solchem Winde und solcher Flut die Bitte vergebens gewesen sein würde. Dann kam wieder die Neigung zu neuen Erscheinungen und Abenteuern mit unwiderstehlicher Macht über ihn; er sah sich plötzlich und auf seltsame Weise in die Welt hinausgeworfen und mitten auf dem Wege, die wunderreichen Gegenden zu erforschen, welche an diesem gewaltigen Flusse und jenseit jener blauen Berge lagen, die seinen Horizont seit seiner Kindheit bis jetzt begrenzt hatten. Während er sich in diesem Gewühle von Gedanken kaum ein noch aus wußte, spannten sich die Segel im Winde, die Ufer schienen hinter ihm hinwegzufliegen und bevor er wieder vollkommen zu sich kam, glitt die Schaluppe bei Spiking-Devil und Yonkers vorüber und der höchste Schornstein der Manhattoes war seinen Augen entschwunden.

Ich habe bereits erwähnt, daß eine Reise den Hudson hinauf in jenen Tagen ein Unternehmen von einiger Bedeutung war, und wirklich hielt man es für ebenso wichtig, als gegenwärtig eine Reise nach Europa. Die Schaluppen waren oft viele Tage unterwegs; die vorsichtigen Schiffer zogen Segel ein, wenn starker Wind war, und gingen des Nachts vor Anker; auch machten sie Halt, um ein Boot nach Milch zum Thee ans Ufer zu schicken, denn ohne Thee mit Milch hätten die würdigen alten Damen unter den Passagieren unmöglich ausdauern können. Dann kamen auch die vielbesprochenen Gefahren der Tappan-Zee und der Hochlande in Betracht. Kurz, ein bedachtsamer holländischer Bürger konnte von einer solchen Reise Monate, ja selbst Jahre lang im voraus sprechen, und er unternahm sie nie, ohne zuvor seine Angelegenheiten zu ordnen, sein Testament zu machen und in den holländischen Kirchen Fürbitten für sich thun zu lassen.

Dolph konnte daher überzeugt sein, im Laufe einer solchen Reise Zeit genug zum Nachdenken zu finden und sich zu entscheiden, was er wol nach seiner Ankunft in Albany vornehmen würde. Der Capitän erinnerte ihn mit seinem blinden Auge und lahmen Beine freilich immer an seinen seltsamen Traum und machte ihm dadurch stets einige unruhige Augenblicke; allein in der letzten Zeit war sein Leben so bunt aus Träumen und Wirklichkeiten gewebt gewesen, seine Tage und Nächte waren so sehr miteinander vermengt worden, daß er gleichsam in einer Art von Trunkenheit hintaumelte. Es liegt indeß stets eine Art leichtfertigen Trostes darin, wenn man in dieser Welt nichts zu verlieren hat; damit beruhigte auch Dolph sein Gemüth und er beschloß, das gegenwärtige Vergnügen möglichst zu genießen.

Am zweiten Tage der Reise erreichten sie die Hochlande. Es war während der letzten Stunden eines stillen schwülen Tages, als sie sanft zwischen diesen ernsten Berghöhen hinglitten. Es waltete jene vollkommene Ruhe, welche in der Zeit abspannender Sommerschwüle über der Natur zu liegen pflegt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0209-7

Das Umwenden eines Bretes oder das zufällige Fallen eines Ruders auf dem Verdeck hallte an den Bergabhängen wieder und wurde längs der Ufer vom Echo wiederholt; und wenn der Capitän gelegentlich ein lautes Commandowort vernehmen ließ, so sprachen es ihm luftige Zungen an jedem Felsen wie spottend nach.

In stummer Freude und voll Staunen schaute Dolph auf diese prachtvollen Naturscenen. Zur Linken streckte der Dunderberg seine bewaldeten Abhänge, Höhe über Höhe, Wald über Wald, in den tiefblauen Sommerhimmel empor. Zur Rechten brüstete sich das kühne Vorgebirge Anthony's Nose, welches ein einsamer Adler umkreiste; während weiter hinaus Berg auf Berg folgte, bis sie ihre Arme miteinander zu verschränken schienen, als wollten sie den gewaltigen Fluß in ihrer Umarmung festhalten. Es gewährte ein Gefühl ruhiger Schwelgerei, auf die breiten grünen Busen des Stromes zu schauen, die bald hier, bald da von den Aushöhlungen jäh abfallender Berghöhen gebildet wurden; oder auf das hoch in der Luft schwebende Waldland zu blicken, welches über den Rand einer vorspringenden Felswand nickte, während sein Laub über und über im goldenen Sonnenschein schimmerte.

Indem er so in Bewunderung versunken war, bemerkte Dolph eine glänzende schneeweise Wolkenmasse, die über die westlichen Höhen emportauchte. Ihr folgte eine andere und noch eine, während jede ihre Vorgängerin vorwärts zu treiben schien und sich alle mit blendendem Glanze in der tiefblauen Atmosphäre emporthürmten; und bald hörte man schwache dumpfe Donnerschläge hinter den Bergen hinrollen. Der Fluß, welcher bisher in seiner stillen Spiegelglätte Bilder von Himmel und Land zurückgestrahlt hatte, zeigte nun in der Ferne, indem der Wind darüber strich, eine dunkle gekräuselte Fläche. Die Fischfalken kreisten und schrien und suchten ihre Nester auf den hohen Bäumen; die Krähen flogen lärmend zu den Felsspalten und die ganze Natur schien den nahenden Gewittersturm zu ahnen.

Die Wolken wälzten sich jetzt in schweren Massen über die Berggipfel; oben glänzten sie noch licht und schneeweiß, aber ihre untern Theile erschienen tiefschwarz. Der Regen begann in einzelnen großen Tropfen zu fallen; der Wind ward stärker und rührte die Wellen aus ihrer Tiefe auf; endlich schien es, als ob die angeschwollenen Wolken durch die Bergspitzen aufgerissen würden, und der Regen rauschte nun in mächtigen Strömen herab. Der Blitz sprang von Wolke zu Wolke, fuhr zuckend gegen die Felsen und zersplitterte oder spaltete die stärksten Waldbäume. Der Donner ließ sich mit fürchterlichem Krachen vernehmen; seine Schläge hallten von Berg zu Berg wieder, krachten gegen den Dunderberg und rollten längs des Thales der

Hochlande hinauf, indem jede Höhe ein neues Echo gab, bis der alte Bull-Hill den Sturm zurückzubrüllen schien.

Eine Zeitlang wurde durch das tiefhangende Gewölk, den Dunst und den dichtströmenden Regen die Landschaft den Augen fast gänzlich entzogen. Es herrschte ein fürchterliches Dunkel, welches durch das elektrische Zucken des Blitzes zwischen den Regenfluten noch grauenvoller beleuchtet wurde. Noch nie hatte Dolph einen solchen entsetzlichen Kampf der Elemente gesehen; es war, wie wenn sich das Ungewitter einen Weg durch diesen Gebirgspaß wühlte und bräche, und des Himmels ganzes Geschütz dazu in Bewegung gesetzt hätte.

Das Fahrzeug wurde von dem heftiger gewordenen Winde fortgerissen, bis es die Stelle erreichte, wo der Fluß eine plötzliche Biegung, die einzige während seines majestätischen Laufes, macht*). Als sie aber eben um die Spitze bogen, drang ein heftiger Windstoß aus einer Bergschlucht herab, welcher den Wald vor sich niederbog und den Fluß zu weißem Schaum aufwühlte. Der Capitän sah die Gefahr und befahl, das Segel zu streichen. Bevor dem Befehle gehorcht werden konnte, ereilte der Windstoß die Schaluppe und warf sie auf die Seite. Nun gerieth Alles in Angst und Verwirrung. Das Flattern der Segel, das Pfeifen und Rauschen des Windes, das laute Rufen des Capitäns und der Mannschaft, das Schreien der Passagiere, Alles mischte sich zu einem wilden Getöse mit dem Rollen und Brüllen des Donners. Inmitten dieses Tumults gewann die Schaluppe ihre richtige Lage wieder; zu gleicher Zeit wurde das Hauptsegel gewendet, die Stange fegte über das Hinterverdeck weg und Dolph, welcher unachtsam immer nur die Wolken betrachtete, sah sich im nächsten Augenblick in den Fluß hinabgeschleudert.

Nun wurde ihm doch endlich einmal eine seiner müßigen Kunstfertigkeiten nützlich. Die vielen vertändelten Stunden, welche er dem Vergnügen im Hudson gewidmet, hatten ihn zu einem geschickten Schwimmer gemacht; doch trotz alle seiner Kraft und Geschicklichkeit fiel es ihm sehr schwer, das Ufer zu erreichen. Die Mannschaft, welche vollauf mit ihrer eigenen Gefahr beschäftigt war, hatte sein Verschwinden vom Verdeck nicht wahrgenommen. Die Schaluppe wurde mit unglaublicher Geschwindigkeit fortgetrieben. Nur mit Mühe arbeitete sie sich bei einem langen Vorgebirge am östlichen Ufer vorüber, um welches sich der Fluß wendete und durch welches die Schaluppe Dolph's Blicken völlig entrückt wurde.

---

*) Diese Biegung muß die bei Westpoint gewesen sein.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0211-4

Er erreichte auf einer Landspitze des westlichen Ufers das Trockene, kletterte hier die Felsen empor und warf sich matt und erschöpft am Fuße eines Baumes nieder. Der Gewittersturm zog allmälig vorüber. Die Wolken wälzten sich nach Osten, wo sie in federigen Massen, von den rosigen Scheidestrahlen der Sonne gefärbt, sich schichtenweise aufpfeilerten. Um ihre dunkeln Grundlagen konnte man noch das ferne Spielen des Blitzes zucken sehen, und dann und wann ließ sich noch ein schwaches Rollen des Donners vernehmen. Dolph erhob sich und spähte umher, ob irgend ein Pfad vom Ufer abführte; Alles war jedoch wild und bahnlos. Die Felsen thürmten sich übereinander; große Baumstämme lagen umhergestreut, theils vor Alter gefallen, theils durch die heftigen Stürme niedergeworfen, welche durch diese Berge toben. Auch waren die Felsen von wilden, völlig durch- und ineinander verwickelten Reben und Gesträuchen überwachsen, die jedem Schritte eine Schranke entgegenstellten; jede Bewegung, die er machte, schüttelte von dem träufenden Laube einen Regenschauer herab. Er versuchte eine dieser fast senkrechten Höhen zu erklimmen; aber bei alle seiner Stärke und Gewandtheit fand er doch, daß es ein herculisches Unternehmen war. Oft waren morsche Felsvorsprünge seine einzige Stütze, und bisweilen hielt er sich an Wurzeln und Baumzweigen fest und hing fast schwebend in der Luft. Die Holztaube schoß in ihrem pfeifenden Fluge an ihm vorüber, und der Adler kreischte von der überhängenden Klippe herab. Während er so emporklomm, war er im Begriff, einen Strauch zu fassen, um sich damit fortzuhelfen, als etwas unter den Blättern rauschte und er eine Schlange blitzschnell fast unter seiner Hand hervorschießen sah. Sie rollte sich sogleich in drohender Stellung auf, mit vorgestrecktem Kopfe, aufgesperrtem Rachen und hastig hin und wieder zitternder Zunge, welche wie ein Flämmchen um ihren Rachen spielte. Dolph begann der Muth zu sinken, und beinahe hätte er seinen Halt losgelassen und wäre in den Abgrund hinabgestürzt. Die Schlange blieb nur einen Augenblick in ihrer Vertheidigungsstellung; es war nur eine instinctmäßige Schutzmaßregel, und da sie sah, daß kein Angriff erfolgte, schlüpfte sie in eine Felsspalte hinein. Mit einem von der Furcht geschärften Auge sah ihr Dolph nach und er bemerkte sofort, daß er sich in der Nähe eines Nestes von Nattern befände, welche zusammengerollt, sich windend und zischend, in dem Felsspalt lagen. Er eilte mit aller Macht, einer so fürchterlichen Nachbarschaft zu entgehen. Seine Einbildungskraft war von diesem neuen Schreckniß erfüllt; in jeder gekrümmten Rebe sah er eine Natter und in jedem raschelnden dürren Blatte hörte er den Schwanz einer Klapperschlange.

Endlich gelang es ihm, den Gipfel einer Höhe zu ersteigen; aber er fand ihn von einem dichten Walde bedeckt. Ueberall, wo er einen Blick zwischen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0212-0

den Bäumen hindurch gewinnen konnte, sah er, daß sich das Uferland in Höhen und Klippen, eine immer die andere überragend, erhob, bis hohe Berge über das Ganze emporstiegen. Keine Spur von Anbau, wohin er sah, kein zwischen den Bäumen emporwirbelnder Rauch, der eine menschliche Wohnung angezeigt hätte! Alles war wild und einsam. Als er am Rande

eines Abhanges stand, von wo er eine tiefe, mit Bäumen eingefaßte Schlucht überschaute, löste sich unter seinen Füßen ein großes Felsstück, welches, durch die Baumwipfel krachend, in den Abgrund niederstürzte. Ein lauter Ruf oder vielmehr Schrei drang vom Grunde der Thalschlucht empor; im nächsten Augenblicke krachte ein Flintenschuß und eine Kugel pfiff über Dolph's Kopfe hin, riß Laub und Zweige weg und drang tief in die Rinde eines Kastanienbaums ein.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0213-6

Dolph trat, ohne einen zweiten Schuß abzuwarten, schleunig den Rückzug an. Was sollte er thun? Wo ein Obdach suchen? Die Stunde der Ruhe näherte sich, die Vögel suchten ihre Nester, die Fledermaus begann im Zwielicht umherzuflattern, und der Nachtfalke schien, hoch am Himmel schwebend, die Ankunft der Sterne ausrufen zu wollen. Allmälig brach die Nacht ein und hüllte Alles in Finsterniß; obwol der Sommer noch nicht zu Ende war, so wehte doch der Wind längs des Flusses und unter diesen feuchten Wäldern kalt und scharf, zumal für einen ganz und gar durchnäßten Mann.

Als er niedergeschlagen und entmuthigt in diesem trostlosen Zustande dasaß, sah er vom Ufer her, wo die Krümmung des Flusses eine tiefe Bucht bildet, ein Licht durch die Zweige schimmern. Er schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß sich dort eine menschliche Wohnung befinde, wo er etwas erhalten könnte, um die stürmischen Anfoderungen seines Magens zu beschwichtigen, und wo er zugleich, was für einen Schiffbrüchigen nicht minder nothwendig war, ein behagliches Obdach für die Nacht zu finden hoffte. Mit außerordentlicher Mühsal verfolgte er seinen Weg gegen das Licht an Felsrändern hin, über welche er in den Fluß hinabzustürzen Schritt für Schritt befürchten mußte, und über große Stämme gefallener Bäume; manche von diesen hatte der letzte Sturm niedergebrochen, und sie lagen so dicht beisammen, daß er sich mühsam durch ihre Zweige Bahn machen mußte. Endlich gelangte er an den Abhang eines Felsens, welcher ein kleines Thal überragte, aus dem das Licht heraufschimmerte. Es rührte von einem Feuer am Fuße eines großen Baumes her, der in der Mitte einer kleinen zwischen den Felsen eingeschlossenen Rasenfläche stand. Das Feuer warf einen rothen Schein auf die grauen Klippen und überhangenden Bäume, während es die Spalten dazwischen in tiefem Dunkel ließ, sodaß sie wie Eingänge zu Höhlen aussahen. Ein kleiner Bach, welcher in der Nähe rieselte, machte sich durch den zitternden Widerschein der Flamme kenntlich. Zwei Gestalten bewegten sich um das Feuer und andere saßen vor demselben. Sie befanden sich zwischen ihm und dem Lichte, mithin völlig im Schatten; als sich aber eine zufällig nach der entgegengesetzten Seite wandte, bemerkte Dolph zu seiner Ueberraschung bei dem vollen Lichte, welches auf ein gemaltes Antlitz fiel und auf Silberzierathen schimmerte, daß dies ein Indianer war. Nun blickte er genauer hin und sah Flinten an einem Baume lehnen und einen todten Körper am Boden liegen.

Dolph begann zu fürchten, daß er sich in einer schlimmern Lage befände, als vorher; hier sah er offenbar den Feind, welcher aus der Thalschlucht auf ihn gefeuert hatte. Er bemühte sich, ruhig zurückzugehen, denn er mochte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0214-1

sich an einem so wilden und einsamen Orte nicht diesen halbmenschlichen Wesen anvertrauen. Es war jedoch zu spät. Der Indianer bemerkte mit jenem seiner Race eigenthümlichen scharfen Falkenauge, daß sich etwas unter den Büschen auf dem Felsen bewegte. Er ergriff eine von den Flinten, die am Baume lehnten. Noch ein Augenblick und Dolph hätte von seiner Abenteuerlust durch eine Kugel geheilt werden können. Er erhob ein lautes Geschrei und rief den indianischen Freundschaftsgruß. Die ganze Gesellschaft sprang auf die Beine. Der Gruß wurde erwidert und der irre Wanderer eingeladen, sich ihnen am Feuer anzuschließen.

Als er sich näherte, fand er zu seinem Troste, daß die Gesellschaft sowol aus weißen Männern als aus Indianern bestand. Einer, welcher offenbar die Hauptperson oder der Befehlshaber war, saß auf einem Baumstumpf vor dem Feuer. Er war ein großer starker Mann, etwas vorgerückt in Jahren, aber gesund und kräftig. Sein Gesicht war fast bis zur Farbe eines Indianers gebräunt; seine Gesichtszüge waren derb, hatten aber einen ziemlich jovialen Ausdruck; er hatte eine Adlernase und sein Mund glich dem eines Bullenbeißers. Sein breiter, mit Jägerschmuck gezierter Hut warf sein Gesicht halb in Schatten. Sein graues Haar hing nur kurz auf seinen Nacken nieder. Er trug einen Jagdrock, indianische Beinkleider, Mocassins, und in dem breiten Wampumgürtel um seine Hüften einen Tomahawk. Als Dolph diesen Mann und seine Züge genauer betrachtete, fühlte er sich plötzlich an den alten Mann im Gespensterhause erinnert. Der Mann vor ihm war jedoch in Tracht und Alter von jenem verschieden; auch sah er heiterer aus und es war schwer zu bestimmen, worin die Aehnlichkeit lag; eine Aehnlichkeit war aber sicherlich vorhanden. Dolph empfand eine gewisse Scheu, als er sich ihm näherte; aber der offene herzliche Willkommen, mit er empfangen wurde, beruhigte ihn. Als er näher hinblickte, fühlte er sich noch mehr ermuthigt, indem er bemerkte, daß der todte Körper, der ihm einige Unruhe verursacht hatte, nur der eines Rehes war; und vollkommen befriedigt ward er, als er aus dem kräftigen, einem Kessel über dem Feuer entsteigenden Dufte erkannte, daß ein Theil des Rehes zum Abendessen bereitet wurde.

Er fand nun, daß er mit einer umherstreifenden Jagdgesellschaft zusammengerathen war, wie sie in jenen Tagen unter den Ansiedlern längs des Flusses oft vorkamen. Der Jäger ist stets gastfrei, und nichts macht die Menschen geselliger und zwangloser, als ein Zusammentreffen in der Wildniß. Der Anführer der Gesellschaft schenkte ihm ein Glas trefflichen Branntweins ein, um sein Herz zu erwärmen, und befahl einem seiner Gefährten, aus einer Pinasse, die in einer Bucht nahebei angelegt war, einige

Kleidungsstücke zu holen, damit die triefenden Kleider unsers Helden am Feuer getrocknet werden könnten.

Dolph fand, daß der Schuß aus dem Thale, welcher ihm auf dem Bergrande fast zur ewigen Ruhe verholfen hätte, allerdings, wie er vermuthet hatte, von der Jagdgesellschaft ausgegangen war. Einer von ihnen war durch das losgetrennte Felsstück beinahe zermalmt worden, und der lustige alte Jäger mit dem breiten Hute hatte nach der Stelle geschossen, wo

sich die Büsche bewegten, weil er ein wildes Thier dort vermuthet hatte. Er lachte herzlich über den Irrthum, den er für einen ausgezeichneten guten Spaß nach Jägerweise hielt; „aber, meiner Treu", sagte er, „hätt' ich nur einen Blick von Euch erhaschen können, dann würdet ihr dem Steine nachgefolgt sein! Anthony Van der Heyden hat selten sein Ziel verfehlt." Diese letzten Worte lieferten sogleich einen Leitfaden für Dolph's Neugier, und einige Fragen verschafften ihm vollständige Kenntniß vom Charakter dieses Mannes und seiner Waldgenossen. Der Anführer im breiten Hute und Jagdrocke war keine geringere Person, als der Heer Van der Heyden aus Albany,

von welchem Dolph öfters gehört hatte. Er war in der That der Held vieler Geschichten, denn er war ein Mann von sonderbaren Einfällen und seltsamen Gewohnheiten, welche seine ruhigen holländischen Nachbarn mit Verwunderung erfüllten. Da er ein begüterter Mann war und einen Vater gehabt hatte, von welchem ihm große Strecken wilden Landes und ganze Fässer voll Wampum hinterlassen worden waren, so konnte er seinen Launen nach Herzenslust Genüge thun. Anstatt ruhig daheim zu bleiben, zu regelmäßigen Stunden zu essen und zu trinken, sich mit seiner Tabackspfeife auf der Bank vor der Thür zu unterhalten und sich dann des Nachts in ein behagliches Bett zu legen, fand er sein Vergnügen vielmehr an allerlei rauhen und wilden Streifzügen. Am glücklichsten fühlte er sich bei einer Jagdpartie in der Wildniß, wenn er unter Bäumen oder unter einer Hütte aus Baumrinde schlief, oder wenn er den Fluß hinab oder auf einem Waldsee kreuzte, fischte und Vögel schoß und, Gott weiß wie, in der freien Natur dahinlebte.

Er war den Indianern und ihrer Lebensweise sehr zugethan, denn diese betrachtete er als echte natürliche Freiheit und männlichen Lebensgenuß. Daheim hatte er stets einige indianische Gäste, welche sich um sein Haus herumtrieben, wie Hunde im Sonnenschein schliefen, oder Jagd- und Fischergeräth für eine neue Expedition in Stand setzten und Schießübungen mit Bogen und Pfeil anstellten.

Diese unstäten Geschöpfe hatte Heer Anthony so vollkommen unter seinem Befehl, wie ein Jäger seine Hunde, obwol sie den ruhigen Leuten seiner Nachbarschaft sehr zur Last fielen. Da er jedoch ein reicher Mann war, so wagte sich Niemand, seinen Launen zu widersetzen; sein Benehmen hatte übrigens auch etwas so Herzliches, Fröhliches, daß er dadurch bei Jedermann beliebt war. Er trällerte ein holländisches Lied, wenn er die Straße entlang schritt; grüßte Jeden schon eine Meile weit, und wenn er ein Haus betrat, so klopfte er den Hausvater vertraulich auf die Schultern, schüttelte ihm die Hand, bis er vor Schmerz brüllte, und küßte sein Weib und seine Töchter vor seinen Augen — kurz, Stolz oder üble Laune kannte Heer Anthony nicht.

Außer seinem indianischen Anhange hatte er auch drei oder vier arme Freunde unter den Weißen, die ihn als ihren Patron betrachteten, seine Küche heimsuchten und sich der Gunst erfreuten, gelegentlich auf seine Expeditionen mitgenommen zu werden. Mit einer Schar solcher Anhänger war er gegenwärtig in einer Pinasse, die er zu seinem eigenen Vergnügen unterhielt, auf einer Kreuzfahrt längs der Ufer des Hudson begriffen. Es befanden sich zwei Weiße bei ihm, die zum Theil nach Indianerweise, mit

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0217-8

Mocassins und Jagdhemden, bekleidet waren; seine übrige Mannschaft bestand aus vier Lieblingsindianern. Sie waren ohne bestimmten Zweck in der Gegend des Flusses umhergestreift, bis sie, in die Hochlande gelangt, hier einige Tage zugebracht und Jagd auf das Rothwild gemacht hatten, welches sich noch in diesen Bergen aufhielt.

„Es ist ein glücklicher Umstand, junger Mann", sagte Anthony Van der Heyden, „daß Ihr heute über Bord geworfen worden seid; denn morgen früh treten wir bei Zeiten unsern Heimweg an, und dann hättet Ihr Euch vergebens in diesen Bergen nach einer Mahlzeit umsehen können — aber rührt euch, rührt euch, ihr Burschen! Laßt sehen, was wir zum Abendessen haben; der Kessel hat lange genug gekocht; mein Magen bellt entsetzlich, und ich wette, unser Gast ist auch nicht in der Stimmung, eine Mahlzeit zu verachten."

Nun ging es in dem kleinen Lager gar geschäftig her. Einer nahm den Kessel vom Feuer und schüttete einen Theil des Inhalts in eine große hölzerne Schüssel. Ein Anderer machte ein plattes Felsstück zum Tische zurecht, während ein Dritter verschiedene Geräthschaften aus der Pinasse brachte, die nahebei am Ufer lag; und Heer Anthony holte in eigener Person ein paar Flaschen köstlichen Getränks aus seinem Vorrathskasten, denn er kannte seine guten Gesellen zu wohl, um irgend einem von ihnen den Schlüssel anzuvertrauen.

Eine einfache aber kräftige Mahlzeit war nun bald aufgetischt. Sie bestand aus Wildpret frisch aus dem Kessel nebst kaltem Speck, gekochtem türkischen Weizen und gewaltigen Stücken guten hausbackenen Schwarzbrots. Nie hatte Dolph eine köstlichere Mahlzeit gehalten, und als er sie durch zwei oder drei Züge aus Anthony's Flasche hinabgespült hatte, als er fühlte, wie ihm das wackere Getränk Wärme durch alle Adern goß und ihm so recht innig das Herz erquickte, da würde er seine Lage mit Niemand, selbst mit dem Statthalter der Provinz nicht vertauscht haben.

Auch der Heer Anthony ward munter und fröhlich und gab ein Dutzend lustige Geschichten zum Besten, über welche seine weißen Gefährten übermäßig lachten, während die Indianer, wie gewöhnlich, einen unerschütterlichen Ernst behaupteten.

„Das heißt wahres Leben, mein Junge!" sagte er, Dolph auf die Achsel klopfend; „ein Mann wird erst ein Mann, wenn er Wind und Wetter trotzen, Wälder und Wildnisse durchstreifen und unter einem Baume schlafen kann!"

Dann stimmte er ein paar Verse eines holländischen Trinklieds an, wobei er eine kurze, dicke, holländische Flasche in der Hand schwang,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0218-4

während seine Myrmidonen im Chor einstimmten, bis die Wälder wiederhallten, — wie es in dem guten alten Liede heißt:

Sie jauchzten, daß ringsum es wiederklang,
Sobald sie vom Dienste befreit;
Sie gingen zum Schmause mit fröhlichem Sinn
Und zechten voll Lustigkeit.

Inmitten seiner Lust vergaß indeß Heer Anthony nicht, nothwendige Rücksichten zu beobachten. Obwol er die Flasche Dolph überließ, um sich daran nach Gefallen gütlich zu thun, sah er doch stets darauf, daß seine übrigen Gefährten des Guten nicht zu viel thäten; denn er kannte die Leute, mit denen er es zu thun hatte, und den Indianern insbesondere gewährte er nur einen mäßigen Antheil. Als die Mahlzeit beendigt war und die Indianer ihren Branntwein getrunken und ihre Pfeifen geraucht hatten, wickelten sie sich in ihre Wolldecken, streckten sich, mit den Füßen gegen das Feuer, auf den Boden und schliefen bald, gleich ermüdeten Jagdhunden, ein. Die übrige Gesellschaft blieb plaudernd beim Feuer, dessen Annehmlichkeit und Behaglichkeit durch das Waldesdunkel und die vom letzten Unwetter noch feuchte Luft gesteigert wurde. Die Unterhaltung ließ nach und nach von dem lustigen Tone eines Tischgesprächs ab und wendete sich auf Jagdabenteuer, kühne Unternehmungen und Gefahren in der Wildniß; manche derselben waren so seltsam und unwahrscheinlich, daß ich sie nicht zu wiederholen wage, damit man gegen die Wahrheitsliebe Anthony Van der Heyden's und seiner Kameraden nicht Verdacht schöpfen möge. Auch erzählte man viele Sagen, die den Fluß und die Niederlassungen in seiner Nähe betrafen, denn in diesem schätzbaren Zweige des Wissens schien Heer Anthony gründlich bewandert zu sein. Während der kräftige Waidmann zwischen einer krummgewundenen Baumwurzel saß, die ihm als eine Art von Armstuhl diente, und er seine wilden Geschichten erzählte, indeß das Feuer grell auf sein starkmarkirtes Gesicht leuchtete, beschäftigte Dolph's Aufmerksamkeit abermals und zu wiederholten malen etwas, wodurch er an die Erscheinung im Gespensterhause erinnert wurde; es war eine unbestimmte Aehnlichkeit, die sich in keinem einzelnen besondern Zuge, sondern im Wesen seines Gesichts und ganzen Aussehens im Allgemeinen aussprach.

Man hatte aufs neue das Gespräch auf Dolph's Fall über Bord geleitet, und dieser Umstand führte zur Erinnerung an verschiedene Unfälle und sonderbare Drangsale, von welchen Reisende auf diesem großen Flusse, besonders in den frühern Perioden der Colonialgeschichte, heimgesucht worden waren, die meisten derselben schrieb Anthony ausdrücklich übernatürlichen Einflüssen zu. Dolph stutzte bei dieser Andeutung; der alte Herr aber versicherte ihm,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0219-3

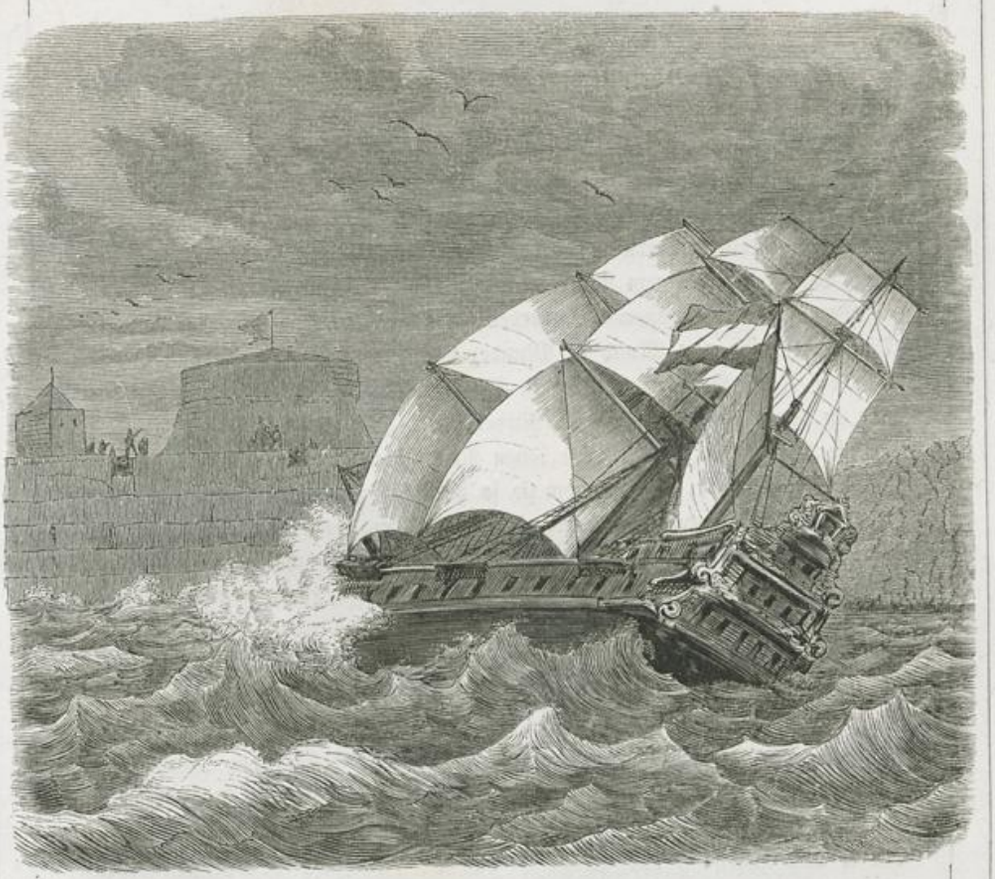
es herrsche unter den Ansiedlern längs des Flusses sehr allgemein der Glaube, daß diese Hochlande unter der Herrschaft übernatürlicher und bösartiger Wesen ständen, welche gegen die holländischen Colonisten in der ersten Zeit der Niederlassung einen besondern Groll gehegt zu haben schienen. Sie hätten deshalb auch von jeher besonderes Vergnügen darin gefunden, ihren Unmuth und ihre Launen an den holländischen Schiffern auszulassen und sie mit plötzlichen Stürmen, widrigen Winden, Gegenströmungen und Hindernissen aller Art zu plagen, sodaß ein holländischer Schiffer stets genöthigt gewesen wäre, äußerst vorsichtig und bedachtsam zu Werke zu gehen, sich mit der Dämmerung vor Anker zu legen, Segel einzuziehen, sobald er eine dicke tiefhängende Wolke sich über die Berge herwälzen sah, kurz, so viele Vorsichtsmaßregeln zu beobachten, daß er oft eine unglaublich lange Zeit gebraucht habe, um sich den Fluß hinaufzuarbeiten.

Manche, sagt er, hielten diese unheilvollen Mächte der Luft für böse Geister, welche in den frühesten Zeiten der Provinz von den indianischen Zauberern beschworen worden wären, um die Indianer an den Fremden zu rächen, die sie ihres Landes beraubt. Ihren Beschwörungen schrieben sie sogar das Misgeschick zu, welches dem berühmten Hendrick Hudson begegnete, als er so unerschrocken den Fluß hinaufsegelte, um eine nordwestliche Durchfahrt zu suchen und sein Schiff, wie er wenigstens glaubte, auf den Grund gerieth. Die Leute versichern dagegen, daß dies nichts Anderes gewesen als ein Zauberwerk jener nämlichen Beschwörer, welche den Seefahrer hindern wollten, in dieser Richtung nach China zu gelangen.

Die Meisten jedoch, bemerkte Heer Anthony, brächten die außerordentlichen Umstände, welche diesen Fluß betreffen, und die Verlegenheiten der Schiffer, die ihn befahren, mit der alten Sage vom Sturmschiff in Zusammenhang, welches bei Point-no-Point seinen Spuk trieb. Als er fand, daß Dolph von dieser Sage durchaus keine Kenntniß hatte, starrte ihn Heer Anthony einen Augenblick ganz erstaunt an und fragte verwundert, wo er sein Leben zugebracht haben müsse, wenn er von einem so wichtigen geschichtlichen Umstande nicht unterrichtet wäre? Um den Rest des Abends hinzubringen, trug er daher die Geschichte, insoweit ihn sein Gedächtniß unterstützte, mit denselben Worten vor, mit welchen sie Mynheer Selyne, ein früherer Poet der Neuen Niederlande, aufgezeichnet hat. Er schürte das Feuer von neuem, welches seine Funken wie ein kleiner Vulkan unter die Bäume emporsendete, setzte sich behaglich in seiner Baumwurzel zurecht, warf den Kopf zurück, indem er die Augen für eine Weile schloß, um sich gehörig zu besinnen, und erzählte dann folgende Sage.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0220-4

Das Sturmschiff.



In dem goldenen Zeitalter der Provinz der Neuen Niederlande, unter der Verwaltung Wouter Van Twiller's, sonst auch der Zweifler genannt, sahen sich die Bewohner der Manhattoesstadt an einem schwülen Nachmittage, gerade um die Zeit der Sommersonnenwende, durch einen fürchterlichen Gewittersturm in Unruhe versetzt. Der Regen stürzte in solchen Strömen herab, daß er in Schaum aufspritzte und am Boden hindampfte. Es war, als ob der Donner unmittelbar über den Dächern prasselte und rollte; den Blitz sah man um die St.-Nikolauskirche spielen und sich drei mal umsonst bestreben, ihren Wetterhahn zu treffen. Garret Van Horne's neuer Schornstein wurde fast von oben bis unten auseinandergerissen, und Doffur Mildeberger wurde sprachlos von seiner Stute niedergeworfen, als er gerade nach der Stadt ritt. Mit einem Worte, es war einer jener Stürme ohne Gleichen, die nur einmal in der Erinnerung der ehrwürdigen Person vorkommen, welche in allen Städten unter der Benennung des „ältesten Einwohners" bekannt ist.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0223-1

Groß war der Schrecken der guten alten Manhattoesfrauen. Sie riefen ihre Kinder zusammen und suchten Zuflucht in den Kellern, nachdem sie einen Schuh auf die Eisenspitze jeder Bettpfoste gehängt hatten, damit sie den Blitz nicht anziehen möchte. Endlich ließ der Sturm nach; der Donner dämpfte sich zu einem Gemurmel, und die sinkende Sonne, welche unter den zerrissenen Wolkenrändern hervorbrach, bestrahlte den breiten Spiegel der Bai, daß er gleich einem Meere flüssigen Goldes schimmerte.

Vom Fort war angemeldet worden, daß ein Schiff in die Bai einlaufe. Die Kunde ging von Mund zu Munde, von Straße zu Straße und brachte bald die kleine Hauptstadt völlig in Bewegung. Die Ankunft eines Schiffes war in jenen ersten Zeiten der Niederlassung ein höchst wichtiges Ereigniß für die Einwohner. Es brachte ihnen Nachrichten aus der Alten Welt, aus ihrem Geburtslande, von welchem sie so vollständig getrennt waren; mit dem jährlichen Schiffe erwarteten sie überdies ihren Bedarf an Luxusartikeln, ihre Putzwaaren, eine Menge angenehmer und selbst nothwendiger Gegenstände. Die gute Hausfrau konnte ihre neue Haube, ihren neuen Rock nicht eher erhalten, als bis das Schiff eintraf; der Handwerker erwartete mit demselben seine Werkzeuge, der Bürgermeister seine Pfeife und seinen Branntweinbedarf, der Schulknabe seinen Kreisel und seine Schnellkugeln, und der reiche Landbesitzer die Ziegel, womit er sein neues Haus bauen wollte. So sah denn ein Jeder, Reich und Arm, Groß und Klein, der Ankunft des Schiffes erwartungsvoll entgegen. Es war dieselbe das große Jahresereigniß der Stadt Neuamsterdam, und von einem Ende des Jahres bis zum andern bildete das Schiff — das Schiff — das Schiff — den beständigen Gegenstand der Unterhaltung.

Die Nachricht vom Fort lockte daher die Bevölkerung, welche begierig war, des ersehnten Gegenstandes ansichtig zu werden, nach der Batterie hinab. Da es nicht genau die Zeit war, um welche das Schiff erwartet wurde, so hatte man Muße zu mancherlei Betrachtungen. Zahlreiche Gruppen standen um die Batterie beisammen. Hier und da sah man einen Rathsherrn, gravitätischen Aussehens und seiner Würde sich bewußt, welcher seine Ansicht mit großer Zuversichtlichkeit gegen eine Schar alter Weiber und müßiger Jungen aussprach. An einer andern Stelle stand eine Gruppe alter in Wind und Wetter erprobter Kumpane, die ihrer Zeit Seeleute oder Fischer gewesen waren und bei solchen Gelegenheiten für große Autoritäten galten; diese waren in ihrer Ansicht getheilt und veranlaßten großen Streit unter ihren verschiedenen Anhängern; aber der Mann, auf welchen sich die Blicke zumeist richteten und den die Menge auf Schritt und Tritt folgte, war Hans Van Pelt, ein alter, zur Ruhe gesetzter holländischer Seecapitän,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0224-7

welcher in Schiffsangelegenheiten das Orakel des Ortes war. Er betrachtete das Schiff durch ein altes, mit getheerter Leinwand überzogenes Fernrohr, summte eine holländische Melodie und sagte nichts. Ein Summen Hans Van Pelt's hatte jedoch beim Publicum allezeit mehr Gewicht, als die Rede irgend eines Andern.

Inzwischen wurde das Schiff dem bloßen Auge kenntlicher; es war ein großes, rundes, holländisch gebautes Fahrzeug mit hohem Bug und Hintertheil und führte die holländische Flagge. Die Abendsonne vergoldete seine schwellenden Segel, als es über die langen wogenden Wellen daher glitt. Die Schildwache, welche die Ankunft des Schiffes gemeldet hatte, erklärte, daß sie es erst erblickt hätte, als es sich mitten in der Bai befand, und daß

es urplötzlich in Sicht getreten sei, als ob es gerade aus dem Schoose der schwarzen Wetterwolke selbst hervorgesegelt wäre. Die Umstehenden blickten Hans Van Pelt an, um zu hören, was er zu dieser Mittheilung sagen würde. Hans Van Pelt kniff seinen Mund fester ein und sagte nichts; darauf schüttelten Manche die Köpfe und Andere zuckten mit den Achseln.

Das Schiff wurde nun wiederholt angerufen, gab aber keine Antwort, sondern bewegte sich, am Fort vorübersegelnd, den Hudson hinauf. Man richtete eine Kanone gegen das Schiff, und da die Garnison nichts vom Artilleriewesen verstand, war es Hans Van Pelt, der sie lud und abfeuerte. Der Schuß schien durch das Schiff mitten hindurch zu gehen und auf der andern Seite das Wasser zu streifen; allein es schien, als würde davon gar keine Notiz genommen! Sehr seltsam war es, daß das Schiff mit allen Segeln direct gegen Wind und Flut segelte, welche beide den Fluß abwärts gingen. Darauf ließ Hans Van Pelt, welcher auch Hafenmeister war, sein Boot herbeiholen und fuhr ab, um an Bord des Schiffes zu gehen; allein nach mehrstündigem Rudern kehrte er unverrichteter Sache zurück. Manchmal war er dem Schiff auf hundert oder zweihundert Schritt nahe gekommen, aber in demselben Augenblicke war es wieder eine halbe Meile weit weggewesen. Einige sagten, das habe daher gerührt, daß seine etwas engbrüstigen und kurzathmigen Ruderer öfters Halt gemacht hätten, um Athem zu schöpfen und in ihre Hände zu spucken; allein vermuthlich war das eine bloße Verleumdung. Er kam indeß nahe genug, um die Mannschaft zu erkennen, welche durchweg holländische Tracht trug, und zwar die Offiziere Wämser und hohe Federhüte; Niemand am Bord gab einen Laut von sich; sie standen regungslos wie Bildsäulen und das Schiff schien ganz sich selber überlassen zu sein. So setzte es seinen Lauf stromaufwärts fort, während es im Abendsonnenscheine immer kleiner und kleiner wurde, bis es gleich einer kleinen weißen Wolke, die am Sommerhimmel hinwegschmilzt, aus dem Gesicht entschwand.

Das Erscheinen dieses Schiffes verursachte dem Statthalter eine der schwersten Sorgen, denen er jemals im ganzen Laufe seiner Verwaltung ausgesetzt gewesen. Man hegte Besorgniß für die Sicherheit der jungen Ansiedelungen am Flusse, denn es konnte ja ein verkapptes feindliches Schiff sein, welches sie in Besitz nehmen sollte. Zu wiederholten malen versammelte der Statthalter seinen Rath, um dessen Ansichten einzuholen. Er saß auf seinem Staatsstuhle, welcher von Holz aus dem heiligen Haine von Haag gebaut war, rauchte seine lange Jasminpfeife und hörte Alles an, was seine Räthe über einen Gegenstand zu sagen hatten, von welchem sie nichts wußten; allein trotz aller Vermuthungen der weisesten und ältesten Köpfe blieb der Statthalter so klug wie zuvor.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0226-8

Man sendete Boten nach verschiedenen Orten am Flusse ab, aber sie kehrten ohne alle Nachrichten zurück — das Schiff hatte nirgends angelegt. Tag um Tag und Woche um Woche vergingen, aber es kam den Hudson nicht wieder herab. Da indeß dem Rathe sehr viel an Nachrichten gelegen zu sein schien, so versorgte man ihn im Ueberflusse mit denselben. Die Capitäne der Schaluppen kamen selten an, ohne auszusagen, daß sie das seltsame Schiff an verschiedenen Stellen des Flusses erblickt hatten, und zwar bald bei den Pallisaden, bald jenseit Croton-Point, und bald in den Hochlanden; aber sie berichteten nie, daß sie es oberhalb der Hochlande gesehen hätten. Die Mannschaften der Schaluppen wichen allerdings im Allgemeinen in ihren Aussagen voneinander ab; doch dürfte dies von den unsichern Umständen hergerührt haben, unter denen sie das Schiff erblickt hatten. Bisweilen geschah es beim Leuchten eines Ungewitters, welches eine rabenschwarze Nacht erhellte und einen flüchtigen Anblick des Schiffes gestattete, während es durch die Tappaan-Zee oder die weite Wasserwüste der Haverstrawbai eilend hinflog. Mit großer Plötzlichkeit erschien es auch wol ab und zu dicht vor ihnen, als wäre es im Begriff, sie niederzurennen, und verursachte ihnen dann große Unruhe und Besorgniß; bei dem nächsten Blitze aber pflegte es sich schon wieder weit entfernt zu zeigen und zwar immer gegen den Wind segelnd. Bisweilen in stillen Mondnächten erblickte man es auch wol unter einer hohen Felswand der Hochlande, wo es, mit Ausnahme der in den Mondstrahlen schimmernden Marssegel, im tiefsten Schatten lag; sobald jedoch die Reisenden die Stelle erreichten, war kein Schiff mehr dort zu sehen; waren sie aber eine Strecke vorübergekommen und schauten zurück, sieh! da war es wiederum da, mit seinen Marssegeln im Mondschein! Sein Erscheinen fand stets entweder gleich nach, oder gleich vor, oder mitten im stürmischen Wetter statt, und allen Schiffern, sowie allen Reisenden auf dem Hudson war das Schiff unter dem Namen des Sturmschiffes bekannt.

Diese Berichte setzten den Statthalter und seinen Rath mehr denn je in Verlegenheit, und des Aufzählens würde kein Ende sein, wollte man die Vermuthungen und Ansichten alle wiederholen, welche über die Sache laut wurden. Einige erinnerten an Fälle, wie man an der Küste Neuenglands Schiffe gesehen habe, welche von Hexen und Gespenstern gerudert wurden. Der alte Hans Van Pelt, welcher mehr als einmal die holländische Colonie am Cap der guten Hoffnung besucht hatte, behauptete, es müßte der Fliegende Holländer sein, welcher solange in der Tafelbai gespukt, nun aber, da er dort nirgends einlaufen gekonnt, einen andern Hafen gesucht hätte. Andere meinten, wenn es wirklich eine übernatürliche Erscheinung sei, so habe man

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0227-4

allen Grund zu glauben, daß es Hendrick Hudson und seine Mannschaft vom Halbmond sein möchte; denn es war ja wohlbekannt, daß derselbe in der obern Gegend des Flusses einmal gestrandet war, als er eine nordwestliche Durchfahrt nach China suchte. Der Statthalter legte sehr wenig Gewicht auf diese Ansicht, anderweit aber fand sie zahlreiche Anhänger, denn es war bereits ruchbar geworden, daß Hendrick Hudson und seine Leute im Kaatskillgebirge spukten, und so lag denn der Gedanke sehr nahe, daß sein Schiff den Fluß heimsuchte, wo das Unternehmen gescheitert war, oder daß es die gespenstische Mannschaft zu ihren periodischen Gelagen im Gebirge führte.

Andere Ereignisse traten ein, welche die Gedanken und Sorgen des weisen Wouter und seines Rathes in Anspruch nahmen, und das Sturmschiff hörte auf, ein Gegenstand der Berathung in ihrer Versammlung zu sein. Es blieb jedoch ein Gegenstand des Volksglaubens und wunderbarer Sagen, so lange die holländische Herrschaft bestand und namentlich noch unmittelbar vor der Einnahme Neuamsterdams und der Unterwerfung der Provinz durch das englische Geschwader. Um diese Zeit sah man das Sturmschiff wiederholt in der Tappaan-Zee und um Weehawk, ja selbst bis Hoboken herab, und man glaubte, daß sein Erscheinen den nahenden Sturm in den Staatsangelegenheiten und den Fall der holländischen Herrschaft vorbedeutet hätte.

Seit dieser Zeit haben wir keine authentischen Berichte von dem Schiffe, obwol man sagt, daß es noch immer in den Hochlanden spukt und um Point-no-Point kreuzt. Die längs des Stromes wohnenden Leute behaupten, daß sie es bisweilen in Sommermondnächten sehen und daß sie in einer tiefen stillen Mitternacht den Gesang der Mannschaft, wie er beim Aufwinden des Senkbleis üblich ist, gehört hätten; allein längs der gebirgigen Ufer und um die weiten Buchten und breiten Flächen dieses großen Flusses wird das Auge und Ohr so leicht getäuscht, daß ich offen gestanden darüber starke Zweifel hege.

Gleichwol ist es gewiß, daß man bei Stürmen in diesen Hochlanden seltsame Dinge gesehen hat, die, wie man glaubt, mit der alten Geschichte von dem Schiffe im Zusammenhang stehen. Die Capitäne der Stromfahrzeuge sprechen von einem kleinen misgestalteten holländischen Kobold in Pluderhosen und spitzigem Hute, mit einem Sprachrohr in der Hand, welcher sich um den Dunderberg*) aufhält. Sie erklären, daß sie ihn mitten im Toben stürmischen Wetters gehört hätten, wie er auf holländisch Befehle ertheilte, um einen frischen Windstoß pfeifen oder einen neuen Donnerschlag losbrechen zu lassen. Bisweilen wäre er von einer Schar kleiner Koboldchen in weiten

*) D. h. der Donnerberg, so genannt wegen seines Echos.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0228-0

Hosen und kurzen Wämsern umgeben gesehen worden, welche sich in Gewölk und Nebel wild durcheinander tummelten und tausend Luftsprünge machten oder wie ein Fliegenschwarm um Anthony's Nose summten, und daß zu

solchen Zeiten das Tosen des Sturmes stets am größten wäre. Einst wurde eine Schaluppe, als sie am Dunderberg vorübersegelte, von einem Gewittersturm ereilt, welcher sausend um den Berg herkam und gerade über dem Schiffe loszubrechen schien. Obwol stark gebaut und wohl mit Ballast ver-

sehen, litt es doch furchtbar, bis endlich das Wasser einströmte. Alle Schiffer waren erstaunt, als sie entdeckten, daß ein kleiner weißer spitziger Hut auf der Mastspitze saß, welchen man sogleich als das Eigenthum des Herrn vom Dunderberg erkannte. Niemand wagte jedoch zur Mastspitze zu steigen und diesen fürchterlichen Hut zu beseitigen. Die Schaluppe wurde ununterbrochen umhergestoßen und geschüttelt, als ob es um ihren Mast geschehen sein sollte. Sie befand sich in beständiger Gefahr, umzuschlagen oder auf den Strand geworfen zu werden. So herumgeworfen fuhr sie durch die ganze Strecke der Hochlande, bis sie an der Pollopolsinsel vorübergekommen war, wo, wie man sagt, der Gerichtsbezirk des Dunderbergfürsten aufhört. Kaum hatte sie diese Grenze überschritten, als auch sofort der kleine Hut sich wie ein Kreisel in die Luft empordrehte, alles Gewölk in einen Wirbel aufrollte und es nach dem Gipfel des Dunderbergs zurückwälzte, während zu gleicher Zeit die Schaluppe ihre ordentliche Lage wieder einnahm und so ruhig wie in einem Mühlteiche weitersegelte. Nichts rettete sie vom völligen Untergange, als der glückliche Umstand, daß ein Hufeisen an den Mast genagelt war; es ist dies eine weise Vorsichtsmaßregel gegen böse Geister, welche seitdem von allen holländischen Capitänen, die diesen verzauberten Fluß befahren, beobachtet worden ist.

Eine andere Geschichte von diesem Schlechtwetterkobold hat der Schiffer Daniel Duslesticker erzählt, von welchem bekannt ist, daß er sich nie einer Lüge schuldig gemacht hat. Er erklärte, daß er den Geist in einem heftigen Sturme auf seinem Bugspriet reiten und so die Schaluppe nach dem Ufer, direct gegen Anthony's Nose, führen sah; daß er jedoch durch Dominie Van Gieson aus Esopus, der sich glücklicherweise am Bord befand, vertrieben wurde, indem dieser Geistliche den Gesang des heiligen Nikolaus anstimmte, worauf sich der Kobold in die Luft warf, wie ein Ball, und sich in einem Wirbelwind von dannen hob, dabei jedoch die Nachtmütze der Frau des Dominie mit fortnahm; man fand dieselbe am nächsten Sonntagsmorgen mindestens vierzig Meilen entfernt auf dem Wetterhahn des Kirchthurms in Esopus! Nachdem mehre Ereignisse dieser Art stattgefunden hatten, wagten die regelmäßigen Schiffer des Flusses eine Zeitlang nicht mehr den Dunderberg zu passiren, ohne ihre Mastspitze zu senken, um damit dem Herrn des Berges ihre Huldigung damit auszudrücken; man bemerkte, daß Alle, welche diesen Tribut des Respects zollten, unbelästigt vorüberkamen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0230-0

„So", sagte Anthony Van der Heyden, „lauten einige der Geschichten, die der Poet Selyne in Betreff dieses Sturmschiffes niedergeschrieben hat, welches, wie er versichert, die Colonie heilloser Kobolde aus einem alten gespensterreichen Lande Europas in die Provinz herüberbrachte. Wenn es sein müßte, könnte ich Euch noch unzählige Fälle derselben Art mittheilen; denn alle Unfälle, denen die Schiffahrt in den Hochlanden so häufig unterworfen ist, werden den Streichen dieser Kobolde vom Dunderberg zugeschrieben; aber ich sehe, daß Ihr schon einnickt, so wollen wir uns denn unserer Nachtruhe überlassen.*)"

Der Mond hatte soeben seine Silberhörner über dem runden Rücken des alten Bull-Hill emporgestreckt, beleuchtete die grauen Felsen und wilden Wälder und schimmerte auf dem wogenden Busen des Flusses. Der Nachthau fiel und die zuvor düstern Berge begannen in dem thauigen Lichte eine

*) Unter den Gebilden des Aberglaubens, welche während der ersten Zeiten der Niederlassungen in den Colonien vorherrschten, scheinen die Gespensterschiffe eine besondere Rolle gespielt zu haben. Die abergläubischen Phantasien der Menschen halten sich stets gern an die Gegenstände, welche zu ihren täglichen Beschäftigungen gehören. Das einsame Schiff, welches von Jahr zu Jahr gleich einem Raben in die Wildniß kam und den Bewohnern einer Niederlassung die Lebensbequemlichkeiten einer Welt brachte, von welcher sie abgeschnitten waren, konnte gar leicht, im Schlafen und im Wachen, der Gegenstand ihrer Träume sein. Sah man gelegentlich vom Strande aus ein Segel in diesen noch jetzt einsamen Seen am Horizont hingleiten, so gab dies Anlaß zu vielen Gesprächen und Vermuthungen. Einer der frühesten Schriftsteller Neuenglands erwähnt eines von Hexen bemannten Schiffes, an dessen Mittelmast ein großes Pferd stand. Ich habe irgendwo eine andere Geschichte von einem Schiffe gefunden, welches bei schönem, sonnigem, ruhigem Wetter mit vollen Segeln an den Strand lief und in dessen Kajüte eine Tafel gedeckt war, als sollte eine Anzahl Gäste bewirthet werden, während doch kein lebendiges Wesen am Bord weilte. Diese Gespensterschiffe segelten stets dem Winde entgegen oder durchfurchten ihre Bahn mit großer Schnelligkeit, indem sie die glatte See in ihrer Nähe aus dem Grunde aufwühlten, wenn auch kein Hauch die Luft bewegte.

Moore hat eine dieser Seesagen sehr schön in einem Gedicht behandelt, welches in kleinem Umfange das Wesentliche dieser Gattung übernatürlicher Dichtung enthält. Ich spreche von seinem nach der Todteninsel segelnden Gespensterschiffe.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0231-5

graue luftige Färbung anzunehmen. Die Jäger schürten das Feuer und thaten aufs neue Holz hinzu, um die feuchte Nachtluft weniger empfindlich zu machen. Dann bereiteten sie für Dolph unter einem Felsüberhange ein Lager aus Zweigen und trockenem Laube, während sich Anthony Van der Heyden in einen weiten aus Fellen gemachten Mantel wickelte und vorn am Feuer hinstreckte. Es währte indeß einige Zeit, bevor Dolph seine Augen schließen konnte. Er betrachtete die seltsame Scene vor ihm, die wilden Wälder und Felsen ringsum, das Feuer, welches wechselnd die Gesichter der schlafenden Indianer beleuchtete, und Mynheer Anthony, welcher ihn so auffällig, wenn auch in unklarer Weise, an den nächtlichen Gast des Gespensterhauses gemahnte. Dann und wann vernahm er das Geschrei eines Thieres aus dem Walde, oder auch den Ruf einer Eule, oder die Töne des Whippurwill, der in diesen Einöden häufig zu sein schien; auch ließ sich wol das Geplätscher eines Störs hören, der sich aus dem Flusse emporschnellte und in voller Länge auf die ruhige Wasserfläche zurückfiel. Er verglich alles Dies mit seinem gewohnten Neste in der Dachstube der Doctorwohnung, wo er des Nachts weiter nichts hörte, als den Stundenschlag der Kirchuhr, die schläferige Stimme des Nachtwächters, welcher absang, daß Alles gut stände; ferner das tiefe Schnarchen der kolbigen Doctornase von unten herauf, und dann etwa noch das behutsame Nagen einer Zimmermannsratte in der Bretterwand. Dann wendeten sich seine Gedanken der armen alten Mutter zu; was mochte sie von seinem geheimnißvollen Verschwinden denken, welche Sorge, welchen Kummer mochte sie nicht erdulden? Dieser Gedanke drängte sich ihm beständig auf und verbitterte ihm den Genuß der Gegenwart. Er erfüllte ihn mit einem schmerzlichen, vorwurfsvollen Gefühle, und so sank er endlich in Schlaf, während ihm die Thränen noch in den Augen standen.

Wäre diese Erzählung nur ein Werk der Phantasie, so böte sich hier eine schöne Gelegenheit, um seltsame Abenteuer in diesen wilden Bergen und unter diesen umherstreifenden Jägern einzuflechten; ich könnte meinen Helden, nachdem ich ihn in eine Menge Gefahren und Schwierigkeiten verwickelt hätte, aus all diesen Bedrängnissen durch irgend einen wundersamen Kunstgriff befreien; aber da es sich hier um eine durchaus wahre Geschichte handelt, so muß ich mich mit einfachen Thatsachen begnügen und an Wahrscheinlichkeiten halten.

Nach einem tüchtigen Frühstück brach das Lager am nächsten Tage bei guter Zeit auf und unsere Abenteuerer schifften sich in der Pinasse Anthony Van der Heyden's ein. Da es für die Segel an Wind fehlte, so ruderten die Indianer das Fahrzeug gemächlich fort, dabei zu einer Art von Gesang eines der Weißen Tact haltend. Der Tag war heiter und schön; der Fluß schlug

keine Wellen, und das Fahrzeug ließ, während es die Spiegelfläche durchschnitt, eine lange geschlängelte Furche hinter sich. Die Krähen, welche den Jägerschmaus gewittert hatten, schwärmten bereits zahlreich in der Luft über der Stelle, welche ein zwischen den Bäumen aufsteigender dünner blauer Rauch als die Stätte des letzten Nachtquartiers bezeichnete. Während man am Fuße der Berge hinfuhr, zeigte Heer Anthony Dolph einen Fischadler, den Gebieter dieser Gegend, welcher auf einem dürren Baume saß, der sich über den Fluß hervorstreckte. Er schien, mit aufwärts gerichtetem Auge, den Glanz der Morgensonne einzusaugen. Das Nahen der Schiffer störte die Betrachtungen des Monarchen. Er streckte erst einen Flügel aus, dann den andern, wiegte sich einen Augenblick und kreiste dann, mit würdevoller Gelassenheit von seinem Sitz auffliegend, langsam über ihren Köpfen. Dolph ergriff eine Flinte und schickte ihm eine Kugel nach, die ihn einer seiner Schwungfedern beraubte. Der Knall der Flinte sprang scharf von Fels zu Fels und weckte ein tausendfaches Echo; aber der Monarch der Luft segelte ruhig fort, stieg höher und höher und kreiste im Steigen immer weiter, indem er an der grünen Einbiegung des waldigen Gebirgs emporschwebte, bis er endlich hinter dem Gipfel einer steilen Bergwand verschwand. Diese stolze Ruhe erschien Dolph gewissermaßen wie ein Verweis, und er machte es sich beinahe zum Vorwurf, diesen majestätischen Vogel so muthwillig beleidigt zu haben. Heer Anthony sagte ihm lachend, er möge nicht vergessen, daß er sich noch im Gebiete des Herrn vom Dunderberg befände, und ein alter Indianer bemerkte kopfschüttelnd, es sei kein Glück dabei, einen Adler zu tödten; vielmehr müsse der Jäger immer darauf bedacht sein, ihm einen Theil seiner Beute zu überlassen.

Sie wurden jedoch durch keinen Zwischenfall auf ihrer Reise gestört. Fröhlich schifften sie durch herrliche und einsame Landschaften, bis sie die Stelle erreichten, wo an der äußersten Grenze der Hochlande die Pollopolsinsel gleich einer schwimmenden Gartenlaube lag. Hier landeten sie, bis sich die Hitze des Tages mildern oder ein frischer Wind sich erheben würde, der die Ruderarbeit unnöthig machte. Einige bereiteten das Mittagsmahl, während Andere im Schatten der Bäume in behaglicher Sommerträgheit ruheten und den schläferigen Blick an der Schönheit der umgebenden Scenerie weideten. Auf der einen Seite zeigten sich die riesigen und wildgestalteten Hochlande, welche bis zum Gipfel mit Wald bekleidet waren und ihren Schatten auf den Wasserspiegel warfen, der sich zu ihren Füßen sanft kräuselte. Auf der andern Seite übersah man eine weite Strecke des Stromes, der sich hier fast zu einem See erweiterte, mit langen sonnigen Flächen und grünen Vorgebirgen, und in der Ferne zogen sich die Hawungunkberge längs

eines klaren Horizontes hin, nur hier und da durch ein leichtes Gewölk unterbrochen.

Doch ich enthalte mich, die einzelnen Umstände bei ihrer Kreuzfahrt längs des Flusses weiter aufzuzählen. Dieses unstete, amphibienartige Leben, dieses Hingleiten über silberne Wasserflächen und an wilden Waldufern vorbei, dieses lustige Mahlzeithalten an schattigen Vorgebirgen, wo sich der Baum über ihrem Kopfe wölbte, der Fluß seinen leichten Schaum bis zu ihren Füßen kräuselte und sich fernes Gebirge, Fels, Baum, schneeiges Gewölk und tiefblauer Himmel, Alles in sommerlicher Schönheit vor dem Blick vereinigte — Alles dies würde, obwol es in der Wirklichkeit den Genießenden nie sättigt, dennoch ermüdend in der Erzählung sein.

Schlugen sie am Ufer ihr Lager auf, so gingen Einige von der Gesellschaft in den Wald auf die Jagd; Andere fischten; bisweilen unterhielten sie sich mit Schießen nach einem Ziele, mit Springen, Laufen, Ringen; Dolph erwarb sich in hohem Grade die Gunst Anthony Van der Heyden's durch seine Geschicklichkeit und Gewandtheit in allen diesen Uebungen, welche Mynheer als die höchsten männlichen Fertigkeiten betrachtete.

So zogen sie lustig an dem Gestade hin, indem sie nur die angenehmen Stunden zur Reise wählten, bald in der kühlen Morgendämmerung, bald im ruhigen Zwielichte des Abends, und bisweilen auch wenn der Mondschein die gekräuselten Wellen beglänzte, die an den Seiten ihres kleinen Fahrzeugs hinflüsterten. Nie hatte sich Dolph so vollständig in seinem Elemente gefühlt, nie hatte er noch etwas gefunden, was so ganz seinem Geschmacke zusagte, wie dieses wilde, dem Zufall anheimgegebene Leben. Er war der rechte Mann, um mit Anthony Van der Heyden in seiner Lust am Herumschweifen übereinzustimmen, und er gewann die Zuneigung desselben immer mehr. Das Herz des alten Waldschwärmers neigte sich völlig dem jungen Manne zu, welcher zu seinem eigenen Ebenbilde herangewachsen schien, und als sie sich dem Ende der Reise näherten, konnte er sich nicht enthalten, etwas genauer nach der Geschichte Dolph's zu forschen. Dieser schilderte ihm ohne Rückhalt seinen Lebenslauf, seine harten medicinischen Studien, seine geringen Fortschritte und seine sehr unsichern Aussichten. Mynheer misbilligte es höchlich, als er vernahm, daß solche erstaunliche Talente und Fertigkeiten unter einer Doctorperücke verschlossen und begraben werden sollten. Er hegte eine grenzenlose Verachtung gegen die Heilkunst, denn er hatte nie irgend einen andern Arzt als den Fleischer gehabt. Er nährte überhaupt einen unauslöschlichen Haß gegen Studien jeder Art, seitdem er als Knabe einmal wegen eines unverständlichen Buches Schläge erhalten hatte. Der Gedanke aber, daß ein junger Bursche wie Dolph, der solche wunderbare Fertigkeiten besaß

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0234-2

und schießen, fischen, laufen, springen, reiten und ringen konnte, genöthigt sein sollte, ums liebe Brot Pillen zu drehen und Tränke zu verordnen — dieser Gedanke war für ihn schaudererregend! Er ließ Dolph guten Muthes sein, rieth ihm aber, „Medicin den Hunden zu überlassen"; denn ein junger Bursche von seinen außerordentlichen Anlagen könne sein Glück in der Welt nicht verfehlen. „Da Ihr keine Bekannten in Albany zu haben scheint", sagte Heer Anthony, „so werdet Ihr mich in mein Haus begleiten und unter meinem Dache mit mir wohnen, bis sich eine Aussicht für Euch eröffnet; inzwischen wollen wir gelegentlich miteinander schießen und fischen, denn es wäre ewig schade, wenn solche Talente versauern sollten."

Dolph, welcher durch nichts und an nichts gebunden war, ließ sich ohne Schwierigkeit bereden. Während er übrigens alle Umstände bei sich erwog, und zwar in sehr reiflicher und bedachtsamer Weise, konnte er nicht umhin, zu glauben, daß Anthony Van der Heyden mit der Geschichte des Gespensterhauses in irgend einem nähern oder entferntern Zusammenhange stehen müsse, und daß das Misgeschick in den Hochlanden, welches sie so wunderbar zusammengeführt hatte, auf diese oder jene Weise zu etwas Gutem führen würde. Dieses „auf diese oder jene Weise" ist in der That das geeignetste Mittel, um einen Mann mit den Umständen auszusöhnen; es ist der beste Halt für einen vorschnellen Unternehmer und langsamen Ueberleger wie Dolph Heyliger; und fürwahr, wer auf diese leichte Manier an geschehenes Uebel bevorstehendes Glück anzuknüpfen vermag, der besitzt ein Geheimniß des Glücks, welches fast dem Besitze des Steines der Weisen gleichkommt.

Bei ihrer Ankunft in Albany schien Dolph's Gefährte durch sein Erscheinen allgemeine Freude zu erregen. Zahlreich waren die Bewillkommnungsrufe am Strande und die Begrüßungen in den Straßen; die Hunde sprangen vor ihm in die Höhe, die Knaben jauchzten, wo er vorüberkam; Jedermann schien Anthony Van der Heyden zu kennen. Dolph folgte ihm schweigend, indem er die Nettigkeit dieses würdigen Ortes bewunderte; denn in jenen Tagen stand Albany noch in all seinem Glanze, indem es fast ausschließlich von den Nachkommen der ursprünglichen holländischen Ansiedler bewohnt, und von den rastlosen Leuten Neuenglands noch nicht entdeckt und colonisirt war. Alles war ruhig und in guter Ordnung; Alles geschah mit Phlegma und Muße; da gab es keine Hast, kein Getümmel, kein Ringen und Kämpfen ums tägliche Brot. Das Gras wuchs in den ungepflasterten Straßen und labte das Auge durch sein frisches Grün. Hohe Sycamoren oder auch Hängeweiden beschatteten die Häuser, und Raupen hingen an langen Seidenfäden von den Zweigen herab, oder Schmetterlinge flatterten um sie wie Stutzer umher und freuten sich ihrer fröhlichen Verwandelung. Die Häuser

waren nach alter holländischer Weise gebaut und wendeten ihre Giebel der Straße zu. Die betriebsame Hausfrau saß auf einer Bank vor ihrer Thür, angethan mit enger Haube, buntgeblümtem Rocke, weißer Schürze, und war eifrig mit Stricken beschäftigt. Der Mann rauchte auf der Bank zur andern Seite der Thür seine Pfeife, und das kleine Lieblingsnegermädchen, welches auf der Stufe zu den Füßen seiner Gebieterin saß, beschäftigte sich fleißig mit seiner Nadel. Die Schwalben spielten um die Dächer oder streiften längs der Straßen und brachten eine reiche Beute für das schreiende Junge heim; der zahme Zaunkönig flog in einem liliputischen Hause oder auch einem alten, an die Wand genagelten Hute aus und ein. Die Kühe kamen heim und brüllten durch die Straßen, um an ihres Herrn Thür gemolken zu werden; und befanden sich etwa einige säumige Nachzügler darunter, so wurden sie von einem Negerjungen mit einem langen Stecken sanft heimwärts getrieben.

Dolph's Gefährte erhielt, bei wem er auch vorüberkam, ein ruhiges Nicken von den Bürgern und ein freundliches Wort von ihren Frauen; alle nannten ihn vertraulich mit seinem Vornamen Anthony, denn in dieser Patriarchenstadt, wo alle miteinander von Kindheit aufgewachsen waren, pflegte man Jedermann beim Taufnamen zu nennen. Mynheer hielt sich nicht bei seinen gewöhnlichen Späßen mit ihnen auf, denn er war ungeduldig, nach Hause zu kommen. Endlich erreichten sie seine Wohnung. Das Haus war ziemlich ansehnlich und im holländischen Stile gebaut. Auf den Giebelspitzen befanden sich große eiserne Figuren, welche das Datum der Erbauung angaben und zeigten, daß es in den frühesten Zeiten der Niederlassung aufgeführt worden war.

Die Kunde von Mynheer Anthony's Ankunft war ihm vorausgeeilt, und die ganze Hausgenossenschaft sah ihm entgegen. Eine Schar Neger, groß und klein, hatte sich vor dem Hause versammelt, um ihn zu empfangen. Die alten Weißköpfe, die in seinem Dienste ergraut waren, grinsten vor Freude und machten mancherlei linkische Verbeugungen und Grimassen, und das kleine Volk tummelte sich in lustigen Sprüngen um seine Knie. Aber das glücklichste Wesen unter Allen im Hause war ein rundes blühendes Mädchen, sein einziges Kind und der Liebling seines Herzens. Sie sprang ihm aus dem Hause entgegen, aber der Anblick eines fremden jungen Mannes an ihres Vaters Seite erfüllte sie auf einen Augenblick mit all der Verschämtheit eines in stiller Häuslichkeit erzogenen Mädchens. Dolph blickte voll Staunen und Entzücken auf sie; er meinte, noch nie etwas Hübscheres in Frauengestalt gesehen zu haben. Sie war nach dem guten alten holländischen Geschmacke, mit langem Mieder und kurzem faltenreichen Rocke be-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0236-4

kleidet, einer Tracht, welche für die weibliche Gestalt so vortheilhaft ist. Ihr unter einer kleinen runden Haube aufgebundenes Haar ließ die schöne Stirn völlig frei; sie besaß hübsche, blaue, lachende Augen, eine zierliche, schlanke Taille, einen sanft wogenden Busen — mit einem Worte, sie war eine

kleine holländische Fee, und Dolph, den ein neuer Eindruck nie auf halbem Wege stehen bleiben ließ, war sogleich zum Rasendwerden verliebt in sie.

Dolph wurde nun mit einem herzlichen Willkommen im Hause eingeführt. Das Innere zeigte ein Gemisch von Mynheer Anthony's Geschmack und Gewohnheiten und dem reichen Ueberflusse seiner Vorfahren. Die Zimmer waren mit gutem alten Mahagonigeräth möblirt; die Schenktische und Schränke schimmerten von Silbergeschirr und gemaltem Porzellan. Ueber dem Kamin

des Gesellschaftszimmers befand sich, wie üblich, das Familienwappen unter Glas und Rahmen; darüber hing eine lange Vogelflinte, mit einer indianischen Tasche und einem Pulverhorn zur Seite. Das Zimmer war mit mancherlei indianischen Gegenständen ausgeschmückt, z. B. mit Friedenspfeifen, Tomahawks, Scalpirmessern, Jagdtaschen und Wampumgürteln; auch befanden sich verschiedene Fischergeräthschaften und einige Vogelflinten in den Winkeln des Zimmers. Die Angelegenheiten des Haushalts schienen in gewissem Maße nach dem Geschmacke des Herrn geleitet zu werden, verdankten aber vielleicht dem wenig bemerkbaren ruhigen Eingreifen der Tochter eine Nachbesserung. Ein hoher Grad patriarchalischer Einfachheit und gutmüthiger Nachsicht waltete darin. Die Neger kamen ungerufen ins Zimmer, blos um ihren Herrn zu sehen und seine Abenteuer zu hören; lauschend standen sie an der Thür, bis er eine Geschichte beendigt hatte, und dann gingen sie mit lachendem Gesicht fort, um die Erzählung in der Küche zu wiederholen. Ein paar Lieblingsnegerkinder spielten mit den Hunden am Boden und theilten ihr Butterbrot mit ihnen. Alle Dienstleute sahen kräftig und glücklich aus, und als der Tisch zur Abendmahlzeit gedeckt wurde, zeigte die Mannichfaltigkeit und der Ueberfluß an guten Dingen aus Keller und Speisekammer von der unumschränkten Freigebigkeit des Hausherrn und der trefflichen Wirthschaftlichkeit seiner Tochter.

Am Abend fanden sich verschiedene Biedermänner des Orts ein, die Van Rennsellaers, die Ganseports, die Rosebooms und andere gute Bekannte Anthony Van der Heyden's, um eine Schilderung seiner Expedition anzuhören; denn er war der Sinbad von Albany, und seine Thaten und Abenteuer waren Lieblingsgegenstände der Unterhaltung unter den Einwohnern. Während man plaudernd um die Thür des Saales beisammensaß und lange Wundergeschichten erzählte, unterhielt Dolph seinerseits die Tochter auf einer Fensterbank. Er war bereits vertraut mit ihr geworden, denn jene Zeiten wußten nichts von falscher Zurückhaltung und leerer Ceremonie. Ueberdies ist für die Bewerbung eines Liebhabers nichts günstiger, als die angenehme Dämmerung eines langen Sommerabends; diese gibt der schüchternsten Zunge Muth und verbirgt das Erröthen des Verschämten. Nur die Sterne flimmerten hell, oder dann und wann auch ein Leuchtkäfer, welcher sein flüchtiges Licht vor dem Fenster schimmern ließ oder sich ins Zimmer verirrte und glänzend an der Decke umherflog.

Was ihr Dolph an diesem langen Sommerabend ins Ohr flüsterte, läßt sich unmöglich angeben; seine Worte waren so leise und undeutlich, daß sie das Ohr des Historikers nie erreichten. Indeß waren sie wahrscheinlich nicht in den Wind gesprochen, denn er besaß ein natürliches Talent, sich den

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0238-5

Damen angenehm zu machen, und befand sich nie lange in der Gesellschaft einer Schönen, ohne ihr gebührend seine Huldigung darzubringen. Inzwischen nahmen die Gäste, Einer nach dem Andern, Abschied; Anthony Van der Heyden, welcher sich selbst in Schlaf geredet hatte, saß nickend allein auf seinem Stuhle an der Thür, als er plötzlich durch einen herzhaften Kuß geweckt

wurde, womit Dolph Heyliger unvorsichtig eine seiner Perioden abgeschlossen hatte und welcher wie ein Pistolenschuß durch das stille Zimmer schallte. Mynheer fuhr empor, rieb sich die Augen, rief nach Licht und bemerkte, es wäre hohe Zeit, zu Bett zu gehen; beim Gutenachtsagen drückte er jedoch Dolph herzlich die Hand, blickte ihm freundlich ins Gesicht und wiegte dabei den Kopf mit schlauer Miene, denn er erinnerte sich gar wohl, wie er in dem Alter des jungen Mannes selber gewesen war.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0239-4

Das Zimmer, in welchem unser Held untergebracht wurde, war geräumig und mit Eichenholz getäfelt. Es war mit Kleiderschränken und gewaltigen Komoden möblirt, welche gut gebohnt und mit blitzenden Messingzierathen versehen waren. Sie enthielten einen reichen Vorrath an Wäsche; denn die holländischen Hausfrauen setzten stets einen löblichen Stolz darin, ihre häuslichen Schätze gern vor Fremden sehen zu lassen.

Dolph's Herz war indeß zu voll, um den umgebenden Gegenständen besondere Beachtung zu schenken; doch konnte er nicht umhin, die gastfreie treuherzige Gemüthlichkeit dieses Hauswesens mit der hungerleiderischen, schmuzigen, freudlosen Wirthschaft beim Doctor Knipperhausen zu vergleichen. Bei alledem blieb jedoch etwas vorhanden, wodurch der Genuß gestört wurde, nämlich der Gedanke, daß er von dem gutherzigen Wirthe und der hübschen Wirthin wieder Abschied nehmen und abermals aufs Gerathewohl in die Welt hinauswandern müsse. Länger dazubleiben erschien ihm als Thorheit, denn er konnte dabei nur tiefer in die Fesseln der Liebe gerathen, und für einen armen Burschen wie ihn, war es geradezu Wahnsinn, sich um die Tochter des großen Heer Van der Heyden bewerben zu wollen. Gerade die Freundlichkeit, womit ihm das Mädchen begegnet war, bestimmte ihn bei näherer Erwägung seinen Abschied zu beschleunigen; es würde ja ein schlechter Dank für die biedere Gastfreundlichkeit seines Wirthes gewesen sein, hätte er das Herz seiner Tochter zu einem unüberlegten Bündnisse verleiten wollen. Mit einem Worte, Dolph war wie so viele andere junge Leute, welche außerordentlich gute Herzen und unbesonnene Köpfe besitzen, welche überlegen, nachdem sie schon gehandelt haben, und welche anders handeln, als sie denken; welche über Nacht vortreffliche Entschlüsse fassen, und am Morgen vergessen, dieselbe zu halten.

„Das ist fürwahr ein schöner Schluß meiner Reise", sagte er, während er sich in ein kostbares Federbett fast begrub und die weiße Decke bis zu seinem Kinn emporzog. „Anstatt einen Sack mit Geld zu finden und heimzutragen, sehe ich mich hier an einen fremden Ort geworfen, habe kaum einen Stüber in der Tasche und bin, was noch schlimmer ist, obendrein bis über die Ohren verliebt. Indeß", fügt er nach einer Pause hinzu, indem er sich streckte und im Bett umwandte, „zum wenigsten bin ich doch für den Augenblick in gutem Quartier; so will ich denn den gegenwärtigen Augenblick genießen und den nächsten selber für sich sorgen lassen; ich denke, es wird sich wol Alles auf die eine oder andere Weise zum Besten wenden."

Bei diesen Worten streckte er seine Hand aus, um das Licht auszulöschen, als er sich plötzlich von Ueberraschung und Grauen ergriffen fühlte, denn er meinte die Erscheinung des Gespensterhauses zu erblicken, die ihn aus einem

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0240-5

dunkeln Theile des Zimmers anstarrte. Ein zweiter Blick beruhigte ihn wieder, denn er bemerkte, daß Das, was er für das Gespenst gehalten hatte, nur ein niederländisches Porträt war, welches in einem beschatteten Winkel hinter einem Kleiderschrank hing. Es war jedoch das genaue Ebenbild des nächtlichen Gastes. Derselbe Mantel und das umgürtete Wamms, derselbe graumtermischte Bart, das starre Auge, derselbe breite, niedergekrämpte Hut, mit einer niederhängenden Feder auf einer Seite. Dolph erinnerte sich nun der Aehnlichkeit seines Wirthes mit dem alten Manne des Gespenster-

hauses, die ihm so häufig aufgefallen war; er fühlte sich dabei völlig überzeugt, daß zwischen Beiden irgend ein Zusammenhang stattfände und daß über seiner Reise eine besondere Schicksalsfügung gewaltet habe. Er blickte fast mit der nämlichen Scheu auf das Bild, womit er das gespenstische Original betrachtet hatte, bis ihn der schrille Ruf der Hausuhr erinnerte, daß die Nacht schon weit vorgerückt sei. Er löschte das Licht aus, erwog jedoch noch eine lange Zeit alle jene merkwürdigen Umstände und Fügungen im Geiste, bis er endlich einschlief. Seine Träume entsprachen seinen Gedanken im Wachen. Er glaubte noch immer das Porträt vor Augen zu haben, bis sich dasselbe nach und nach belebte; er träumte, die Gestalt stiege von der

Wand herab und ginge aus dem Zimmer; er selbst folgte ihr und befand sich bald am Brunnen, auf welchen der alte Mann zeigte, ihn dabei anlächelte und verschwand.

Als Dolph am Morgen erwachte, sah er seinen Wirth am Bett stehen, der ihm einen herzlichen Morgengruß bot und fragte, wie er geschlafen habe. Dolph antwortete freundlich, nahm aber Gelegenheit, sich nach dem an der Wand hängenden Bildniß zu erkundigen. „Ach", sagte Heer Anthony, „das ist ein Porträt des alten Kilian Van der Spiegel, weiland Bürgermeister in Amsterdam, der infolge stattgehabter Volksunruhen Holland verließ und unter der Statthalterschaft Peter Stuyvesant's nach der Provinz herüberkam. Er war mein Vorfahr von mütterlicher Seite, übrigens ein alter filziger Knicker. Als die Engländer im Jahre 1664 Neuamsterdam in Besitz nahmen, zog er sich aufs Land zurück und verfiel in Tiefsinn, weil ihn beständig der Wahn beherrschte, sein Reichthum würde ihm genommen werden und er an den Bettelstab gerathen. Er setzte all sein Eigenthum gegen baares Geld um, welches er zu verstecken pflegte. Ein paar Jahre lebte er an verschiedenen Orten verborgen, weil er sich einbildete, die Engländer suchten nach ihm, um ihn seines Reichthums zu berauben; und endlich fand man ihn eines Morgens todt im Bette, ohne daß Jemand zu entdecken vermochte, wo er den größern Theil seines Geldes verborgen habe."

Als sein Wirth das Zimmer verlassen hatte, blieb Dolph einige Zeit in Gedanken versunken. Das soeben Vernommene beschäftigte ihn ganz und gar. Van der Spiegel war der Familienname seiner Mutter und er erinnerte sich, sie von diesem nämlichen Kilian Van der Spiegel als einem ihrer Vorfahren sprechen gehört zu haben. Auch hatte er von ihr gehört, daß ihr Vater Kilian's rechtmäßiger Erbe gewesen, nur daß der alte Mann gestorben war, ohne ein Erbtheil zu hinterlassen. Es zeigte sich nunmehr, daß Heer Anthony gleichfalls ein Nachkommen und vielleicht auch ein Erbe jenes armen reichen Mannes war, und daß die Heyligers und die Van der Heydens entfernt verwandt miteinander waren.

„Wie", dachte er, „wenn am Ende dies die Deutung meines Traumes wäre, — wenn ich auf solche Weise mein Glück durch diese Reise nach Albany machen sollte, — wenn ich dazu ausersehen sein sollte, des alten Mannes verborgenen Reichthum auf dem Grunde dieses Brunnens aufzufinden? Aber was für ein seltsamer Umweg, um mich auf diese Spur zu leiten! Warum zum Henker konnte mich der alte Kobold nicht gleich gründlich über das Geheimniß des Brunnens aufklären? Warum schickte er mich erst den langen Weg bis Albany, um da eine Geschichte zu hören, die nur den Zweck hat, mich denselben Weg wieder zurückzusenden?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0242-7

Diese Gedanken durchkreuzten seinen Geist, während er sich ankleidete, und sie gingen ihm noch immer im Kopfe herum, als er die Treppe hinabstieg; aber als er nun plötzlich das frische Gesicht der artigen Marie Van der Heyden von Lächeln strahlend vor sich erblickte, da glaubte er den Schlüssel zu dem ganzen Geheimnisse zu finden. „Am Ende", dachte er, „hat der alte Spukgeist ganz Recht. Wenn ich zu seinem Reichthum komme, so meint er wol, daß ich auch seine hübsche Enkelin heirathen könne; denn so werden sich beide Zweige der Familie wieder vereinigen und das Eigenthum wird in den richtigen Kanal gelangen."

Kaum war ihm diese Idee durch den Kopf geschossen, als er sich auch von ihrer Richtigkeit überzeugt fühlte. Eine unwiderstehliche Ungeduld ergriff ihn, zurückzueilen und den Schatz in Sicherheit zu bringen, welcher, wie er nicht bezweifelte, auf dem Boden des Brunnens lag und jeden Augenblick, wie er besorgte, von einer andern Person entdeckt werden könne. „Wer weiß", dachte er, „ob dieser nachtwandelnde alte Insasse des Gespensterhauses nicht die Gewohnheit hat, jeden Gast heimzusuchen, und wie leicht kann er dann einem Schlauern als mir einen Wink geben, der einen kürzern Weg zum Brunnen einschlüge, als den über Albany?" Tausend mal wünschte er, der mittheilungslustige alte Geist möchte im Rothen Meere liegen und sein umgehendes Abbild mit ihm. Einige Tage vergingen, bevor sich eine Gelegenheit zeigte, wieder den Fluß abwärts zurückzukehren. Diese Tage waren Jahrhunderte für Dolph, obwol er sich im Lächeln der hübschen Marie sonnen konnte und er so täglich verliebter wurde.

Endlich war die nämliche Schaluppe, über deren Bord er geworfen worden war, in Bereitschaft, wieder unter Segel zu gehen. Dolph entschuldigte sich etwas ungeschickt bei seinem Wirthe wegen seines plötzlichen Abschieds. Anthony Van der Heyden war unangenehm überrascht. Er hatte ein halbes Dutzend Ausflüge in die Wildniß verabredet, und seine Indianer trafen jetzt Anstalt zu einer großen Expedition nach einem der Seen. Er nahm Dolph bei Seite und erschöpfte seine Beredtsamkeit, um ihm jeden Gedanken an Geschäfte auszureden und zum Bleiben zu bewegen; aber es war umsonst, und endlich gab er den Versuch mit der Bemerkung auf, „es wäre tausend mal schade, daß ein so hübscher junger Mann verkümmern sollte". Beim Abschiede gab ihm indeß Heer Anthony einen herzlichen Handdruck und eine Lieblingsvogelflinte, nebst der Einladung, bei einem Wiederbesuche Albanys seinem Hause nicht vorbeizugehen. Die hübsche kleine Marie sagte nichts; als er ihr aber einen Abschiedskuß gab, erbleichten ihre durch Grübchen noch verschönten Wangen und in ihrem Auge stand eine Thräne.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0243-2

Behende sprang Dolph an Bord des Schiffes. Man hißte Segel auf; der Wind war gut; bald verloren sie Albany mit seinen grünen Bergen und schattigen Inseln aus dem Gesichte. Rasch zogen sie an den Kaatskillbergen vorüber, deren feenbewohnte Höhen licht und unbewölkt waren. Glücklich passirten sie die Hochlande, ohne vom Kobold des Dunderbergs und seiner Schar belästigt zu werden; sie flogen über die Haverstrawbai, bei Croton-Point vorüber und über die Tappan-Zee, dann unter den Pallisaden vorbei, bis sie am Nachmittage des dritten Tages das Vorgebirge Hoboken erblickten, welches gleich einer Wolke in der Luft hing; und kurz nachher stiegen die Dächer der Manhattoes aus dem Wasser empor.

Dolph's erste Sorge war, sich nach dem Hause seiner Mutter zu begeben, denn unablässig quälte er sich mit dem Gedanken an die Unruhe, welche sie seinetwegen empfinden mußte. Unterwegs grübelte er darüber nach, welchen Grund er für seine Abwesenheit angeben sollte, ohne die Geheimnisse des Gespensterhauses zu verrathen. Während er noch so sann, betrat er die Straße, in welcher das Haus seiner Mutter lag, und fühlte sich wie vom Donner gerührt, als er statt desselben nur einen Trümmerhaufen erblickte.

Offenbar hatte eine große Feuersbrunst stattgefunden, durch welche mehre große Häuser zerstört worden waren, und die bescheidene Wohnung der armen Frau Heyliger war dabei mit von den Flammen verzehrt worden. Die Wände waren nicht so vollständig vernichtet, daß Dolph nicht noch einige Spuren des Schauplatzes seiner Kindheit hätte unterscheiden können. Der Kamin, vor welchem er so oft gespielt hatte, war noch vorhanden und zeigte noch seine Verzierung mit holländischen Kacheln, welche Stellen der biblischen Geschichte illustrirten und die er so manches mal voll Bewunderung betrachtet hatte. Unter dem Schutt lagen die Trümmer vom Armstuhl der guten Dame, von welchem sie ihm so manche heilsame Lehre ertheilt hatte, und dicht dabei lag die Familienbibel mit Messingklammern, die, ach! nun fast ganz in Zunder verwandelt war.

Einen Augenblick war Dolph durch diesen Schreckensanblick ganz niedergeschmettert, denn die Befürchtung drang sich ihm auf, daß seine Mutter in den Flammen umgekommen sein könne. Von dieser schrecklichen Besorgniß wurde er indeß durch einen der Nachbarn befreit, welcher vorüberkam und ihn benachrichtigte, daß seine Mutter noch am Leben sei.

Die gute Frau hatte allerdings Alles durch diesen plötzlichen Unglücksfall verloren, denn die Bevölkerung war so versessen darauf gewesen, den schönen Hausrath ihrer reichen Nachbarn in Sicherheit zu bringen, daß man gar nicht daran dachte, Hand anzulegen, um die kleine Behausung und die kleine Habe der armen Frau Heyliger vor den Flammen zu retten, ja, ohne

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0244-8

den ritterlichen Beistand ihres alten Freundes, Peter de Groodt's, hätte die würdige Dame mit ihrer Katze leicht das Schicksal der Wohnung theilen können.

Schrecken und Kummer hatten sie nun überwältigt und sie lag krank am Körper und nicht minder krank am Herzen danieder. Das Publicum hatte ihr indeß seine gewohnte Freundlichkeit bewiesen. Nachdem der Hausrath ihrer reichen Nachbarn so weit als möglich gerettet worden, nachdem man ferner die Eigenthümer in gebührender ceremoniöser Form besucht, sein Leidwesen über die Beschädigung ihres Eigenthums ausgesprochen und ihre Gemahlinnen wegen der erlittenen Nervenerschütterung bedauert hatte, nach alledem begann sich das Publicum endlich auch auf die arme Frau Heyliger zu besinnen. Sie wurde alsbald der Gegenstand allgemeinen Mitgefühls; Jedermann bedauerte sie mehr denn je, und wenn sich aus dem Bedauern Geld hätte schlagen lassen — lieber Himmel! wie reich würde sie dann gewesen sein!

Es wurde nun in allem Ernste beschlossen, daß ohne Verzug etwas für sie gethan werden müsse. Der Dominie sprach daher am Sonntag ein Gebet für sie, in welches die ganze Gemeine von Herzen einstimmte. Selbst Cobus Groesbeek, der Alderman, und Mynheer Milledollar, der große holländische Kaufmann, erhoben sich in ihren Kirchenstühlen und schonten ihre Stimmen bei der Gelegenheit nicht; man glaubte, die Gebete solcher großen Männer müßten nothwendig ihr gebührendes Gewicht haben. Auch Doctor Knipperhausen schenkte der Frau Heyliger ärztliche Besuche, gab ihr gratis reichlichen Rath und ward allgemein seiner Barmherzigkeit wegen gepriesen. Was ihren alten Freund, Peter de Groodt, anlangt, so war dieser ein armer Mann, dessen Mitleid, Gebet und Rath nur wenig helfen konnte; er gab ihr daher Alles, was in seiner Macht stand — er gab ihr Obdach.

So lenkte denn Dolph nun seine Schritte nach der bescheidenen Wohnung Peter de Groodt's. Auf seinem Wege dorthin erinnerte er sich an alle die Zärtlichkeit und Freundlichkeit seiner gutherzigen Mutter, ihrer Nachsicht mit seinen Vergehen, ihrer Blindheit gegen seine Fehler; und dann gedachte er seines eigenen müßigen Lebens ins Blaue hinein. „Ich bin ein schlimmer Wildfang gewesen", sagte Dolph traurig den Kopf schüttelnd. „Ich bin ein wahrer Thunichtgut gewesen, wahrlich! — Aber", fügte er rasch und die Hände zusammenschlagend hinzu, „bleibt sie nur leben, — bleibt sie nur leben, — so will ich mich gewiß als ein wahrer Sohn zeigen!"

Als Dolph sich dem Hause näherte, begegnete er Peter de Groodt, welcher soeben herauskam. Der alte Mann prallte erschrocken zurück, denn er wußte nicht recht, ob er nicht etwa einen Geist vor sich sähe. Da es

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0245-4

jedoch heller Tag war, so faßte sich Peter bald ein Herz in der Ueberzeugung, daß kein Geist es wagen würde, bei hellem Tageslicht sein Gesicht zu zeigen. Dolph erfuhr nun von dem würdigen Todtengräber, welche Bestürzung und welchen Lärm sein geheimnißvolles Verschwinden veranlaßt hatte. Allgemein hatte man geglaubt, daß ihn einer der Kobolde, die im Gespensterhause spukten, hinweggezaubert hätte; und der alte Abraham Vandozer, welcher bei den großen Buttonwoodbäumen, am Dreimeilensteine, wohnte, versicherte, ein erschreckliches Geräusch in der Luft gehört zu haben, während er spät des Nachts nach Hause gegangen sei; es sei gerade so gewesen, wie wenn ein Flug wilder Gänse nach Norden zu über ihm hingezogen wäre. Das Gespensterhaus wurde daher jetzt mit noch zehnfach größerm Grauen betrachtet als zuvor; um die Schätze der Welt würde Niemand gewagt haben, eine Nacht darin zuzubringen, und der Doctor hatte sogar aufgehört, bei Tage seine Schritte dahin zu richten.

Es war einige Vorbereitung nothwendig, bevor man es wagte, Dolph's Mutter von seiner erfolgten Rückkehr zu unterrichten; denn die arme alte Frau hatte ihn als verloren beweint und eine Anzahl Tröstender dazu beigetragen, sie vollends muthlos zu machen, indem dieselben sie täglich mit Geschichten von Geistern und von Leuten, die der Teufel hinweggeführt hatte, aufzuheitern suchten. Er fand sie ans Lager gefesselt in Gesellschaft des andern Mitglieds der Familie Heyliger, ihrer Katze, welche neben ihr spann, aber erschrecklich versengt und des Schnurrbartes, welche ihrer Physiognomie schönste Zierde gewesen, gänzlich beraubt war. Die arme Frau schlang ihre Arme um Dolph's Hals. „Mein Sohn! mein Sohn! Du lebst noch?" Eine Zeitlang schien sie alle ihre Verluste und Sorgen in der Freude über seine Rückkehr vergessen zu haben. Selbst die kluge Frau Miez ließ unzweifelhaft Zeichen der Freude über die Wiederkehr des Jünglings blicken. Sie erkannte vielleicht, daß sie einer verlassenen und zu Grunde gerichteten Familie angehöre, und fühlte eine Regung jener Freundlichkeit, deren nur Leidensgenossen fähig sind. Katzen sind aber auch in der That ein verleumdetes Völkchen; sie besitzen weit mehr Gefühl, als ihnen die Welt gewöhnlich zugestehen will.

Die Augen der guten Frau glänzten, als sie zum wenigsten ein Wesen an ihrer Seite sah, welches ihre Freude über des Sohnes Rückkehr theilte. „Tib kennt dich! Das arme stumme Vieh!" sagte sie, den scheckigen Pelz ihres Lieblings streichelnd; dann besann sie sich plötzlich und rief mit einem traurigen Kopfschütteln: „Ach, mein armer Dolph! Deine Mutter kann dir nicht länger helfen! Sie kann sich selber nicht länger helfen! Was wird aus dir werden, mein armer Junge?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0246-9

„Mutter", sagte Dolph, „sprich nicht in solcher Weise; ich bin dir nur zu lange zur Last gefallen; nunmehr ist es meine Sache, in deinen alten Tagen für Dich zu sorgen. Sei nur guten Muthes! Du, und ich, und Tib, wir Alle werden noch bessere Tage sehen. Du siehst, ich bin jung, gesund und kräftig; laß uns also nicht verzweifeln, ich bin überzeugt, daß noch Alles auf eine oder die andere Weise zum Besten ausschlagen wird."

Während dieser Auftritt in der Familie Heyliger stattfand, hatte der Doctor Knipperhausen Nachricht von der glücklichen Rückkehr seines Schülers erhalten. Der kleine Doctor wußte kaum, ob er sich darüber freuen oder betrüben sollte. Es war ihm angenehm, die bösen Gerüchte, welche sich

in Betreff seines Landhauses verbreitet hatten, auf diese Weise entkräftet zu sehen; aber es that ihm leid, seinen Schüler, den er glücklich los zu sein geglaubt hatte, somit wieder als schwere Last auf den Hals zu bekommen. Während er zwischen diesen beiden Empfindungen schwankte, ward er durch die Rathschläge der Frau Ilse zu einem Entschlusse gebracht, indem diese ihm rieth, sich die unerlaubte Abwesenheit des Jünglings zu Nutze zu machen und demselben seine Thür auf immer zu schließen.

Um die Stunde des Schlafengehens, wo man annahm, daß der treulose Schüler sein altes Quartier suchen würde, setzte man daher Alles zu seinem Empfange in Bereitschaft. Dolph suchte, nachdem er die Mutter durch seinen Zuspruch einigermaßen beruhigt hatte, das Haus seines ehemaligen Herrn wieder auf und hob mit zitternder Hand den Thürklopfer. Kaum hatte derselbe indeß einen

halblauten Schlag erschallen lassen, als des Doctors Kopf in einer rothen Nachtmütze aus einem Fenster, und der Haushälterin Kopf in einer weißen Nachtmütze aus einem andern herausfuhr. Er wurde nun mit einer furchtbaren Flut schlimmer Namen und anzüglicher Reden begrüßt, worunter sich unschätzbare Rathschläge mischten, wie man sie selten zu geben pflegt, ausgenommen etwa einem unglücklichen Freunde oder einem Verbrecher vor Gericht. Binnen wenigen Augenblicken gab es kein Fenster mehr in der Straße, welches nicht seine besondere Nachtmütze hatte; sie lauschten sämmtlich auf den schrillen Discant der Frau Ilse und das heisere Krächzen des Doctors Knipperhausen, und von Fenster zu Fenster ging das Wort: „Ach, da ist Dolph Heyliger zurückgekommen und beginnt seine alten Streiche wieder." Kurz, der arme Dolph fand, daß er vom Doctor schwerlich etwas Anderes als guten Rath erhalten würde, eine Waare, die so häufig ist, daß man sie sogar aus dem Fenster wirft; er ließ sich daher rasch willig finden, den Rückzug anzutreten und sein Quartier für die Nacht unter dem bescheidenen Dache des ehrlichen Peter de Groodt zu beziehen.

Munter und bei guter Zeit machte sich Dolph am nächsten Morgen nach dem Gespensterhause auf den Weg. Alles sah dort genau so aus, wie er es verlassen hatte. Das Feld war dicht mit Gras überwachsen und hatte den Anschein, als wäre seit seiner Abreise Niemand darübergegangen. Mit klopfendem Herzen eilte er nach dem Brunnen. Er blickte in denselben hinab und sah, daß er sehr tief und am Boden mit Wasser gefüllt war. Er hatte sich mit einer starken Schnur versehen, wie sie die Fischer an den Gestaden Neufoundlands zu brauchen pflegen. Am Ende war ein schweres Bleiloth und ein großer Angelhaken befestigt. Damit begann er den Boden des Brunnens zu sondiren und im Wasser umher zu angeln. Er fand, daß das Wasser einige Tiefe hatte; auch schien viel Schutt darin zu sein, denn es waren Steine vom Rande hineingefallen. Verschiedene male verwickelte sich sein Haken und es fehlte wenig, daß die Schnur zerrissen wäre. Dann und wann zog er auch allerlei Plunder empor, z. B. einen Pferdeschädel, einen eisernen Reif und einen zerbrochenen in Eisen gebundenen Wassereimer. Mehre Stunden war er bereits beschäftigt gewesen, ohne etwas zu finden, was seine Mühe belohnt oder ihn zum Fortfahren aufgemuntert hätte. Er begann sich selbst für einen großen Thoren zu halten, daß er sich so durch bloße Träume zu einem Narrenstreich verlocken ließ, und er stand auf dem Punkte, die Schnur und Alles in den Brunnen zu werfen und das fernere Angeln ganz aufzugeben.

„Noch einen Wurf der Schnur", sagte er, „und das soll der letzte sein." Als er sondirte, fühlte er das Blei, wie es schien, durch die Zwischenräume

lockerer Steine schlüpfen, und als er die Schnur zurückzog, merkte er, daß der Haken etwas Schweres gefaßt hatte. Er mußte die Schnur mit großer Vorsicht handhaben, damit sie nicht beim Emporziehen zerreißen möchte. Nach und nach wich der Schutt, welcher über dem angehakten Gegenstand lag; er zog ihn bis zur Oberfläche des Wassers, und welches Entzücken empfand er, als er Etwas wie Silber am Ende seiner Schnur glänzen sah! Fast athemlos vor Erwartung zog er es nach dem Rande des Brunnens empor. Das große Gewicht des Gegenstandes setzte ihn in Erstaunen, und jeden Augenblick fürchtete er, sein Haken möchte den Fang fahren lassen und dieser wieder auf den Boden fallen. Endlich legte er ihn sicher neben

dem Brunnen nieder. Es war ein großer silberner Napf von alterthümlicher Form, reicher getriebener Arbeit und mit Wappenbildern, die an seiner Seite eingravirt und denen über dem Kamin seiner Mutter ähnlich waren. Der Deckel war durch verschiedene Drahtschlingen befestigt; Dolph löste sie mit zitternder Hand, und als er den Deckel hob, siehe, da war das Gefäß mit großen Goldstücken von einem Gepräge gefüllt, welches er noch niemals gesehen! Er hatte offenbar die Stelle gefunden, wo der alte Kilian Van der Spiegel seinen Schatz verborgen hatte.

Um nicht von irgend einem Herumstreicher bemerkt zu werden, entfernte er sich vorsichtig und vergrub sein Geldgefäß an einer geheimen Stelle. Nun brachte er fürchterliche Geschichten vom Gespensterhause in Umlauf und schreckte Jedermann ab, sich demselben zu nähern, während er an stürmischen

Tagen, wo sich Niemand auf den benachbarten Feldern befand, häufige Besuche daselbst machte, obwol er sich, offengestanden, nicht gerade gern im Dunkeln dorthin wagte. Jetzt war er einmal in seinem Leben fleißig und thätig, und setzte sein neues Anglergeschäft mit solcher Ausdauer und so gutem Erfolge fort, daß er binnen kurzem Reichthum genug heraufgehakt hatte, um in jenen mäßigen Tagen zeitlebens als reicher Bürger leben zu können.

Es würde ermüdend sein, den Rest seiner Geschichte ausführlich zu berichten, zu erzählen, wie es ihm gelang, sein Eigenthum nach und nach nutzbar zu machen, ohne Staunen und Nachforschungen zu erregen; wie er alle Scrupel wegen Beschlagnahme dieses Gutes genügend zu beschwichtigen

wußte und wie er seinem Glücke die Krone aufsetzte, indem er die hübsche Marie Van der Heyden heirathete, mit deren Vater er manche lustige und romantische Expedition unternahm.

Es darf indeß nicht unerwähnt bleiben, daß Dolph seine Mutter zu sich nahm und in ihren alten Tagen pflegte. Die gute Dame hatte überdies die Freude, ihren Sohn nicht länger zum Gegenstande beständigen Tadels gemacht zu sehen; im Gegentheil, er stieg täglich mehr in der öffentlichen Achtung, Jedermann sprach gut von ihm und seinem Wein, und man hörte nie, daß selbst der stolzeste Rathsherr seine Einladung zu Tische abgelehnt hätte. Dolph erzählte oft an seiner eigenen Tafel die Schelmenstreiche, die einst ein Gräuel für die Stadt gewesen waren; jetzt aber galten sie als ausgezeichnete Späße, und auch der gravitätischste Würdenträger

mußte sich die Seiten halten, wenn er sich unter den Zuhörern befand. Niemand wunderte sich über Dolph's steigenden Verdienst so sehr, als sein alter Herr, der Doctor, und Dolph war so versöhnlicher Natur, daß er gerade diesen Doctor zu seinem Hausarzte machte, während er nur Sorge trug, daß Alles durch ihn Verschriebene stets zum Fenster hinausgeworfen wurde. Seine Mutter sah oft ihre Junta alter Freunde und Freundinnen versammelt, um ein Täßchen Thee in ihrem behaglichen kleinen Wohnzimmer mit ihr zu theilen, und wenn Peter de Groodt mit einem ihrer Enkel auf seinem Knie zur Seite des Feuers saß, gratulirte er ihr gar oft dazu, daß ihr Sohn ein so großer Mann geworden sei; dann wiegte die gute alte Seele von Freude bewegt ihr Haupt und rief: „Ach, Nachbar, Nachbar! Hatt' ich Euch nicht gesagt, daß sich Dolph noch einmal mit den Besten würde messen können?"

So führte denn Dolph Heyliger ein fröhliches und glückliches Leben, ward im gleichen Grade lustiger, als er älter und weiser wurde, und strafte das alte Sprüchwort vom rasch gewonnenen Gute vollkommen Lügen; denn er machte einen guten Gebrauch von seinem Reichthum, ward ein ausgezeichneter Bürger und ein nützliches Mitglied der Gemeinde. Mit großem Eifer förderte er öffentliche Anstalten, wie Beefsteakgesellschaften und Erholungsclubs. Bei allen öffentlichen Mahlzeiten hatte er den Vorsitz und war der Erste, der die westindische Schildkröte einführte. Er veredelte die Zucht für Pferderennen und Hahnkämpfe, und war ein so großer Patron bescheidenen Verdienstes, daß ein Jeder, der ein gutes Lied zu singen oder eine gute Geschichte zu erzählen wußte, auf einen Platz an seiner Tafel rechnen durfte.

Er war übrigens auch ein Rathsmitglied, entwarf verschiedene Gesetze zum Schutze des Jagdwildes und der Austern, und verehrte dem Collegium eine große silberne Punschbowle, welche aus dem obenerwähnten Napfe gefertigt war und sich bis diesen Tag im Besitz des Collegiums befindet.

Endlich starb er in ehrenvollem hohen Alter, infolge eines Schlagflusses bei einem Rathsfestmahl, und wurde mit großen Ehren auf dem Kirchhofe der kleinen holländischen Kirche in der Gartenstraße begraben, wo man seinen Grabstein noch sehen kann; derselbe trägt eine bescheidene holländische Grabschrift, welche des Verstorbenen Freund, Mynheer Justus Benson, ein alter trefflicher Poet der Provinz, verfaßt hat.

Die vorstehende Geschichte beruht auf besserer Autorität als die meisten derartigen Erzählungen, da ich sie durch Mittheilung eines Freundes erfuhr, welcher sie aus Dolph Heyliger's eigenem Munde kannte. Er hat sie erst in seinen spätern Lebensjahren, und auch dann (denn er war sehr vorsichtig)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0251-7

nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit seinen intimern Freunden an seiner eigenen Tafel bei einer zweiten oder dritten Bowle Punsch erzählt; und so seltsam die gespenstischen Umstände der Geschichte auch erscheinen mögen, so hat doch keiner seiner Gäste jemals den geringsten Zweifel daran geäußert. Es mag nicht überflüssig sein, vor dem Schlusse noch zu bemerken, daß Dolph, abgesehen von seinen sonstigen trefflichen Eigenschaften und Fähigkeiten, in der ganzen Provinz zugleich als der beste Erzähler von Schnurren und Abenteuern bekannt war.

Die Jagdmahlzeit.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0253-8

Ich wohnte einst einem Jagdgastmahl bei, welches ein würdiger alter Baronet und leidenschaftlicher Fuchsjäger gab, der auf einem alterthümlichen, von Krähen umschwärmten Stammschlosse in einer der mittlern Grafschaften seinen Junggesellenhaushalt in jovialer Weise führte. In seinen jungen Tagen war er ein entschiedener Verehrer des schönen Geschlechts gewesen; allein, nachdem er viel gereist, das schöne Geschlecht in verschiedenen Ländern mit ausgezeichnetem Erfolge studirt und, wie er meinte, in Frauenangelegenheiten gründlich unterrichtet und vollkommen im Besitze der Kunst sich angenehm zu machen, heimgekehrt war, hatte er die Demüthigung erleben müssen, sich von einem kleinen, kaum der Pension entlaufenen Mädchen geäfft zu sehen, welches noch nicht einmal völlig in die Anfangsgründe der Liebe eingeweiht war.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0255-9

Eine solche unglaubliche Niederlage hatte den Baronet vollständig entmuthigt; voll Ueberdruß hatte er sich von der Welt zurückgezogen, sich unter die Leitung seiner Haushälterin begeben und als ein vollkommener Nimrod sich der Fuchsjagd gewidmet. Was auch Dichter dagegen sagen mögen, es bleibt doch wahr, daß ein Mann mit den Jahren der Liebe entwächst; eine Koppel Fuchshunde vermag auch selbst die Erinnerung an eine Göttin der Pension aus seinem Herzen zu vertreiben. Als ich den Baronet kennen lernte, war er ein so lustiger und gemüthlicher alter Junggeselle, als nur jemals einer einem Jagdhund folgte, und die Liebe, welche er einst für ein weibliches Wesen gehegt hatte, erstreckte sich nun auf das ganze Geschlecht, sodaß sich kein hübsches Gesicht in der Umgegend befand, welches nicht seinen Antheil daran gehabt hätte.

Die Mahlzeit dehnte sich bis zu einer späten Stunde aus, denn da unser Wirth keine Damen im Hause hatte, um uns nach dem Gesellschaftszimmer einzuladen, so behauptete die Flasche ihre wahre Junggesellenherrschaft, ohne die Nebenbuhlerschaft ihres mächtigen Feindes, des Theekessels, fürchten zu müssen. Der alte Saal, in welchem wir speisten, hallte von den Ausbrüchen kräftiger Fuchsjägerlustigkeit so geräuschvoll wieder, daß selbst die alten Geweihe an den Wänden davon erschüttert wurden. Allmälig aber begann das treffliche Getränk unsers Wirthes auf die bereits durch die Jagd etwas abgespannten Körper zu wirken. Die vorzüglichsten Geister, welche beim Beginn der Mahlzeit geglänzt hatten, funkelten noch eine Zeitlang und gingen dann Einer nach dem Andern aus oder gaben nur dann und wann noch ein schwaches Lebenszeichen von sich. Einer der munterſten Sprecher, der anfangs aufs wackerste geschwatzt hatte, war fest eingeschlafen, und Niemand hielt sich frisch, ausgenommen einige jener zähen Plauderer, welche, gleich kurzbeinigen Hunden, unbeachtet am Boden der Unterhaltung fortvegetiren, aber sicher sind, bis ans Ende auszuhalten. Aber auch selbst diese versanken endlich in Schweigen, und es war kaum noch irgend etwas Anderes zu vernehmen, als das Schnarchen etlicher Mahlzeitveteranen, welche, nachdem sie im Wachen stumm geblieben, nunmehr die Gesellschaft in ihrem Schlafe entschädigten.

Endlich wurden Alle durch die Ankündigung, daß Thee und Kaffee im Cederzimmer servirt wäre, aus dieser Schläferigkeit geweckt. Jedermann erwachte wunderbar gestärkt, und während man das erquickende Getränk aus des Baronets altmodischem ererbten Porzellangeschirr schlürfte, begann man allerseits an die Heimkehr zu denken. Hier zeigte sich jedoch eine plötzliche Schwierigkeit. Während der in die Länge gezogenen Mahlzeit war ein heftiger

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0256-5

Wintersturm mit Regen, Schnee und Schloßen eingetreten, und es wehte ein so bitterkalter Wind, daß man fürchten mußte, bis aufs Gebein davon durchdrungen zu werden.

„Hilft Alles nichts", sagte unser gastfreundlicher Wirth, „bei solchem Wetter kann Niemand daran denken, aus dem Hause zu gehen. Bleiben Sie daher zum wenigsten für diese Nacht meine Gäste; ihr Quartier soll in Stand gesetzt werden, meine Herren!"

Das schlimme Wetter, welches immer stürmischer wurde, gestattete keine Einwendung gegen den gastfreundlichen Vorschlag. Die einzige Frage war, ob ein so unerwarteter Zuwachs an Gesellschaft in einem bereits stark bevölkerten Hause der Haushälterin nicht große Verlegenheit bereiten würde.

„Pah!" rief unser Wirth, „ist Ihnen je eine Junggesellenwirthschaft vorgekommen, die nicht elastisch war und zwei mal so viel Personen unterbringen konnte, als ihr Raum eigentlich faßte?" Aus gutmüthiger Gereiztheit berief er daher die Haushälterin zu einer Berathung in unserer Gegenwart. Die alte Dame erschien in ihrer Galatracht, in verschossenem Brocatgewande, welches unruhig und aufgeregt raschelte; denn sie war, trotz der Prahlerei unsers Wirthes, doch ein wenig in Verlegenheit. Aber im Hause eines Junggesellen und unverheiratheten Gästen gegenüber lassen sich solche Angelegenheiten leicht in Ordnung bringen, denn es gibt da keine Hausfrau, welche zartes Bedenken trüge, Herren in seltsamen Winkeln und Höhlen unterzubringen und die unansehnlichen Regionen des Hauses vor fremden Blicken bloßzustellen. Die Haushälterin eines Junggesellen ist auf Auskunftsmittel und Nothbehelfe eingerichtet; nach vielem Hin- und Herreden und verschiedenen Berathungen über die rothe Stube und die blaue Stube, die Zitzstube und die Damaststube, und die kleine Stube mit dem Bogenfenster, wurde daher die Sache endlich in Ordnung gebracht.

Nachdem alles Dies abgethan war, wurden wir abermals zu der gewöhnlichen ländlichen Unterhaltung, nämlich zum Essen, gerufen. Die Frist, welche im Schlafe nach der Mahlzeit und während der Erfrischung und Berathung im Cederzimmer verstrichen war, reichte nach der Ansicht des rothwangigen Bewirthers hin, um einen erträglichen Appetit zum Abendessen zu erzeugen. Es war daher eine leichte Mahlzeit vom Abhub des Mittagessens aufgetragen worden, bestehend aus kalter Rindslende, Wildpret, etwas Truthahn und dergleichen, sowie einigen andern jener leichten Artikel, womit die Herren auf dem Lande sich einen tiefen Schlaf und kräftiges Schnarchen sichern.

Das Schläfchen nach dem Essen hatte den Witz eines Jeden aufgefrischt, und einige verheirathete Herren unter der Gesellschaft, welche sich für be-

rechtigt hielten, über eine Junggesellenwirthschaft zu scherzen, ergossen eine Fülle köstlichen Humors über die Verlegenheiten des Wirthes und seiner Haushälterin. Darauf wendete sich der Scherz auf die Nachtquartiere, welche die Gäste finden würden, die so plötzlich in einem altmodischen Hause untergebracht werden sollten.

„Bei meiner Seele", sagte ein irländischer Dragonerhauptmann, einer der lustigsten und lautesten in der Gesellschaft, „bei meiner Seele, es sollte mich nicht wundern, wenn etliche von diesen wackern Edelleuten, die da an den Wänden herumhängen, in dieser stürmischen Nacht in den Zimmern umgingen, oder wenn der Geist einer dieser Damen mit langen Taillen anstatt in ihr Grab auf dem Kirchhofe durch ein Versehen in mein Bett geriethe."

„Sie glauben also an Gespenster?" sagte ein dünner Herr mit keineswegs anmuthigem Gesicht, dessen Augen wie die eines Hummers hervorstanden.

Dieser Herr war mir bereits früher während der Mahlzeit als einer jener unermüdlichen Frager aufgefallen, welche ein heißhungeriges, krankhaftes Unterhaltungsgelüst kundgeben. Nie schien er mit einer vollständig erzählten Geschichte befriedigt zu sein; er lachte nie, wenn Andere lachten, verfehlte aber nie, den Scherz in Frage zu stellen. Er vermochte nie den Kern der Nuß zu genießen, sondern quälte sich ab, noch mehr aus der Schale zu erlangen. — „Sie glauben also an Gespenster?" sagte der fragelustige Herr.

„Sicherlich glaub' ich dran", erwiderte der joviale Irländer. „Ich bin in der Furcht und im Glauben an sie auferzogen worden. Wir hatten eine Benshee in unserer eigenen Familie, meiner Treu!"

„Eine Benshee, und was ist das?" rief der Frager.

„Ei, es ist eine alte gespenstische Dame, welche am Fenster solcher Familien, an die sie gebannt ist, sich blicken läßt, um ihnen anzumelden, wenn Jemand von ihnen sterben sollte."

„Ein äußerst ergötzliches Stückchen!" rief ein ältlicher Herr mit schlauem Blick und beweglicher Nase, welcher letztern er eine possirliche Krümmung zu geben wußte, wenn er eine witzige Miene zu zeigen wünschte.

„Bei meiner Seele, ich wollte Ihnen nur wissen lassen, daß es eine besondere Auszeichnung ist, von einer Benshee heimgesucht zu werden. Es ist ein Beweis, daß man reines Blut in den Adern hat. Aber meiner Treu, ich muß gestehen, da wir einmal von Geistern sprechen, daß sich nie ein Haus oder eine Nacht so gut wie gegenwärtige zu einem Gespensterabenteuer

eigneten. Wie, Sir John, haben Sie nicht irgend so ein Spukzimmer, wo Sie einen Gast unterbringen können?"

„Vielleicht", sagte der Baronet lächelnd, „könnte ich Sie gerade in diesem Punkte befriedigen."

„O, das würde mir eine wahre Freude sein. Ein Zimmer mit dunkelm Eichengetäfel und mit häßlichen, traurigen Bildnissen, die Einen fürchterlich anstarren und wovon die Haushälterin eine Menge ergötzlicher Liebes- und Mordgeschichten zu erzählen weiß! Und dann eine trübe Lampe, ein Tisch mit einem rostigen Schwerte darauf, und ein weißeingehülltes Gespenst, welches Einem um Mitternacht den Vorhang bei Seite zieht —"

„In der That", sagte ein alter Herr an dem einen Ende der Tafel, „Sie erinnern mich da an eine Anekdote —"

„O, eine Geistergeschichte! eine Geistergeschichte!" erscholl es rings um die Tafel, während Jeder seinen Stuhl etwas näher rückte.

Die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft war nun dem Sprecher zugewendet. Er war ein alter Herr und die eine Seite seines Gesichts paßte keineswegs zu der andern. Das Augenlid hing schlaff niederwärts, wie ein halb aus den Angeln gehobener Fensterladen. Die eine Seite seines Kopfes sah wirklich ganz verfallen aus, glich dem Flügel eines unbewohnten und von Geistern beunruhigten Hauses. Ich hätte darauf gewettet, daß diese Seite einen guten Vorrath an Gespenstergeschichten hatte.

Es gab sich ein allgemeines Verlangen nach der Erzählung kund.

„O", sagte der alte Herr, „es ist eine bloße Anekdote und zwar von ganz gewöhnlicher Art; aber Sie sollen sie haben, wie sie eben ist. Ich hörte sie einst von meinem Oheim, als ihm selbst begegnet, erzählen. Er war ein Mann, der für seltsame Abenteuer geschaffen schien. Ich habe noch andere, weit sonderbarere erzählen hören."

„Was für ein Mann war Ihr Oheim?" sagte der aufs Fragen versessene Herr.

„Nun, er war etwas durchtrieben und schalkhaft, viel gereist, und erzählte gern seine Abenteuer."

„Bitte, wie alt mochte er gewesen sein, als ihm dies begegnete?"

„Als ihm was begegnete?" rief der Herr mit der biegsamen Nase ungeduldig. „Fürwahr, Sie haben dafür gesorgt, daß noch gar nichts be-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0259-5

gegnen konnte. Lassen wir doch unsers Oheims Alter bei Seite und halten wir uns an seine Abenteuer!“

Da der fragluſtige Herr für den Augenblick zum Schweigen gebracht war, so konnte der alte Herr mit dem gespenstischen Kopfe seine Erzählung beginnen.

Das
Abenteuer meines Oheims.

Vor vielen Jahren, einige Zeit vor der französischen Revolution, hatte mein Oheim mehre Monate in Paris zugebracht. Die Engländer und Franzosen vertrugen sich in jenen Tagen besser als gegenwärtig und mischten sich in der Gesellschaft zwanglos unter einander. Damals gingen die Engländer auf Reisen, um Geld zu verthun, und die Franzosen waren stets bereit, ihnen darin beizustehen; jetzt gehen sie auf Reisen, um Geld zu sparen, was sie auch ohne französische Hülfe thun können. Vielleicht war das reisende englische Publicum damals geringer an Zahl und ausgewählter als gegenwärtig, wo die ganze Nation sich aufgemacht und den Continent überschwemmt hat. Jedenfalls bewegten sie sich minder zurückhaltend und freier unter der Gesellschaft des Auslandes, und mein Oheim machte während seines Aufenthalts in Paris viele sehr genaue Bekanntschaften unter dem französischen Adel.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0263-3

Einige Zeit nachher unternahm er im Winter eine Reise nach jenem Theile der Normandie, welcher Pays-de-Caux heißt. Hier bemerkte er eines Abends, kurz vor Dunkelwerden, die Thürme eines alten Schlosses, welche sich über die Bäume des mit einer Mauer umgebenen Parks erhoben. Jeder Thurm sah mit seinem hohen, kegelförmigen grauen Schieferdache wie eine Kerze mit dem Lichthütchen darüber aus.

„Wem gehört dieses Schloß, Freund?" rief mein Oheim einem magern aber aufgeweckten Postillon zu, welcher mit ungeheuern Courierstiefeln und aufgekrämptem Hute vor ihm herwackelte.

„Dem Monseigneur Marquis de — —", sagte der Postillon, indem er theils aus Respect gegen meinen Oheim, theils zu Ehren des edeln Namens, den er nannte, an seinen Hut griff.

Mein Oheim erinnerte sich des Marquis als eines seiner besondern Freunde zu Paris, welcher oft den Wunsch ausgesprochen hatte, ihn in seinem väterlichen Schlosse bei sich zu sehen. Mein Oheim war ein alter Reisender, der es wohl verstand, die Umstände aufs vortheilhafteste zu nützen. Er überlegte einige Augenblicke bei sich, wie angenehm es seinem Freunde, dem Marquis, sein würde, sich auf diese ungezwungene Weise mit einem kurzen Besuch überrascht zu sehen; und wie noch weit mehr angenehm für ihn selbst, ein gutes Quartier in einem Schlosse zu erlangen, durch die wohlbekannte Küche des Marquis erquickt zu werden und seinen trefflichen Champagner und Burgunder sich schmecken zu lassen, anstatt sich mit dem miserabeln Zimmer und der miserabeln Bewirthung eines Gasthauses in der Provinz begnügen zu müssen. Nach wenigen Minuten ließ daher der magere Postillon seine Peitsche wie ein wahrer Teufel oder wie ein echter Franzose in der geraden Allee hinauf erschallen, welche zum Schlosse führte.

Sie haben sämmtlich ohne Zweifel französische Schlösser gesehen, da ja heutzutage Jedermann Frankreich besucht. Dieses war eines der ältesten. Es stand nackt und einsam inmitten einer Wüste von Kieswegen und kalten steinernen Terrassen, mit einem in kaltem steifen Stile angelegten Garten, der scharfwinkelige und rautenförmige Abtheilungen zeigte, ferner einem kahlen laublosen Park, der geometrisch von schnurgeraden Alleen durchschnitten war, und einigen kaltaussehenden, nasenlosen Statuen, nebst Fontainen, welche kaltes Wasser genug von sich gaben, um einem Menschen Zähneklappern zu verursachen. So war wenigstens der Eindruck, welche diese Gegenstände an dem Wintertage machten, an welchem mein Oheim seinen Besuch abstattete, obwol höchstwahrscheinlich an einem heißen Sommertage kochende Glut genug dort sein mochte, um einem die Augen aus dem Kopfe zu brennen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0264-9

Das Knallen der Peitsche, welches immer heftiger schallte, jemehr sie sich näherten, schreckte einen Flug Tauben aus ihrem Schlage, Krähen von den Dächern, und endlich auch einen Schwarm Diener, mit dem Marquis an ihrer Spitze, aus dem Schlosse. Er war entzückt, meinen Oheim zu sehen, denn sein Schloß beherbergte damals, gleich dem Hause unsers wackern Wirthes, bereits nicht viel mehr Gäste, als es eben unterbringen konnte. So küßte er denn, nach französischer Sitte, meinen Oheim auf jede Wange und führte ihn ins Schloß.

Der Marquis machte die Honneurs seines Hauses mit der bekannten Artigkeit seiner Landsleute. Er war auch wirklich stolz auf sein altes Stammschloß, denn ein Theil desselben war außerordentlich alt. Ein Thurm und eine Kapelle befanden sich da, die fast vor Menschengedenken erbaut waren; der Rest aber war moderner, denn das Schloß war während der Kriege der Ligue fast gänzlich zerstört worden. Der Marquis sprach von diesem Ereignisse mit besonderer Genugthuung und schien wirklich ein dankbares Gefühl gegen Heinrich IV. zu hegen, weil derselbe sein väterliches Haus des Zusammenschießens würdig befunden hatte. Er wußte viele Geschichten von der Tapferkeit seiner Vorfahren zu erzählen und hatte verschiedene Pickelhauben, Helme, Armbrüste, mancherlei gewaltige Stiefeln und Büffelwämser zu zeigen, welche von Anhängern der Ligue getragen worden waren. Die Hauptreliquie war ein zweihändiges Schwert, welches er kaum zu bewegen vermochte, das er aber zeigte, um zu beweisen, daß sich Riesen in seiner Familie befunden hätten.

Er war allerdings nur ein kleiner Abkömmling so großer Krieger. Wenn man ihre vollen Gesichter und muskulösen Glieder, wie sie sich auf ihren Bildnissen darstellten, und alsdann den kleinen Marquis betrachtete, mit seinen spindeldürren Beinen und seinem bleichen Mondscheingesicht, welches durch zwei gepuderte Seitenlocken oder alles de pigeon flankirt war, mit denen es fortfliegen zu wollen schien, so konnte man kaum glauben, daß er dem nämlichen Stamme angehörte. Blickte man jedoch die Augen an, welche zu jeder Seite seiner gebogenen Nase hervorfunkelten, so sah man alsbald, daß er all den Feuergeist seiner Ahnen geerbt hatte. Der Geist eines Franzosen verraucht überhaupt nie, wie sehr auch sein Körper einschrumpfen mag. Er verfeinert sich vielmehr in dem Grade, als die irdischen Theile abnehmen, und wird dadurch nur noch entzündbarer; ich habe bei einem kleinen feuerköpfigen französischen Zwerge Muth genug wahrgenommen, um damit einen ziemlichen Riesen zu versorgen.

Setzte der Marquis, wie er es bisweilen that, einen der alten Helme auf, die in seinem Saale aufgehängt waren, so sah man, obwol sein Kopf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0265-5

den Raum nicht besser füllte, als eine trockene Erbse ihre Hülse, seine Augen doch aus dem Hintergrunde der eisernen Höhle mit Karfunkelglanz hervorleuchten; und wenn er das gewichtige zweihändige Schwert seiner Ahnen wog, so konnte man sich vorstellen, man sähe den mannhaften kleinen David das Schwert Goliath's schwingen, welches für ihn so groß wie ein Weberbaum war.

Doch, meine Herren, ich halte mich vielleicht zu lange bei dieser Schilderung des Marquis und seines Schlosses auf; allein Sie müssen mich entschuldigen: er war ein alter Freund meines Oheims, und so oft dieser die Geschichte erzählte, verweilte er immer gern mit großer Ausführlichkeit bei seinem Wirthe. — Armer kleiner Marquis! Er war einer von der Handvoll ritterlicher Hofleute, welche in der Sache ihres Souverains im Schlosse der Tuilerien an dem unglücklichen 10. August dem Eindringen des Volks einen so aufopfernden und so hoffnungslosen Widerstand entgegensetzten. Er entfaltete bis zuletzt den Muth eines tapfern französischen Ritters, schwang in matter Hand seinen kleinen Hofdegen mit einem ça-ça! einer ganzen Legion Sansculotten gegenüber, ward aber wie ein Schmetterling durch die Pike einer Poissarde an die Wand geheftet und seine Heldenseele wurde auf seinen ailes de pigeon gen Himmel getragen.

Dies Alles hat aber nichts mit meiner Geschichte zu thun. Also zur Sache. Als die Stunde des Schlafengehens gekommen war, führte man meinen Oheim nach seinem Zimmer in einem ehrwürdigen alten Thurme. Dies war der älteste Theil des Schlosses und hatte in der Vorzeit als Burgverließ gedient; natürlich war das Zimmer keines der besten. Der Marquis hatte ihn jedoch darin untergebracht, weil er wußte, daß er ein Reisender von Geschmack und ein Freund von Alterthümern war; überdies waren die bessern Gemächer auch bereits besetzt. Er versöhnte auch meinen Oheim vollkommen mit seinem Gemach, indem er der großen Männer gedachte, die es einmal bewohnt, und welche sämmtlich auf die eine oder die andere Weise mit der Familie in Verbindung gestanden hatten. Durfte man seinem Worte glauben, so war John Baliol, oder Jean de Bailleul, wie er ihn nannte, in dem nämlichen Zimmer vor Kummer gestorben, als ihm das Glück seines Nebenbuhlers, Robert de Bruce, in der Schlacht bei Bannockburn gemeldet wurde. Und als er hinzufügte, daß der Herzog von Guise darin geschlafen hätte, so schätzte sich mein Oheim glücklich, mit einem so ausgezeichneten Schlafgemach beehrt zu werden.

Die Nacht war rauh und windig und das Zimmer keines von den wärmsten. Ein alter langer Diener mit langem Gesicht und steifer Livrée, welcher meinem Oheim aufwartete, warf einen Arm voll Holz neben dem Kamin

nieder, ließ einen eigenthümlichen Blick über das Zimmer gleiten und wünschte dann „bon repos“ mit einer Grimasse und einem Achselzucken, welche bei jedem Andern, als einem alten französischen Bedienten, hätten verdächtig erscheinen müssen.

Das Zimmer hatte in der That ein wüstes, abenteuerliches Ansehen und genügte, um einen in Romanen Belesenen mit Furcht und Grauen zu erfüllen. Die Fenster waren hoch und eng, und ehemals Schießscharten gewesen, aber nothdürftig erweitert worden, soweit es die außerordentliche Stärke der Mauer gestattet hatte; die schlechtpassenden Fensterschlößchen rasselten bei jedem Windstoße. In einer stürmischen Nacht hätte man sich einbilden können, man höre die alten Kämpfer der Ligue in ihren ungeheuern Stiefeln und rasselnden Sporen im Zimmer umherstampfen und klirren. Eine Thür, welche aufklaffte, und als eine echt französische Thür trotz aller Bemühungen, ihr Einhalt zu thun, hartnäckig fortfuhr, aufzuklaffen, führte auf einen langen dunkeln Gang, welcher sich Gott weiß wohin erstreckte, und ganz dazu gemacht schien, Gespenstern als Spazierweg zu dienen, wenn sie um Mitternacht aus ihren Gräbern stiegen. Dann und wann fuhr der Wind mit heiserm Gemurmel durch diesen Gang und klappte die Thür auf und zu, wie wenn ein unentschlossenes Gespenst noch überlegte, ob es eintreten solle oder nicht. Kurz, es war ganz ein solches unwohnliches Zimmer, wie es ein Geist, wenn sich Geister im Schlosse befanden, zu seinem liebsten Erholungsplatze ausersehen haben würde.

Obwol nun mein Oheim daran gewöhnt war, seltsamen Abenteuern zu begegnen, so fürchtete er doch damals keines. Er machte mehre Versuche, die Thür zu schließen, doch es war vergebens. Nicht als ob er irgend etwas gefürchtet hätte, denn er war ein zu alter Reisender, um sich durch ein wunderlich aussehendes Zimmer schrecken zu lassen; allein die Nacht war, wie ich schon erwähnte, kalt und stürmisch, und der Wind heulte um den alten Thurm noch weit mehr, als er gegenwärtig um dies alte Haus heult; der Zug drang von dem langen finstern Gange so feucht und kalt, wie aus einem Burgverließ herein. Da mein Oheim die Thür nicht zu schließen vermochte, so warf er einen Haufen Holz auf das Feuer, welches bald in dem großen, geräumigen Kamin eine Flamme entwickelte, die das ganze Zimmer erleuchtete und den Schatten der Feuerzange an der Wand gegenüber wie einen langbeinigen Riesen erscheinen ließ. Mein Oheim erkletterte nun den Gipfel eines Dutzend Matratzen, welche ein französisches Bett zu bilden pflegen und die sich in einer tiefen Halle befanden. Er wickelte sich hübsch ein, begrub sich bis ans Kinn unter der Decke, und lag, indem er das Feuer betrachtete, dem Winde zuhörte und daran dachte, wie schlau er seinen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0267-6

Freund, den Marquis, wegen eines Nachtquartiers überrascht hatte — bis er endlich einschlief.

Sein erster Schlaf war noch nicht halb vollendet, als er durch die Schloßuhr im Thurme über seinem Zimmer geweckt wurde, welche die zwölfte Stunde anzeigte. Es war dies so eine alte Uhr, wie Gespenster sie gern haben. Sie hatte einen tiefen traurigen Ton, und schlug so langsam und träge, daß mein Oheim glaubte, sie würde nie fertig werden. Er zählte und zählte, bis er überzeugt war, dreizehn gezählt zu haben, und dann hielt sie inne.

Das Feuer war niedergebrannt und die Flamme des letzten Holzstückes war dem Erlöschen nahe; es zeigten sich nur noch kleine blaue Flammen, die dann und wann mit weißlichem Lichte emporblitzten. Mein Oheim lag mit halbgeschlossenen Augen und hatte seine Nachtmütze fast bis zur Nase herabgezogen. Seine Phantasie war bereits verworren und begann die gegenwärtige Scene mit dem Krater des Vesuv, der französischen Oper, dem Coliseum zu Rom, Dolly's Speisehaus zu London und hundert andern namhaften Oertlichkeiten zu vermengen, welche das Gehirn eines Reisenden anzufüllen pflegen — mit einem Worte, er war im Begriff wieder einzuschlafen.

Plötzlich wurde er durch das Geräusch von Tritten erweckt, welche sich langsam den Gang herwärts zu bewegen schienen. Mein Oheim war ein Mann, der, wie ich ihn oft selber habe sagen hören, nicht leicht in Furcht zu setzen war. So blieb er denn ruhig liegen, indem er annahm, es möchte ein anderer Gast oder ein nach seinem Schlafzimmer gehender Diener sein. Die Tritte näherten sich jedoch der Thür; die Thür öffnete sich leise; ob sie von selber aufging oder ob Jemand die Hand anlegte, konnte mein Oheim nicht unterscheiden; eine ganz weißgekleidete Gestalt trat ein. Es war ein Weib von hohem, stattlichem Wuchse und sehr gebieterischem Ansehen. Ihr Kleid war nach alterthümlicher Mode, sehr weit und am Boden hinschleppend. Sie ging nach dem Kamine, ohne auf meinen Oheim einen Blick zu werfen, während dieser seine Nachtmütze mit einer Hand emporzog und sie neugierig anstarrte. Eine Zeitlang blieb sie am Feuer stehen, welches dann und wann in blauen und weißen Flämmchen aufleuchtete, sodaß mein Oheim ihr Aeußeres genau wahrnehmen konnte.

Ihr Gesicht war todtenbleich und erschien im bläulichen Licht des Feuers vielleicht noch bleicher. Es war nicht ohne Schönheit, aber diese Schönheit war durch Kummer und Sorge verdüstert. Sie sah aus wie Jemand, der an Leiden gewöhnt ist, den aber die Leiden nicht zu beugen oder zu überwältigen vermögen; denn eine stolze, unbesiegbare Entschlossenheit drückte sich

in ihrem Antlitze noch immer aus. Dies war wenigstens die Ansicht meines Oheims, welcher sich für einen großen Physiognomen hielt.

Die Gestalt blieb, wie ich sagte, eine Zeitlang am Feuer, während sie erst die eine, dann die andere Hand, und dann ebenso abwechselnd die Füße ausstreckte, wie wenn sie sich wärmte; denn Geister, wofern es wirklich ein Geist war, sind gewöhnlich von kalter Beschaffenheit. Ferner bemerkte mein Oheim, daß sie altmodische Schuhe mit hohen Absätzen und echten oder nachgemachten Diamantschnallen trug, welche höchst lebhaft funkelten. Endlich drehte sich die Gestalt langsam herum und warf einen glasigen Blick rings über das Zimmer, welcher, als er an meinem Oheim vorüberglitt, das Blut desselben eiskalt gerinnen und das Mark in seinen Gebeinen erstarren machte. Dann streckte die Gestalt ihre Arme gen Himmel, schlug die Hände zusammen, und schwebte, während sie dieselben mit flehender Geberde rang, langsam aus dem Zimmer.

Eine Zeitlang sann mein Oheim über diesen Besuch nach, denn obwol er (wie er bemerkte, als er mir die Geschichte erzählte) ein entschlossener Mann war, so verwarf er doch eine Sache nicht sogleich deshalb, weil sie vom regelmäßigen Gange der Dinge abwich. Da er aber, wie ich schon erwähnte, ein großer Reisender und an Abenteuern gewöhnt war, so zog er seine Nachtmütze entschlossen über die Augen, kehrte der Thür den Rücken zu, zog die Decke hoch über seine Schultern herauf und schlief allmälig ein.

Wie lange er schlief, konnte er nicht angeben, denn er wurde durch den Laut einer Stimme vor seinem Bette geweckt. Er drehte sich um und erblickte den alten französischen Diener mit starken gekräuselten Locken auf jeder Seite eines hagern Gesichts, welchem die Gewohnheit ein immerwährendes Lächeln aufgeprägt hatte. Er schnitt tausend Grimassen, bat tausend mal um Verzeihung, daß er Monsignor störe, aber der Morgen sei bedeutend vorgerückt. Während des Ankleidens erinnerte sich mein Oheim dunkel an den Besuch der vergangenen Nacht. Er fragte den alten Diener, welche Dame die Gewohnheit hätte, Nachts in diesem Theile des Schlosses umherzuwandern. Der alte Bediente zog die Achseln bis zu den Ohren empor, legte die eine Hand auf seine Brust, streckte die andere mit gespreizten Fingern aus, schnitt eine höchst possirliche Grimasse, womit er wol ein Compliment ausdrücken wollte, und sagte:

„Es käme ihm nicht zu, etwas von les bonnes fortunes des Herrn zu wissen.“

Mein Oheim sah, daß von dieser Seite nichts Befriedigendes zu erfahren war. Nach dem Frühstück ging er mit dem Marquis durch die neuern Gemächer des Schlosses, über den wohlgebohnten Fußboden mit Seide ta-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0269-1

pezirter Salons und zwischen reich vergoldeten und mit Brocat überzogenen Hausgeräthen hin, bis sie in eine lange Gemäldegalerie eintraten, welche viele Portraits, theils in Oel-, theils in Wasserfarben, enthielt.

Hier bot sich ein reiches Feld für die Beredtsamkeit seines Wirths, welcher all den Stolz eines Edelmanns des ancien régime besaß. Es gab keinen großen Namen in der Normandie, ja, kaum in Frankreich, der nicht auf die oder jene Weise mit seinem Hause in einer Verbindung gestanden hätte. Mein Oheim hörte mit innerer Ungeduld zu und ruhte dabei bald auf dem einen, bald auf dem andern Beine, während der kleine Marquis mit dem Feuer und der Lebhaftigkeit, die ihm eigen waren, von den Heldenthaten seiner Ahnen sprach, deren Bilder an der Wand hingen, von den kriegerischen Großthaten der in Stahl gehüllten ernsten Ritter herab bis zu den Galanterien und Intriguen der blauäugigen Herren mit heitern lächelnden Gesichtern, gepuderten Seitenlocken, Spitzenmanschetten und roth- und blauseidenen Röcken und Hosen; auch vergaß er die Eroberungen der lieblichen Schäferinnen nicht, welche, mit Reifröcken und Taillen, nicht dicker als die einer Sanduhr, die zierlichen, mit flatternden Bändern geschmückten Hirtenstäbe herrschend über ihre Schafe und Schäfer zu schwingen schienen.

Während sein Freund sprach, fiel meinem Oheim ein Bild in ganzer Figur auf, in welchem er seinen Besuch der vergangenen Nacht wieder zu erkennen glaubte.

„Mir ist", sagte er, indem er darauf hinzeigte, „als müßte ich das Original dieses Bildes gesehen haben."

„Verzeihen Sie", erwiderte der Marquis höflich, „das kann nicht wohl möglich sein, da die Dame seit mehr als hundert Jahren todt ist. Es war die schöne Herzogin von Longueville, welche während der Minderjährigkeit Louis XIV. glänzte."

„Und bietet ihre Geschichte irgend etwas Bemerkenswerthes dar?"

Unglücklicher hätte man nicht fragen können. Der kleine Marquis warf sich sogleich in die Attitude eines Mannes, welcher im Begriff steht, eine lange Geschichte zu erzählen. Mein Oheim hatte sich in der That die ganze Geschichte des Krieges der Fronde, worin die schöne Herzogin eine so ausgezeichnete Rolle spielte, auf den Hals beschworen. Turenne, Coligny, Mazarin, wurden aus ihren Gräbern gerufen, um seine Erzählung zu schmücken, und ebenso wenig wurden die Barrikaden, noch das Ritterthum der Portes-cochères vergessen. Mein Oheim begann sich tausend Meilen weit vom Marquis und seinem unbarmherzigen Gedächtnisse hinwegzuwünschen, als plötzlich der Gedankengang des kleinen Mannes eine interessantere Wendung nahm. Er erzählte von der Gefangenschaft des Herzogs von Longueville

mit den Prinzen Condé und Conti im Schlosse von Vincennes, und von den fruchtlosen Bemühungen der Herzogin, die muthigen Bewohner der Normandie zu ihrer Befreiung aufzuwiegeln. Er war bis zu dem Punkte gekommen, wo sie durch die königlichen Truppen im Schlosse von Dieppe belagert wurde.

„Der Muth der Herzogin", fuhr der Marquis fort, „steigerte sich mit ihrer Bedrängniß. Es war staunenerregend, ein so zartes und schönes Wesen so entschlossen mit Widerwärtigkeiten ringen zu sehen. Sie wählte ein verzweifeltes Mittel, um zu entkommen. Sie haben vielleicht das Schloß gesehen, in welchem sie eingesperrt war; das Gebäude sieht aus wie ein kleiner holperiger Auswuchs am Rücken eines Berges, dicht über der düstern kleinen Stadt Dieppe. In einer dunkeln, stürmischen Nacht schlich sie insgeheim aus einer kleinen Hinterthür des Schlosses, deren Bewachung der Feind vernachlässigt hatte. Die Hinterthür ist noch bis auf diesen Tag vorhanden; sie führt nach einer schmalen Brücke über einen tiefen Graben zwischen dem Schlosse und dem Gipfel des Berges. Ihre Dienerinnen, etliche Diener und einige tapfere Ritter, welche entschlossen waren, treulich ihr Schicksal zu theilen, begleiteten sie. Sie hatte die Absicht, einen kleinen, etwa zwei Meilen entfernten Hafen zu erreichen, wo auf ihre Veranstaltung insgeheim ein Schiff in Bereitschaft gesetzt worden war, um im Nothfall auf demselben ihre Flucht bewerkstelligen zu können.

„Die kleine Schar Flüchtiger war genöthigt, diese Strecke zu Fuße zurückzulegen. Als sie den Hafen erreichten, war der Wind stürmisch, die Flut conträr und das Schiff lag weit draußen auf der Rhede vor Anker, während kein Mittel zu finden war, um an Bord zu kommen, ausgenommen ein Fischerboot, welches schwankend wie eine Muschelschale vor der Brandung lag. Die Herzogin beschloß, den Versuch zu wagen. Die Seeleute bemühten sich, ihr das Vorhaben auszureden; allein die drohende Gefahr am Strande und ihr hochherziger Geist trieben sie zur Ausführung. Sie mußte auf den Armen eines Schiffers nach dem Boote getragen werden. Die Gewalt des Windes und der Wellen war aber so stark, daß er strauchelte, das Gleichgewicht verlor und seine kostbare Last ins Meer fallen ließ.

„Die Herzogin wäre beinahe ertrunken, aber sie kam theils durch ihre eigene verzweifelte Anstrengung, theils durch den kräftigen Beistand der Seeleute ans Land. Sobald sie wieder ein wenig zu Kräften gelangt war, drang sie auf eine Erneuerung des Versuchs. Der Sturm war jedoch inzwischen so heftig geworden, daß alle Bemühungen fruchtlos bleiben mußten. Zögerte man, so war Entdeckung und Gefangenschaft unvermeidlich. Sie ließ, als letztes Auskunftsmittel, Pferde herbeischaffen, stieg, ebenso wie ihre Ge-

fährtinnen, hinter den ritterlichen Herren auf, welche sie begleiteten, und durchstreifte das Land, um ein einstweiliges Asyl zu suchen.

„Indem nun die Herzogin", fuhr der Marquis fort, indem er den Zeigefinger auf meines Oheims Brust legte, um seine Aufmerksamkeit ganz besonders zu fixiren, „indem die arme Herzogin im Sturmwetter auf diese trostlose Weise umherirrte, erreichte sie dieses Schloß. Ihr Nahen erregte einige Unruhe, denn wenn man tief in der Nacht eine Reiterschar die Allee eines einsamen Schlosses herauftrappeln hörte, so war das in jenen wilden Zeiten und in einer unruhigen Gegend des Landes schon hinreichend, um Besorgniß zu erwecken.

„Ein großer, breitschulteriger und bis an die Zähne bewaffneter Jäger sprengte voraus und meldete den Namen des Gastes. Alle Unruhe war verschwunden. Die Dienerschaft erschien mit Fackeln, um sie zu empfangen, und noch nie hatte Fackelschein eine mehr durch Wind und Wetter mitgenommene und durch Kreuz- und Querzüge abgemattete Schar beleuchtet, als diejenige, welche nun in den Hof sprengte. Welche bleiche, erschöpfte Gesichter, welche beschmuzte Kleider wurden von der armen Herzogin und ihren Gefährtinnen, jede hinter ihrem Cavalier sitzend, zur Schau geboten! und die durchnäßten, halb vom Schlafe überwältigten Pagen und Diener schienen jeden Augenblick vor Erschöpfung von den Pferden fallen zu wollen.

„Mein Vorfahr empfing die Herzogin mit einem herzlichen Willkommen. Sie wurde in den Saal des Schlosses geführt und bald prasselte und flackerte das Feuer, um sie und ihr Gefolge zu erquicken; jeder Bratspieß und jede Pfanne mußte herhalten, um eine reichliche Erfrischung für die Reisenden in Bereitschaft zu setzen.

„Sie hatte ein Recht auf unsere Gastfreundschaft", fuhr der Marquis fort, indem er eine etwas würdevollere Haltung annahm, „denn sie war mit unserer Familie verwandt. Ich will Ihnen angeben, in welcher Weise. Ihr Vater, Heinrich von Bourbon, Prinz von Condé — —"

„Aber, brachte die Herzogin die Nacht im Schlosse zu?" fiel mein Oheim etwas hastig ein; denn der Gedanke, sich in eine der genealogischen Erörterungen des Marquis vertiefen zu sollen, erschreckte ihn nicht wenig.

„O, was die Herzogin anlangt, so wurde diese in dem nämlichen Zimmer untergebracht, welches Sie in vergangener Nacht bewohnten und das zu jener Zeit eine Art Staatszimmer war. Ihre Gefährten wurden in den Zimmern auf dem benachbarten Corridor einquartirt und ihr Lieblingspage schlief in einem anstoßenden Cabinet. Auf dem Gange schritt der große Jäger auf und ab, welcher ihre Ankunft gemeldet hatte und nun eine Art von Schildwache abgab. Er war ein finsterer, ernster Mensch und sein

Ansehen verrieth gewaltige Kraft; wenn das Licht einer Lampe auf dem Corridor sein starkmarkirtes Gesicht und seine muskulöse Gestalt beleuchtete, schien es, als müßte er fähig sein, das Schloß mit seinem Arme ganz allein zu vertheidigen.

„Es war eine rauhe, wilde Nacht; um diese Jahreszeit — apropos! — jetzt besinne ich mich, gestern war gerade der Jahrestag ihres Besuchs. Es ist natürlich, daß ich mich des Datums genau erinnere; denn es war eine Nacht, die unser Haus nicht leicht vergessen konnte. Es existirt in Bezug darauf eine seltsame Tradition in unserer Familie." Hier hielt der Marquis inne und um seine buschigen Augenbrauen schien sich eine Wolke zusammenzuziehen. „Es existirt eine Tradition, — daß sich ein seltsamer Vorfall in jener Nacht ereignete, — ein seltsamer, geheimnißvoller, unerklärlicher Vorfall —" Hier brach er ab und schwieg.

„Bezog er sich auf die Dame?" fragte mein Oheim eifrig.

„Die Mitternachtsstunde war vorüber", begann der Marquis wieder, „als das ganze Schloß — —" Hier pausirte er aufs neue. Mein Oheim machte eine Bewegung der erwartungsvollsten Neugier.

„Entschuldigen Sie mich", sagte der Marquis, während ein leichtes Roth sein blasses Gesicht überflog. „Es verknüpfen sich einige Umstände mit der Geschichte unsers Hauses, welche ich nicht gern erwähne. Es war ein rohes Zeitalter. Eine Zeit großer Verbrechen unter großen Männern; denn Sie wissen wol, vornehmes Blut kann, wenn es unterm Einflusse der Sünde fließt, nicht so zahm fließen, wie das Blut der Canaille — arme Dame! — Aber ich habe einen kleinen Familienstolz, der — entschuldigen Sie mich: lassen Sie uns von andern Dingen sprechen, wenn's Ihnen gefällig ist —"

Meines Oheims Neugier war angeregt. Die pomphafte und prunkende Einleitung hatte ihn etwas Wunderbares in der Erzählung erwarten lassen, zu welcher sie wie eine Art Eingangsallee zu führen schien. Er hatte nicht erwartet, sich durch einen plötzlichen Anfall unzeitiger Bedenklichkeit darum gebracht zu sehen. Da er überdies ein Reisender war, welcher auf Belehrung ausging, so hielt er es für seine Pflicht, sich nach allen Dingen zu erkundigen.

Der Marquis wich indeß jeder Frage aus.

„Nun", sagte mein Oheim ein wenig muthwillig, „was Sie auch davon denken mögen: ich sah diese Dame in vergangener Nacht."

Der Marquis trat einen Schritt zurück und sah ihn erstaunt an.

„Sie schenkte mir einen Besuch in meinem Schlafzimmer."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0273-9

Der Marquis nahm mit einem Achselzucken und einem Lächeln seine Schnupftabacksdose aus der Tasche, denn ohne Zweifel hielt er die Bemerkung für einen ungeschickten englischen Scherz, an welchem er aus Höflichkeit Wohlgefallen finden müsse.

Mein Oheim nahm jedoch nun das Wort in ernstem Tone und schilderte den ganzen Vorfall. Der Marquis hörte ihm mit großer Aufmerksamkeit zu, während er die Dose ungeöffnet in der Hand hielt. Als die Erzählung beendigt war, schlug er bedächtig auf den Deckel seiner Dose und nahm eine lange und geräuschvolle Prise.

„Pah!“ sagte der Marquis und schritt nach dem andern Ende der Galerie.

Hier machte der Erzähler eine Pause. Die Gesellschaft wartete eine Zeitlang, in der Hoffnung, daß er die Erzählung fortsetzen werde; aber vergebens — er verharrte im Schweigen.

„Nun“, sagte der fraglustige Herr, „und was sagte ihr Oheim darauf?“

„Nichts“, erwiderte der Andere.

„Und was sagte der Marquis weiter?“

„Nichts.“

„Und ist das Alles?“

„Das ist Alles“, sagte der Erzähler, ein Glas Wein füllend.

„Ich glaube“, sagte der schelmische alte Herr mit der Schalksnase, „ich glaube, der Geist wird wol kein anderer gewesen sein, als die alte Haushälterin, die ihre Runde machte, um zu sehen, ob Alles in Ordnung sei.“

„Pah!“ sagte der Erzähler. „Mein Oheim war zu sehr an seltsame Erscheinungen gewöhnt, als daß er nicht einen Geist von einer Haushälterin hätte unterscheiden sollen.“

Ein Gemurmel, halb lustig, halb eine Folge getäuschter Erwartung, lief um die Tafel. Ich war zu glauben geneigt, daß der alte Herr wirklich noch einen Nachtrag zu seiner Geschichte im Hinterhalt hätte, aber er schlürfte seinen Wein und sagte nichts weiter; um sein verfallenes Gesicht spielte eine wunderliche Miene, die mich in Zweifel ließ, ob er das Ganze spaßhaft oder ernsthaft nähme.

„Meiner Treu“, sagte der schlaue Herr mit der biegsamen Nase, „diese Geschichte ihres Oheims erinnert mich an eine andere, welche eine meiner Tanten von mütterlicher Seite zu erzählen pflegte; dieselbe wird freilich am Ende kein würdiges Seitenstück zu der Ihrigen sein, denn die gute Dame war minder geneigt, seltsamen Abenteuern zu begegnen. Jedenfalls sollen Sie aber die Erzählung haben.“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0274-5

Das
Abenteuer meiner Tante.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0275-0

„Meine Tante verband mit einer sehr ansehnlichen Gestalt einen starken Geist und große Entschlossenheit; man konnte sie recht eigentlich ein mannhaftes Weib nennen. Mein Oheim war ein schmächtiges, schwächliches Männchen, sehr sanft und nachgiebig und meiner Tante nicht gewachsen. Es fiel auf, daß er seit dem Vermählungstage mehr und mehr hinschwand und einschrumpfte. Das kraftvolle Wesen seiner Frau erdrückte ihn; er wurde dadurch aufgerieben. Meine Tante ließ ihm indeß alle mögliche Pflege angedeihen und ihn von mindestens einem Dutzend Doctoren behandeln; Alles, was sie verschrieben, mußte er einnehmen, Medicin in größerer Menge, als für ein ganzes Hospital ausgereicht haben würde. Alles war vergebens. Mein Oheim fühlte sich übler und übler, je mehr Arznei und Pflege er er-

hielt, bis er zuletzt einen neuen Namen zu der langen Liste ehelicher Opfer fügte, welche durch Zärtlichkeit getödtet worden sind."

„Und war es sein Geist, der ihr erschienen?" fragte der forschlustige Herr, welcher den frühern Erzähler befragt hatte.

„Sie werden hören", erwiderte der Erzähler. „Meine Tante nahm sich den Tod ihres armen lieben Gemahls gewaltig zu Herzen. Vielleicht empfand sie einige Gewissensbisse darüber, daß sie ihm soviel Medicin gegeben und ihn ins Grab gepflegt hatte. Jedenfalls that sie Alles, was eine Witwe nur thun konnte, um sein Andenken zu ehren. Sie sparte keine Kosten, weder was die Menge, noch was die Güte ihrer Trauerkleider betraf; ein Miniaturbild von ihm, so groß wie eine kleine Sonnenuhr, trug sie am Halse, und in ihrem Schlafzimmer hing sein Bild in Lebensgröße. Jedermann erhob ihr Benehmen bis zum Himmel, und man war darüber einverstanden, daß eine Frau, welche das Andenken eines Mannes so zu ehren wüßte, bald einen andern zu bekommen verdiente.

„Kurze Zeit nachher bezog sie einen alten Landsitz in Derbyshire, welcher lange Zeit nur der Obhut eines Verwalters und einer Haushälterin anvertraut gewesen war. Die Mehrzahl ihrer Dienstleute nahm sie mit dorthin, weil sie das Landhaus zu ihrem bleibenden Wohnorte wählen wollte. Dasselbe stand in einer einsamen wilden Gegend des Landes, umgeben von den grauen Derbyshire-Bergen, Angesichts einer öden Anhöhe, auf der man einen Mörder in Ketten aufgehängt erblickte.

„Die Dienstleute aus der Stadt kamen vor Grauen halb von Sinnen bei dem Gedanken, an einem so traurigen, heidnischen Orte leben zu müssen; besonders war dies der Fall, wenn sie Abends in der Bedientenstube zusammenkamen und alle die Gespenstergeschichten, die sie im Laufe des Tages hatten anhören müssen, miteinander besprachen. Es bangte ihnen, sich allein in die dunkeln, düster aussehenden Zimmer zu wagen. Das Mädchen der Dame, welches an Nervenzufällen litt, erklärte, sie könnte nimmer allein in einem solchen «erschrecklichen alten Rumpelgebäude» schlafen, und der Bediente, ein gutherziger junger Mensch, that sein Möglichstes, um sie zu trösten.

„Selbst auf meine Tante schien das vereinsamte Ansehen des Hauses einen unangenehmen Eindruck gemacht zu haben. Bevor sie zu Bette ging, sah sie daher sorgfältig nach, ob Thüren und Fenster wohl verwahrt wären; das Silberzeug verschloß sie mit eigener Hand und trug die Schlüssel, sowie ein kleines Behältniß mit Geld und Juwelen, nach ihrem eigenen Zimmer; denn sie war eine sehr wirthschaftliche Frau und sah selbst nach allen Dingen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0278-7

Nachdem sie die Schlüssel unter ihr Kissen gelegt und ihr Mädchen entlassen hatte, setzte sie sich an ihren Nachttisch, um ihr Haar zu ordnen; denn da sie, bei allem Kummer um meinen Oheim, doch eine muntere, frische Witwe war, so verwendete sie besondere Sorgfalt auf ihr Aeußeres. Sie saß daher ein Weilchen, indem sie ihr Gesicht erst auf der einen, dann auf der andern Seite im Spiegel betrachtete, wie es Damen zu thun pflegen, wenn sie sich überzeugen wollen, ob sie auch gut ausgesehen haben; denn ein flotter Squire aus der Nachbarschaft, mit welchem sie als Mädchen ein kleines Liebesverhältniß gehabt, war an diesem Tage erschienen, um sie auf dem Lande willkommen zu heißen.

„Auf einmal war es ihr, als hörte sie hinter sich etwas bewegen. Hastig sah sie sich um, allein es war nichts zu sehen — nichts weiter als das mürrisch gemalte Bild ihres armen lieben Mannes, welches an der Wand hing.

„Sie widmete seinem Gedächtnisse einen schweren Seufzer, wie sie es stets zu thun gewohnt war, wenn sie in Gesellschaft von ihm sprach, und begann darauf ihr Nachtzeug anzulegen und an den Squire zu denken. Ihrem Seufzer antwortete etwas wie ein langer Athemzug oder wie ein Wiederhall. Sie blickte wieder umher, aber es war Niemand zu sehen. Sie schrieb diesen Seufzerlaut dem Winde zu, welcher durch die Mauslöcher des alten Gebäudes zog, und wickelte gelassen ihr Haar auf — da schien es ihr plötzlich, als ob sich an dem Bilde eines der Augen bewegte."

„Während sie dem Bilde den Hinterkopf zugekehrt hatte!" sagte der Erzähler mit dem verfallenen Kopfe. „Gut!"

„Ja, mein Herr!" erwiderte trocken der Erzähler; „ihren Rücken kehrte sie dem Bilde zu, aber ihre Augen waren im Spiegel auf dasselbe gerichtet. Nun, wie gesagt, sie bemerkte, daß sich eines der Augen an dem Porträt bewegte. Ein so seltsamer Umstand verursachte ihr, wie man sich vorstellen kann, einen plötzlichen Schrecken. Um sich von der Sache zu überzeugen, legte sie eine Hand vor die Stirn, wie wenn sie dieselbe riebe, guckte durch die Finger und bewegte das Licht mit der andern Hand. Das Licht der Kerze fiel auf das Auge und wurde von demselben zurückgestrahlt. Sie war überzeugt, daß es sich bewegte. Ja, es schien ihr sogar in derselben Weise zuzuwinken, wie es ihr Gemahl bisweilen gethan hatte, als er noch lebte! Einen Augenblick empfand sie einen heftigen Schauder, und allein wie sie war, fühlte sie sich in einer grausigen Lage.

„Der Schauder war aber vorübergehend. Meine Tante, welche fast ebenso entschlossen war als Ihr Oheim, mein Herr (diese Worte waren an den alten Erzähler gerichtet), gewann bald wieder Ruhe und Fassung. Sie fuhr

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0279-6

fort, ihre Nachtkleidung zu ordnen, und summte sogar ein Liedchen, ohne dabei in einen falschen Ton zu fallen. Zufällig warf sie ein Toilettenkästchen um, nahm aber ein Licht und las die Gegenstände, einen nach dem andern vom Boden auf, verfolgte ein rollendes Nadelkissen, welches behend unter das Bett zu entfliehen suchte, öffnete dann die Thür, schaute einen Augenblick auf den Corridor hinaus, als überlegte sie, ob sie gehen sollte, und schritt dann ruhig hinaus.

„Sie eilte die Treppe hinab, befahl den Dienstleuten, sich so gut zu bewaffnen, als sie es in der Eile vermöchten, stellte sich an ihre Spitze, und kehrte fast unverzüglich zurück.

„Ihre rasch aufgebotene Armee bildete eine furchtbare Streitmacht. Der Verwalter hatte eine rostige Muskete, der Kutscher eine mächtige Peitsche, der Bediente ein paar Reiterpistolen, der Koch ein großes Hackmesser und der Kellner eine Flasche in jeder Hand. Meine Tante bildete den Vortrab mit einem rothglühenden Schüreisen, und sie war meiner Ansicht nach der furchtbarste unter sämmtlichen Kämpfern. Das Mädchen, welches sich fürchtete, allein in der Gesindestube zu bleiben, bildete den Nachtrab, während sie an einem zerbrochenen Riechfläschchen roch und ihr Entsetzen vor den Geistern laut äußerte.

„«Geister!» sagte meine Tante mit Entschlossenheit. «Ich werde ihnen die Bärte versengen!»

„Sie betraten das Zimmer. Alles war still und in derselben Ordnung, wie sie es verlassen hatte. Sie näherten sich dem Bilde meines Oheims.

„«Reißt mir dies Bild herunter!» rief meine Tante. Ein tiefes Stöhnen und ein Ton wie Zähneklappern ging von dem Gemälde aus. Die Diener bebten zurück; das Mädchen stieß einen schwachen Schrei aus und stützte sich auf den Bedienten.

„«Rasch!» fügte meine Tante, mit dem Fuße stampfend, hinzu.

„Das Bild wurde herabgerissen und aus einer Nische dahinter, worin früher eine Uhr gestanden hatte, zogen sie einen breitschulterigen, schwarzbärtigen Kerl hervor, der ein Messer so lang wie mein Arm hatte, aber über und über wie Espenlaub zitterte."

„Nun, und wer war er? Kein Geist vermuthlich?" sagte der fraglustige Herr.

„Ein Stegreifritter", erwiderte der Erzähler, „welchen der Werth der reichen Witwe bezaubert hatte, oder vielmehr ein marodirender Tarquin, der

sich ins Zimmer eingeschlichen hatte, um ihrer Börse Gewalt anzuthun und ihre Kasse zu plündern, nachdem Alles im Hause in Schlaf gesunken gewesen sein würde. Kurz", fuhr er fort, „der Vagabund war ein lockerer, müßiger Kerl aus der Gegend, der einst im Hause gedient hatte und mitbeschäftigt worden war, um es für die Aufnahme der Besitzerin in Stand zu setzen. Er gestand, daß er dieses Versteck für seine schändlichen Absichten erlesen und ein Auge des Bildes geborgt hatte, um es als Loch zum Besichtigen zu benutzen."

„Und was machten sie mit ihm? Hängten sie ihn auf?" begann der Frager wieder.

„Ihn aufhängen! — Wie konnten sie das?" rief ein mürrisch aussehender Advocat mit einer Habichtsnase. „Es lag kein Capitalverbrechen vor. Kein Raub, kein Angriff war begangen worden. Weder Zwang noch Einbruch hatte den Eintritt des Mannes begleitet."

„Meine Tante", sagte der Erzähler, „war eine muthige Frau, welche das Gesetz gern in ihre eigene Hand nahm. Auch hatte sie ihre besondern Ansichten über Reinlichkeit. Sie befahl, den Kerl durch die Pferdeschwemme zu ziehen, um ihn von allen Vergehen rein zu waschen und ihn dann mit einem eichenen Handtuch tüchtig abzureiben."

„Und was ist später nachher aus ihm geworden?" sagte der fragelustige Herr.

„Das weiß ich nicht genau. Ich glaube, er wurde auf eine Besserungsreise nach Botanybai gesendet."

„Und Ihre Tante?" fuhr der fragelustige Herr fort; „o ich wette, sie ließ nach diesem Vorfalle ihr Mädchen mit im Zimmer schlafen."

„Nein, sie that etwas Besseres; sie gab bald nachher ihre Hand dem flotten Squire; denn sie pflegte zu bemerken, daß es für eine Frau etwas höchst Trauriges sei, auf dem Lande allein zu schlafen."

„Sie hatte Recht", bemerkte der fragelustige Herr mit klugem Kopfnicken; „es thut mir aber leid, daß sie jenen Kerl nicht aufknüpften."

Man war allgemein einverstanden, daß der letzte Erzähler seine Geschichte am befriedigendsten geschlossen hätte, obwol ein anwesender Landgeistlicher bedauerte, daß der Oheim und die Tante, welche in den verschiedenen Erzählungen figurirten, einander nicht geheirathet hätten, da sie sicherlich am trefflichsten zueinander gepaßt haben würden.

„Bei Licht besehen, scheint es mir jedoch nicht so", bemerkte der fragelustige Herr, „daß überhaupt ein Geist in dieser letzten Geschichte vorgekommen wäre."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0282-9

„O, wenn Sie Geister wollen, meiner Treu!“ rief der irländische Dragonerhauptmann, „wenn Sie Geister wollen, so kann ich mit einem ganzen Regiment aufwarten. Und da diese Herren die Abenteuer ihrer Oheime und Tanten zum Besten gegeben haben, so will ich Ihnen ein Capitel aus meiner eigenen Familiengeschichte erzählen.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0284-0

Der kühne Dragoner

oder

das Abenteuer meines Grossvaters.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0285-6

„Mein Großvater war ein beherzter Dragoner, und es ist dies, wie Sie sehen, ein Beruf, der in der Familie erblich geworden ist. Alle meine Vorfahren sind Dragoner gewesen und auf dem Felde der Ehre gestorben, ausgenommen ich, und ich hoffe, meine Nachkommenschaft werde von mir das Nämliche sagen können; indeß will ich alles Prahlen bei Seite lassen. — Nun, mein Großvater war, wie gesagt, ein beherzter Dragoner und hatte in den Niederlanden gedient. Er gehörte zu der nämlichen Armee, die, wie mein Oheim Toby bemerkt hat, so erschrecklich in Flandern fluchte. Er konnte selber ziemlich kräftig fluchen, und überdies war er der nämliche Mann,

welcher die vom Corporal Trim erwähnte Lehre von innerer Hitze und innerm Lebenssaft einführte, d. h. mit andern Worten, die Methode, den Dünsten des Sumpf- und Regenwassers durch gebranntes Wasser das Gegengewicht zu halten. Sei dem übrigens, wie ihm wolle, mit meiner Erzählung hat es nichts zu thun. Ich erwähne es nur, um zu zeigen, daß mein Großvater kein Mann war, der so leicht mit sich spaßen ließ. Er hatte Pulver gerochen, oder, wie er sich selbst ausdrückte, er hatte dem Teufel ins Auge geschaut — und damit ist Alles gesagt.

„Also, meine Herren, mein Großvater befand sich auf dem Wege nach England, wohin er sich von Ostende einzuschiffen gedachte — hol' der Henker den Ort! Ich wurde darin durch Stürme und widrigen Wind drei lange Tage festgehalten und weder ein lustiger Gefährte, noch ein hübsches Gesicht war da, um mich zu trösten. Also, wie gesagt, mein Großvater befand sich auf seinem Wege nach England, oder vielmehr nach Ostende — gleichviel, es kommt ganz auf Eins hinaus. So ritt er denn eines Abends, kurz vor Dunkelwerden, in Brügge ein. Wahrscheinlich ist Brügge Ihnen Allen bekannt, meine Herren; eine wunderliche, altmodische, flandrische Stadt, in alten Zeiten, wie man sagt, ein Hauptplatz für Handel und für Geldzusammenscharren, als die Mynheers noch in ihrer Glorie standen; heutigen Tags aber ist der Ort fast ebenso weit und leer wie die Tasche eines Irländers. — Nun, meine Herren, es war gerade Meßzeit. Brügge wimmelte von Menschen, die Kanäle waren mit holländischen Booten und die Straßen mit holländischen Kaufleuten bedeckt; man konnte vor Ballen, Waaren, Gütern, Bauern in weiten Hosen und Weibern in einem Dutzend Röcken kaum vorwärtskommen.

„Mein Großvater ritt lustig vorwärts in seiner leichten soldatischkecken Weise, denn er war ein ungenirter munterer Kumpan. Er blickte umher auf die bunte Menge und auf die alten Häuser mit ihren der Straße zugekehrten Giebeln und den Storchnestern auf den Essen; er nickte den ehrsamen Frauen zu, die ihre Gesichter an den Fenstern zeigten, und scherzte rechts und links mit den Weibern auf der Straße; sie lachten Alle und nahmen seine Späße außerordentlich gut auf, denn obwol er kein Wort von der Landessprache verstand, so wußte er sich unter Frauen doch allezeit verständlich zu machen.

„Nun, meine Herren, da gerade Messe war, so war auch die ganze Stadt überfüllt, jedes Gasthaus und jede Schenke besetzt und mein Großvater erkundigte sich vergebens von einem Gasthofe zum andern nach Unterkunft. Endlich gelangte er auf seinem Ritt an ein altes, rumpeliges Wirthshaus, welches aussah, als wollt' es in Stücke fallen und aus welchem alle Ratten

weggelaufen sein würden, hätten sie nur hoffen dürfen, in einem andern Hause Raum zu finden, um ihre Häupter niederzulegen. Es war ganz solch ein wunderliches Gebäude, wie man auf niederländischen Bildern sieht, mit einem hohen Dache, das bis in die Wolken reichte, und Bodenräumen, einen über den andern, wie die sieben Himmel Mohammed's. Durch nichts wurde es vor dem Einsturz bewahrt, außer durch ein Storchnest auf der Esse, welches in den Niederlanden einem Hause stets Glück bringt, und zwar standen zu der Zeit, als mein Großvater dort eintraf, zwei dieser gnadenreichen, langbeinigen Vögel gleich Geistern auf der Esse. Meiner Treu, sie haben auch das Haus bis diesen Tag auf den Beinen erhalten; denn Sie können es noch jeder Zeit sehen, wenn Sie durch Brügge kommen, wo es noch steht, nur daß es in eine Brauerei starken flandrischen Biers verwandelt ist; wenigstens verhielt es sich so, als ich nach der Schlacht bei Waterloo auf diesem Wege heimreiste.

„Als sich mein Großvater näherte, musterte er das Haus mit neugierigen Blicken. Vielleicht würde es ihm gar nicht interessant erschienen sein, hätt' er nicht in großen Buchstaben über der Thür gelesen:

Heer verkoopt man goeden Dranк.

Mein Großvater hatte von der Sprache genug gelernt, um zu wissen, daß dies Schild gutes Getränk verheiße. «Das ist das Haus für mich», sagte er, indem er vor der Thüre Halt machte.

„Das plötzliche Erscheinen eines stürmischen Dragoners war ein großes Ereigniß in einem alten Wirthshause, welches nur die friedlichen Söhne Merkurs zu besuchen pflegten. Ein reicher Bürger von Antwerpen, ein stattlicher ansehnlicher Mann mit breitem flandrischen Hute, der große Mann und der hohe Patron dieser Wirthschaft, saß, eine saubere lange Pfeife rauchend, an der einen Seite der Thür; ein fetter kleiner Branntweinbrenner aus Schiedam saß rauchend an der andern; der rothnasige Wirth stand in der Thür und die hübsche Wirthin in landesüblicher Haube neben ihm; an einem Fenster zur Seite befand sich der Wirthin Tochter, ein frisches flandrisches Mädchen mit langen goldenen Ohrgehängen.

„«Hm!» sagte der reiche Bürger von Antwerpen mit einem mürrischen Blick auf den Fremden.

„«Die Duyvel!» sagte der fette kleine Branntweinbrenner von Schiedam.

„Der Wirth bemerkte mit dem Scharfblick, der seinen Berufsgenossen eigen ist, daß der neue Gast keineswegs dem Geschmacke der alten zusagte, und er selber fand in Wahrheit auch keinen Gefallen an meines Großvaters trotzigkeckem Auge. Er schüttelte den Kopf. «Keine Bodenkammer sei unbesetzt im Hause», äußerte er.

„«Keine Bodenkammer!» wiederholte die Wirthin.

„«Keine Bodenkammer!» wiederholte die Tochter.

„Der Bürger von Antwerpen und der kleine Branntweinbrenner von Schiedam fuhren fort, mürrisch ihre Pfeife zu rauchen, während sie den Feind unter ihren breiten Hüten von der Seite anglotzten, aber nichts sagten.

„Mein Großvater war jedoch nicht der Mann, der sich einschüchtern ließ. Er warf die Zügel auf den Hals des Pferdes, drückte seinen Hut auf eine Seite, stemmte einen Arm unter und sagte: «So wahr ich lebe! ich will heute Nacht in diesem Hause schlafen!» — Bei diesen Worten schlug er sich, des Nachdrucks wegen, auf den Schenkel, und dieser Schlag ging der Wirthin zu Herzen.

„Nach dieser Betheuerung sprang er vom Pferde und schritt an den erstaunten Mynheers vorüber in die Gaststube. — Vielleicht sind Sie einmal im Schenkzimmer eines alten flandrischen Wirthshauses gewesen — meiner Treu! es war ein so hübsches Zimmer, als man es nur wünschen konnte: der Boden war mit Ziegeln belegt; ein großer Kamin, mit der ganzen biblischen Geschichte auf glasirten Kacheln, streckte seinen Sims weit aus der Wand heraus und prangte mit einem ganzen Regiment zerbrochener Theekannen und irdener Krüge, zu schweigen von einem halben Dutzend großer Delfter Teller, die an der Stelle von Gemälden im Zimmer umherhingen, sowie von dem Schenktische in einer Ecke und dem hübschen Schenkmädchen dahinter mit einer rothen Calicohaube und gelben Ohrglocken.

„Mein Großvater schnippte zufrieden mit den Fingern über seinem Kopfe, als er den Blick über das Zimmer gleiten ließ. «Meiner Treu!» sagte er, «gerade ein Haus, wie ich es suchte!»

„Von Seiten der Besatzung gab sich noch einiger Widerstand kund; aber mein Großvater war ein alter Soldat, obendrein ein Irländer und nicht leicht abzuweisen, zumal nachdem er schon in die Festung eingedrungen war. So wußte er denn den Wirth breitzuschlagen, küßte des Wirths Frau, schmeichelte des Wirths Tochter, griff dem Schenkmädchen unters Kinn, und Alle kamen darin überein, daß es tausend mal schade und obendrein eine wahre Schande sein würde, solch einen kühnen Dragoner aus dem Hause zu weisen. So pflogen sie denn geheimen Rath miteinander, nämlich mein Großvater und die Wirthin, und es wurde endlich beschlossen, daß er in einem alten Zimmer untergebracht werden sollte, welches seit einiger Zeit unbenutzt gewesen war.

„«Manche sagen, es spukt darin», flüsterte des Wirths Tochter; «aber Ihr seid ein kühner Dragoner und fürchtet Euch sicherlich nicht vor Geistern.»

„«Ganz und gar nicht», sagte mein Großvater, sie in die volle Wange

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0290-7

kneipend. «Sollt' ich aber durch Geister gestört werden — nun, ich habe mich meiner Zeit beim Rothen Meere umgesehen und kenn' ein treffliches Mittel, sie zur Ruhe zu bringen, mein Schätzchen!»

„Dann flüsterte er dem Mädchen etwas ins Ohr, daß sie lachen mußte und ihm einen gutmüthigen Backenstreich versetzte. Kurz, Niemand verstand es besser als mein Großvater, bei Frauen zum Ziele zu kommen.

„Bald nahm er nun, wie er es zu thun gewohnt war, vom ganzen Hause Besitz, indem er sich überall darin umsah; er ging in den Stall, um nach seinem Pferde, und in die Küche, um nach seinem Abendessen zu sehen. Mit einem Jeden machte er sich etwas zu sprechen oder zu thun, rauchte mit den Holländern, trank mit den Deutschen, klopfte den Wirth auf die Achsel, scherzte mit der Tochter und dem Schenkmädchen — kurz, seit den Tagen Alley Croakers war nie solch ein munterer Kriegsmann gesehen worden. Der Wirth starrte ihn mit Verwunderung an; des Wirths Tochter senkte den Kopf und kicherte, so oft er in ihre Nähe kam, und während er, den Säbel an der Seite schleppend, auf dem Gange hinlärmte, sahen ihm die Mägde nach und flüsterten untereinander: «Was für ein hübscher Mann!»

„Beim Abendessen ergriff mein Großvater das Commando der Wirthstafel, als ob er zu Hause wäre, legte Jedermann vor, ohne sich selber zu vergessen, sprach mit Jedermann, mocht' er ihre Sprache verstehen oder nicht, und eroberte das Vertrauen des reichen Bürgers von Antwerpen, den man in seinem Leben noch mit Niemand so vertraulich gesehen hatte. Er revolutionirte die ganze Wirthschaft und wiegelte sie dermaßen auf, daß das Haus davon wackelte. Ueber Jeden an der Tafel wußte er den Sieg davon zu tragen, ausgenommen über den kleinen fetten Branntweinbrenner von Schiedam, der lange Zeit zechte, bevor er sich ergab; als er es endlich that, zeigte er sich aber auch als ein eingefleischter Teufel. Er gewann meinen Großvater außerordentlich lieb; so saßen sie denn beisammen, trinkend und rauchend und Geschichten erzählend oder holländische und irländische Lieder singend, obwol Keiner dem Andern ein Wort verstand, bis endlich der kleine Holländer mit seinem eigenen Branntwein und Wasser gehörig eingeweicht war und zu Bett gebracht wurde, während er schreiend und vom Schlucken vielfach unterbrochen noch den Refrain eines holländischen Liebesliedes murmelte.

„Nun, meine Herren, meinen Großvater führte man nach seinem Schlafzimmer eine breite Treppe hinauf, die aus einer gewaltigen Masse Bauholz zusammengefügt war, und dann durch lange labyrinthische Gänge, behängt mit geschwärzten Bildern von Fischen, Früchten, Wild, ländlichen Volkslustbarkeiten, ungeheuer geräumigen Küchen und stattlichen Bürgermeistern, wie

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0291-3

man dergleichen in altmodischen flandrischen Wirthshäusern findet, bis er endlich nach seinem Zimmer gelangte.

„Ein Zimmer der alten Zeit war es allerdings und mit allerlei Gerüll angefüllt. Es sah wie ein Spital für gebrechlichen und ausgedienten Hausrath aus, wo jeder kranke oder untaugliche Gegenstand der Ruhe oder Vergessenheit übergeben wurde. Oder noch besser konnte man es für einen allgemeinen Congreß alter legitimer Mobilien halten, wo jede Gattung und jedes Land einen Vertreter hatte. Nicht zwei Stühle waren einander gleich. Da gab es hohe und niedrige Lehnen, Ledersitze, gewirkte Sitze, Strohsitze und gar keine Sitze; desgleichen zerbrochene Marmortische mit seltsam gearbeiteten Beinen, welche Kugeln in ihren Klauen hielten, als seien sie im Begriff Kegel zu spielen.

„Mein Großvater machte dieser buntscheckigen Versammlung eine Verbeugung, als er eintrat, und stellte, nachdem er sich ausgezogen hatte, sein Licht in den Kamin, indem er die Feuerzange um Verzeihung bat, welche, wie es schien, ein verliebtes Gespräch mit der Kohlenschaufel in der Kaminecke hatte und ihr zärtlichen Unsinn ins Ohr flüsterte.

„Die übrigen Gäste lagen um diese Zeit in tiefem Schlummer, denn die Mynheers sind alle gewaltige Schläfer. Die Mägde gingen, eine nach der andern, gähnend in ihre Dachkammern, und es ruhte in dieser Nacht kein weibliches Haupt auf seinem Kissen, ohne von dem kühnen Dragoner zu träumen.

„Mein Großvater legte sich seinerseits ins Bett und zog einen jener großen Federsäcke über sich, unter denen man in den Niederlanden einen Menschen zu ersticken pflegt, und so lag er nun zwischen zwei Federbetten verloren, wie eine Sardelle zwischen zwei Butterschnitten. Er war ein warmblütiger Mann und daher begann ihn diese eingepreßte Lage sehr zu incommodiren. Gar bald war es ihm zu Muthe, als würde er von einer Legion Kobolde gezwickt, und das Blut in seinen Adern kam in Fieberhitze.

„Er lag indeß still, bis man keinen Laut mehr im ganzen Hause hörte, ausgenommen das Schnarchen der Mynheers aus den verschiedenen Zimmern, die einander in allen möglichen Tonarten, wie die Ochsenfrösche in einem Sumpfe, antworteten. Je ruhiger das Haus wurde, um so unruhiger wurde mein Großvater. Es ward ihm wärmer und wärmer, bis er endlich die Betthitze nicht länger auszuhalten vermochte."

„Hatte das Mädchen es vielleicht zu sehr gewärmt?" fragte der neugierige Herr mit forschendem Tone.

„Im Gegentheil, glaub' ich", erwiderte der Irländer. „Aber sei dem wie ihm wolle, meinem Großvater wurde es zu heiß.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0292-8

„«Der Henker! das ist nicht länger auszuhalten!» sagte er endlich. So sprang er denn aus dem Bette und begann im Hause umherzuschlendern."

„Weshalb?" fragte der fragluſtige Herr.

„Ei, um sich abzukühlen, natürlich; oder vielleicht, um ein behaglicheres Bett zu finden; oder vielleicht — doch, es ist gleichgültig, was er suchte — er hat es nie erwähnt — und es nützt nichts, uns bei Vermuthungen aufzuhalten.

„Kurz, mein Großvater war eine Zeitlang aus seinem Zimmer entfernt gewesen und kehrte, vollkommen abgekühlt, nach demselben zurück, als er in dem Augenblicke, wo er die Thür erreichte, ein seltsames Geräusch darin vernahm. Er blieb stehen und horchte. Es klang, als ob sich Jemand, trotz großer Engbrüstigkeit, ein Lied zu summen bemühte. Er erinnerte sich des Gerüchts, daß es in dem Zimmer spuke; aber er glaubte nicht an Geister, öffnete daher sacht die Thür und guckte hinein.

„Da bot sich ihm nun, meine Herren, ein höchst wunderlicher Anblick dar, welcher den heiligen Antonius selber in Erstaunen gesetzt haben würde. Beim Scheine des Feuers sah er ein blasses dürres Männchen in einem langen Flanell-Schlafrock und hoher weißer Nachtmütze mit einer Bummel dran, welcher beim Feuer saß und anstatt einer Sackpfeife einen Blasebalg unter dem Arme hielt, dem es die asthmatische Musik entlockte, welche mein Großvater vernommen hatte. Während des Spiels machte der Musikant mit dem Körper tausendfache wunderliche Verdrehungen, nickte mit dem Kopfe und ließ seine bequaſtete Nachtmütze umherbaumeln.

„Mein Großvater hielt dies für sehr curios und außerordentlich anmaßend, und war im Begriff, an ihn die Frage zu richten, wie er dazu komme, sein Luftinstrument im Zimmer eines andern Herrn zu spielen, als sein Auge einen neuen Anlaß zum Erstaunen entdeckte. Ein Stuhl mit langem Rücken und krummen Beinen, mit Leder überzogen und nach einer stutzerhaften Mode über und über mit kleinen Messingnägeln bedeckt, gerieth plötzlich von der andern Seite des Zimmers her in Bewegung, streckte zuerst einen Löwenfuß aus, dann einen krummen Arm und schwebte endlich mit einer graziösen Verbeugung zu einem mit verschossenem Brocat überzogenen Lehnstuhle, der ein Loch im Kissen hatte, um als artiger Cavalier eine gespenstische Menuet im Zimmer mit ihm zu tanzen.

„Der Musiker spielte nun eifriger und eifriger, und fuhr mit seinem Kopfe und seiner Nachtmütze wie ein Toller umher. Allmälig schien die Tanzwuth die andern Stücke des Hausraths insgesammt zu ergreifen. Die alterthümlichen langleibigen Stühle fanden sich in Paaren zusammen und führten einen Contretanz auf; ein dreibeiniger Stuhl gab einen schottischen Horn-

pipetanz zum Besten, obwol ihn sein überzähliges Glied dabei entsetzlich zu schaffen machte, während die verliebte Feuerzange die Schaufel um die Taille faßte und sich im deutschen Walzer mit ihr durchs Zimmer drehte. Kurz, alle Mobilien kamen in Bewegung; alle drehten sich, wie von ebenso vielen Teufeln besessen, bunt durcheinander, alle, ausgenommen eine große Kleidercommode, welche gleich einer ehrbaren Witwe, trefflich im Takte mit der Musik, knicksend und knicksend, in einem Winkel blieb, entweder weil sie zu beleibt zum Tanzen war, oder vielleicht weil es an einem Tänzer fehlte.

„Mein Großvater, der den letztern Grund voraussetzte und als echter Irländer den Damen sehr ergeben und stets zu einer Lustbarkeit bereit war, sprang in das Zimmer, rief dem Musiker zu, Paddy O'Rafferty aufzuspielen, ging mit zierlichen Schritten zur Kleidercommode und faßte ein Paar Handhaben, um den Tanz zu beginnen, als plötzlich — hui! das ganze Fest zu Ende war. Die Stühle, Tische, Zange und Schaufel schlichen im Augenblick so ruhig an ihre Plätze zurück, als ob nichts geschehen wäre, und der Musiker verschwand durch den Kamin, wobei er in der Eile den Blasebalg zurückließ. Mein Großvater fand sich mitten im Zimmer am

Boden sitzend, während der hingestreckte Kleiderschrank vor ihm lag und er die losgerissenen Handhaben noch festhielt."

„Mithin war dies am Ende doch nur ein Traum!" sagte der fraglustige Herr.

„Ganz und gar kein Traum!" erwiderte der Irländer. „Nie war irgend etwas wirklichere Thatsache in dieser Welt. Meiner Treu, ich hätte meinen Großvater sehen mögen, wenn ihm Jemand gesagt hätte, es sei ein Traum gewesen.

„Nun, meine Herren, da die Kleidercommode ein gewaltig schwerer Körper war und mein Großvater ihr in diesem Punkte wenig nachgab, so können Sie sich vorstellen, daß der Fall zweier so schwerer Körper keinen geringen Lärm machen mußte. Das alte Haus schüttelte sich in der That, als hätt' es die Sache für ein Erdbeben gehalten. Die ganze Garnison ward alarmirt. Der Wirth, welcher unten schlief, eilte mit einem Lichte herauf, um dem Dinge nachzuforschen, aber trotz all' seiner Eile war ihm seine Tochter dennoch auf dem Schauplatze des Tumults zuvorgekommen. Dem Wirthe folgte die Wirthin, dieser folgte das frische pralle Schenkmädchen, diesem folgten die zimperlichen Stubenmädchen, und Alle hielten dabei, so gut sie konnten, die Kleidungsstücke zusammen, die sie in der Hast über den Kopf geworfen hatten; Alle gaben aber eine erschreckliche Unruhe und Neugier kund, zu sehen, was im Zimmer des kühnen Dragoners Erstaunliches vorgegangen sei.

„Mein Großvater schilderte die wunderbare Scene, deren Zeuge er gewesen, und die abgebrochenen Handhaben des hingestreckten Kleiderschranks bezeugten die Thatsache. Gegen ein solches Zeugniß ließ sich nichts einwenden, besonders bei einem Manne vom Charakter meines Großvaters, der im Stande zu sein schien, jedes Wort mit dem Säbel oder dem Shillelah zu bekräftigen. So kratzte sich denn der Wirth hinterm Ohr und machte ein einfältiges Gesicht, wie er's zu thun pflegte, wenn er eine Sache nicht verstand. Die Wirthin kratzte — nein, sie kratzte sich nicht hinterm Ohr, sondern sie runzelte die Stirn und schien keineswegs zufrieden mit der Erklärung. Aber der Wirthin Tochter bekräftigte dieselbe, indem sie daran erinnerte, daß die letzte Person, welche das Zimmer bewohnt hatte, ein am Veitstanz gestorbener berühmter Gaukler gewesen war, der ohne Zweifel alle diese Hausgeräthe angesteckt hatte.

„Damit war Alles aufgeklärt, zumal als die Stubenmädchen aussagten, daß sie sämmtlich sehr wunderbare Dinge in diesem Zimmer beobachtet hätten; und da sie dies «auf ihre Ehre» erklärten, so konnte von einem Zweifel an der Sache gar nicht die Rede sein."

„Und ging Ihr Großvater in diesem Zimmer wieder zu Bett?" sagte der fraglustige Herr.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0295-6

„Darüber kann ich keine Auskunft geben. Wo er den Rest der Nacht zubrachte, war ein Geheimniß, welches er nie entschleierte. Er war in der That, obwol er viel im Kriege umhergekommen, doch nur sehr mittelmäßig in der Geographie bewandert und konnte sich daher leicht bei seinen nächtlichen Reisen durch Wirthshäuser verirren, ohne am Morgen im Stande zu sein, eine befriedigende Reisebeschreibung zu liefern."

„Hat er jemals eine Anlage zum Nachtwandeln gezeigt?" fragte der schlaue alte Herr.

„Meines Wissens niemals."

Der Teufel und Tom Walker.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0297-7
DFG

Einige Meilen von Boston in Massachusetts befindet sich ein tiefer Arm des Meeres, welcher sich von Charlesbai mehre Meilen weit in das Innere des Landes windet und dann in einem dicht bewaldeten Morafte endigt. Längs der einen Seite dieses Armes streckt sich ein schöner dunkler Forst hin; auf der entgegengesetzten Seite steigt das Land vom Rande des Wassers schroff zu einem hohen Bergrücken empor, auf welchem etliche zerstreute Eichen von hohem Alter und ungeheuerer Größe gruppirt sind. Unter einem dieser riesigen Bäume war, wie alte Geschichten erzählen, von Kidd, dem Piraten, ein bedeutender Schatz vergraben worden. Der Meeresarm bot eine bequeme Gelegenheit, das Geld in einem Boote heimlich und bei Nacht bis zum Fuße

des Berges zu bringen; die hohe Lage des Platzes gestattete eine gute Umschau, um zu sehen, ob sich Niemand in der Nähe befände, während die ins Auge fallenden Bäume gute Merkzeichen bildeten, um den Ort leicht wiederzufinden. Die alten Sagen fügen noch hinzu, daß der Teufel bei der Verbergung des Geldes die Aufsicht führte und es unter seine besondere Obhut nahm; aber dies thut er bekanntlich stets mit vergrabenen Schätzen, zumal wenn es unrechtes Gut ist. Wie Dem nun auch sein möge, genug, Kidd kehrte nie zurück, um seinen Reichthum zu holen, denn er wurde bald nachher zu Boston ergriffen, nach England hinübergeschafft und dort als Seeräuber gehängt.

Um das Jahr **1727**, zu einer Zeit, wo in Neuengland sehr häufig Erdbeben stattfanden und manchen stolzen Sünder auf die Knie niederwarfen, lebte in der Nähe dieses Ortes ein hagerer, geiziger Mensch, Namens Tom Walker. Er hatte ein Weib, ebenso geizig als er selber; sie waren Beide in einem Grade geizig, daß sie sogar darauf dachten, einander gegenseitig zu betrügen. Was die Frau nur immer in ihre Hände bekommen konnte, das versteckte sie; kein Huhn konnte gackern, so war sie gleich dahinter her, das neugelegte Ei in Sicherheit zu bringen. Ihr Mann spähete beständig umher, um ihre geheimen Schätze zu entdecken, und zahlreich und heftig waren die Zwistigkeiten um Alles, was gemeinschaftliches Eigenthum hätte sein sollen. Sie wohnten in einem Hause, welches einen traurigen Anblick gewährte; es stand allein und die Hungerleiderei war ihm anzusehen. Einige vereinzelte Säbenbäume, Sinnbilder der Unfruchtbarkeit, wuchsen in der Nähe; nie kräuselte sich Rauch aus der Esse empor; kein Wanderer blieb an der Thür stehen. Ein elendes Pferd, dessen Rippen so sichtbar waren wie die Eisenstäbe eines Bratrostes, schlich auf einem Felde umher, wo eine dünne Moosdecke, die kaum den steinigen Boden bedeckte, nur seinen Hunger reizte und äffte; bisweilen streckte es seinen Kopf über die Einfriedigung, blickte die Vorübergehenden kläglich an und schien um Befreiung aus dieser Region des Hungers zu bitten.

Das Haus und seine Bewohner standen insgesammt in einem schlechten Rufe. Tom's Weib war eine hochaufgeschossene Zänkerin von hitzigem Gemüth, gellender Zunge und kräftigem Arm. Ihre Stimme war häufig im Wortkriege mit ihrem Manne zu vernehmen, und bisweilen ließ sein Gesicht Merkmale blicken, welche bewiesen, daß sich ihr Streit nicht auf Worte beschränkte. Es wagte jedoch Niemand, vermittelnd zwischen sie zu treten. Der einsame Wandersmann erschrak durch und durch über das entsetzliche Schelten und Keifen, warf der Zwietrachtshöhle einen Seitenblick zu und eilte vorüber, während er sich, wenn er ein Junggeselle war, zu seinem Stande Glück wünschte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0300-9

Als Tom Walker eines Tages in einem entfernten Theile der Gegend gewesen war, schlug er einen kürzern Heimweg über das Sumpfland ein; die Binsenbüsche und Wurzeln gewährten ihm unsichere Stützpunkte zwischen tiefen Wassertümpeln; auch schritt er wohlbehutsam, wie eine Katze, auf gefallenen Baumstämmen hin, während er dann und wann durch das plötzliche Geschrei der Rohrdommel oder einer wilden Ente geschreckt wurde, die von einer einsamen Lache aufflog. Endlich erreichte er ein Stück festen Grundes, welches sich wie eine Halbinsel tief in den Morast hinein erstreckte. Es war einer der gesicherten Zufluchtsörter der Indianer in ihren Kriegen mit den ersten Colonisten gewesen. Sie hatten hier eine Art Fort angelegt, welches sie fast für uneinnehmbar gehalten und als Zuflucht für ihre Weiber

und Kinder benutzt hatten. Von dem alten indianischen Fort waren nur noch etliche Erddämme übrig, die nach und nach wieder zu der umgebenden Bodenfläche einsanken und zum Theil bereits von Eichen und andern Waldbäumen überwachsen waren, deren Laub einen starken Gegensatz zu den düstern Fichten und Schierlingstannen des Moores bildete.

Es war schon späte Abenddämmerung, als Tom Walker das alte Fort erreichte, und hier Halt machte, um ein wenig auszuruhen. Jeder Andere als er würde an diesem einsamen melancholischen Orte nur ungern geweilt haben, denn durch die aus der Zeit der indianischen Kriege überlieferten Sagen stand der Platz beim gemeinen Volke in schlechtem Rufe; man behauptete, die Wilden hätten hier Beschwörungen vorgenommen und dem bösen Geiste Opfer gebracht.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0301-4

Tom Walker war jedoch nicht der Mann, um sich durch derartige Schrecken beunruhigen zu lassen. Er ruhte eine Zeitlang auf dem gefallenen Stamme einer Schierlingstanne, hörte dem unheimlichen Rufe der Baumkröte zu und grub mit seinem Wanderstocke in einem Haufen Dammerde zu seinen Füßen. Während er absichtslos so im Boden wühlte, traf sein Stock auf etwas Hartes. Er scharrte es aus der weichen Dammerde hervor und erblickte einen gespaltenen Schädel mit einem tief darin eingedrungenen indianischen Tomahawk. Der Rost auf der Waffe zeigte, daß eine lange Zeit verflossen war, seit der tödtliche Streich damit geführt worden. Es war ein trauriges Andenken an den wilden Kampf, welcher in dieser letzten Feste der indianischen Krieger stattgefunden hatte.

„Hm!“ sagte Tom Walker, während er daran stieß, um den Schmuz abzuschütteln.

„Laßt den Schädel ruhen!“ tönte eine rauhe Stimme. Tom blickte empor und sah einen großen Mann ihm gegenüber auf einem Baumstumpfe sitzen. Er war sehr überrascht, denn er hatte die Ankunft des Andern weder gesehen noch gehört, und noch weit verdutzter ward er, als er, soweit es das zunehmende Dunkel gestattete, wahrnahm, daß der Fremde weder Neger noch Indianer war. Er war allerdings in eine rohe halbindianische Tracht gekleidet und hatte einen rothen Gürtel oder Binde um den Leib; aber sein Gesicht war weder negerfarbig noch kupferbraun, sondern so schwärzlich und eingerußt, als hätt' er lange in Schmieden und überhaupt beim Feuer gearbeitet. Er hatte einen ganzen Wald struppigen schwarzen Haars, welches von seinem Kopfe nach allen Richtungen wegstand, und auf der Schulter trug er eine Axt.

Einen Augenblick sah er Tom mit seinen großen rothen Augen mürrisch an.

„Was habt Ihr auf meinem Grund und Boden zu thun?“ sagte der schwarze Mann mit rauher, brummiger Stimme.

„Euer Grund und Boden?“ entgegnete Tom höhnisch. „Er ist ebenso wenig Euer als mein Eigenthum, sondern gehört dem Diakonus Peabody.“

„Verdammt sei der Diakonus Peabody“, sagte der Fremde, „und ich schmeichle mir, er wird es sein, wenn er nicht mehr auf seine eigenen Sünden und weniger auf die seiner Nachbarn sieht. Schaut dorthin und seht, wie's mit dem Diakonus Peabody steht.“

Tom blickte in der Richtung, welche der Fremde andeutete, und sah einen der großen Bäume, schön und blühend von außen, aber am Marke angefault; er sah, daß er fast ganz durchhauen war und wahrscheinlich im ersten starken Winde niederfallen mußte. Auf der Rinde des Baumes war der Name des Diakonus Peabody geschrieben, der ein sehr angesehener Mann

und durch schlaue Kaufverträge mit den Indianern reich geworden war. Als sich Tom nun weiter umsah, fand er, daß fast jeder der großen Bäume mit dem Namen eines großen Mannes der Colonie bezeichnet und mehr oder minder mit der Axt angekerbt war. Der Baum, auf welchem er gesessen hatte und der offenbar soeben erst umgehauen war, trug den Namen Crowninshield; er erinnerte sich eines gewaltig reichen Mannes dieses Namens, welcher seinen Reichthum, den er, wie man flüsterte, durch Seeräuberei erworben, in auffallender Weise zur Schau trug.

„Er ist gerade fertig zum Brennen!" sagte der schwarze Mann mit einem dumpfen triumphirenden Lachen. „Ihr seht, daß ich auf einen guten Vorrath an Brennholz für den Winter rechnen kann."

„Aber was für ein Recht habt Ihr", sagte Tom, „Diakonus Peabody's Holz zu fällen?"

„Das Recht eines frühern Anspruchs", sagte der Andere. „Dies Waldland gehörte mir lange bevor einer von Eurer weißen Race diesen Boden betrat."

„Ich bitt' Euch, wer seid Ihr, wenn ich so kühn sein darf?" sagte Tom.

„O, man kennt mich unter verschiedenen Namen. In einigen Ländern bin ich der wilde Jäger; in andern der schwarze Bergmann. In dieser Gegend kennt man mich unter dem Namen des schwarzen Waldmanns. Ich bin Der, welchem die rothen Leute diesen Ort weiheten und zu dessen Ehren sie dann und wann als süßduftendes Opfer einen Weißen rösteten. Seit die rothen Männer durch euch weiße Wilde ausgerottet sind, habe ich daran meinen Spaß, bei den Verfolgungen der Quäker und Wiedertäufer den Vorsitz zu führen; ich bin der mächtige Patron und hülfreiche Beschützer der Sklavenhändler und der Großmeister der Salem-Hexen."

„Das heißt zuletzt, kurz ausgedrückt", sagte Tom keck, „daß Ihr, wenn ich nicht irre, Der seid, den man gewöhnlich den Schwarzen*) nennt."

„Der nämliche, Euch zu dienen!" erwiderte der schwarze Mann mit einem halbhöflichen Nicken.

So war, der alten Sage zufolge, der Anfang der Unterhaltung zwischen den Beiden, obwol er fast zu vertraulich klingt, um Glauben zu verdienen. Man sollte meinen, daß ein Zusammentreffen mit einer so eigenthümlichen Person an diesem wilden einsamen Orte die Nerven eines Jeden erschüttert haben müßte; Tom besaß aber ein gestähltes Gemüth, war nicht leicht zu schrecken und hatte so lange mit einem zänkischen Weibe gelebt, daß er auch selbst den Teufel nicht mehr fürchtete.

*) Im Originaltext „Old-Scratch", Localname für den Bösen.

Man sagt, daß sie nach diesem Anfange eine lange und ernste Besprechung unterwegs hatten, während Tom nach Hause zurückkehrte. Der schwarze Mann erzählte ihm von großen Geldsummen, welche Kidd, der Pirat, unter den Eichbäumen auf dem Bergrücken nicht weit vom Moraste vergraben hätte. Dieselben befänden sich alle unter seiner Gewalt und seinem Schutze, sodaß sie Niemand finden könnte, außer wen er dabei begünstigte. Er erklärte sich bereit, sie Tom Walker zur Verfügung zu stellen, weil er eine besondere Zuneigung zu ihm gefaßt habe; sie wären jedoch nur unter gewissen Bedingungen zu erlangen. Was für Bedingungen dies waren, kann man sich leicht denken, obwol Tom sie nie öffentlich werden ließ. Sehr hart müssen sie gewesen sein, denn er foderte Bedenkzeit dazu, und er war nicht der Mann, um sich an Kleinigkeiten zu stoßen, wo Geld in Aussicht stand. Als sie den Rand des Morastes erreicht hatten, blieb der Fremde stehen. „Welchen Beweis hab' ich, daß Alles wahr ist, was Ihr mir gesagt habt?" sagte Tom. „Da ist meine Unterschrift", sagte der schwarze Mann, seinen Finger auf Tom's Stirn drückend. Mit diesen Worten kehrte er in das Dickicht des Morastes zurück und schien, wie Tom sagte, immer tiefer und tiefer in die Erde zu gehen, bis nur noch Kopf und Schultern zu sehen waren, und so immer tiefer, bis er gänzlich verschwand.

Als Tom nach Hause kam, fand er den schwarzen Fingerdruck gleichsam eingebrannt auf seiner Stirn und war auf keine Weise vermögend, ihn wegzubringen.

Die erste Neuigkeit, die ihm seine Frau zu erzählen hatte, war der plötzliche Tod Absalom Crowninshield's, des reichen Buccaniers. Die Zeitungen meldeten in dem gewöhnlichen Fanfarentone, daß „ein großer Mann in Israel gefallen war".

Tom gedachte des Baumes, den sein schwarzer Freund soeben gefällt hatte und der zum Verbrennen bereit lag. „Laßt den Freibeuter braten", sagte Tom, „immerhin!" Er fühlte sich nun überzeugt, daß was er gesehen und gehört hatte, keine Täuschung war.

Seine Frau zog er in der Regel nicht in sein Vertrauen; da es sich jedoch hier um ein drückendes Geheimniß handelte, so theilte er es ihr bereitwillig mit. All' ihre Habsucht ward bei der Erwähnung versteckten Goldes aufgeregt und sie trieb ihren Mann an, auf die Bedingungen des schwarzen Mannes einzugehen und sich dadurch zu sichern, was sie auf Lebenszeit reich machen würde. Wie geneigt aber Tom auch gewesen sein mag, sich dem Teufel zu verkaufen, so war er doch entschlossen, dies keineswegs seinem Weibe zu Gefallen zu thun. Er schlug es daher, blos aus Widerspruchslust, rund ab. Sie hatten gar manchen bittern Streit um die Sache,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0304-1

aber je mehr sie ihn bestürmte, desto entschlossener war Tom, sich nicht ihr zu Gefallen der Verdammniß zu überliefern.

Endlich beschloß sie, den Handel auf eigene Rechnung zu betreiben und im Falle des Gelingens den ganzen Gewinn für sich zu behalten. Sie war ebenso furchtlosen Herzens als ihr Mann, und daher machte sie sich gegen den Schluß eines Sommertags nach dem alten indianischen Fort auf den Weg. Sie blieb viele Stunden aus. Als sie zurückkam, war sie zurückhaltend und verdrießlich in ihren Antworten. Sie sprach etwas von einem schwarzen Manne, den sie gegen Einbruch der Dämmerung getroffen hatte, während er an der Wurzel eines hohen Baumes hieb. Er zeigte sich indeß, nach ihrer Aussage, mürrisch und wollte sich auf nichts einlassen; sie sollte mit einem Sühnopfer wiederkommen; aber worin dies bestand, sagte sie nicht.

Am nächsten Morgen begab sie sich mit voller schwerbeladener Schürze wieder nach dem Moraste. Tom wartete und wartete auf sie, aber vergebens; Mitternacht kam, aber sie zeigte sich nicht; Morgen, Mittag, Nacht kehrte wieder, aber sie kam noch immer nicht. Tom wurde nun um ihr Leben besorgt, zumal als er fand, daß sie in ihrer Schürze die silberne Theekanne sammt den Löffeln mitgenommen hatte, sowie überhaupt jeden tragbaren Gegenstand von Werth. Eine zweite Nacht verstrich, ein zweiter Morgen kam, aber kein Weib. Mit einem Worte, man hörte nichts mehr von ihr.

Welches Schicksal sie wirklich traf, weiß deshalb Niemand, weil zu Viele etwas davon zu wissen vorgaben. Es ist dies eine von den Thatsachen, welche durch die Menge der Ansichten Seiten der Geschichtschreiber in Dunkel gehüllt worden sind. Manche sagten, sie hätte sich in den verworrenen Wegen des Moraste verirrt und wäre in einer Grube oder Lache versunken; Andere, die unfreundlicher gesinnt waren, deuteten an, sie hätte sich mit der Beute des werthvollen Wirthschaftsgeräthes aus dem Staube gemacht und nach einer andern Provinz begeben; während noch Andere annahmen, der Versucher hätte sie in eine garstige Sumpflache gelockt, an deren Rande auch ihre Haube gefunden worden wäre. Zur Bestätigung dieser Annahme erzählte man, daß am nämlichen Abend spät ein großer schwarzer Mann mit einer Axt auf der Schulter aus dem Moraste gekommen wäre, der, wie man gesehen, mit unheimlich triumphirender Miene ein in eine buntgewürfelte Schürze gewickeltes Bündel getragen habe.

Der gewöhnlichste und wahrscheinlichste Bericht sagt jedoch, Tom Walker wäre so besorgt um das Schicksal seiner Frau und seines Eigenthums geworden, daß er sich endlich auf den Weg machte, um Beide beim indianischen Fort zu suchen. Einen ganzen langen Sommernachmittag durchsuchte er den

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0305-7

unheimlichen Ort, aber sein Weib war nirgends zu sehen. Wiederholt rief er ihren Namen, aber es folgte keine Antwort. Nur die Rohrdommel erwiderte seinen Ruf, indem sie schreiend vorüberflog, oder der Ochsenfrosch, der in einem nahen Pfuhl sein klagendes Gequak vernehmen ließ. Endlich, so sagt man, gerade beim Eintreten der trüben Dämmerung, als die Eulen zu schreien und die Fledermäuse umherzuflattern begannen, erregte das Geschrei der Aaskrähen, welche um einen Cypressenbaum schwärmten, seine Aufmerksamkeit. Er sah empor und erblickte ein Bündel in eine bunte Schürze gebunden, welches in den Zweigen des Baumes hing, während ein großer Geier dicht dabei saß, als ob er es bewachen wolle. Tom hüpfte vor Freude, denn er erkannte die Schürze seiner Frau und vermuthete, daß die werthvollen Wirthschaftsgeräthe darin steckten.

„Laßt uns das Eigenthum an uns nehmen", sagte er tröstend zu sich selbst, „und wir wollen versuchen, ohne die Frau auszukommen."

Als er den Baum hinaufkletterte, breitete der Geier seine weiten Schwingen aus und flog schreiend nach dem tiefen Waldesschatten hinweg. Tom ergriff die Schürze, aber er fand zu seinem Grauen nur ein Herz und eine Leber darein gewickelt!

Dies war, der den meisten Glauben verdienenden alten Sage zufolge, Alles, was sich von Tom's Weib auffinden ließ. Wahrscheinlich hatte sie mit dem schwarzen Manne ebenso verfahren wollen, wie sie mit ihrem Manne zu verfahren gewohnt war; aber obwol man gewöhnlich annimmt, daß ein zänkisches Weib dem Teufel stets gewachsen sei, so scheint sie in diesem Falle doch den Kürzern gezogen zu haben. Sie mußte ihm indeß viel zu schaffen gemacht haben, ehe er ihrer Meister wurde; denn man sagt, daß Tom viele tiefeingestampfte Spuren von gespaltenen Hufen um den Baum her bemerkte und Haarbüschel fand, welche aussahen, als wären sie der wilden schwarzen Perücke des Waldmanns entrauft worden. Tom kannte seines Weibes Tapferkeit aus Erfahrung. Er zuckte die Achseln, während er jene Zeichen eines wilden Kampfes bemerkte. „Meiner Treu", sagte er zu sich selbst, „Old-Scratch muß einen harten Stand gehabt haben!"

Tom tröstete sich über den Verlust seines Eigenthums mit dem Verluste seiner Frau, denn er besaß eine ziemliche Seelenstärke. Er empfand sogar etwas wie Dankbarkeit gegen den schwarzen Waldmann, der ihm seiner Ansicht nach eine Gefälligkeit erwiesen hatte. Er suchte daher fernere Bekanntschaft mit demselben zu unterhalten, doch gelang es ihm eine Zeitlang nicht, der alte schwarze Patron ließ sich nicht blicken; denn er ist, was die Leute auch denken mögen, keineswegs immer zu haben, wenn man ihn ruft; er weiß, wie er seine Karten auszuspielen hat, wenn er seines Spieles sicher ist.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0306-3

Als Tom's Begierde endlich durch den Verzug aufs höchste gereizt und er darauf vorbereitet war, lieber auf Alles einzugehen, als den verheißenen Schatz nicht zu gewinnen, traf er, wie man erzählt, eines Abends den schwarzen Mann in seiner gewöhnlichen Waldmannstracht, während er, mit der Axt über der Schulter, am Rande des Moors hinschlenderte und ein Lied summte. Er stellte sich, als vernähme er Tom's Anträge mit großer Gleichgültigkeit, gab kurze Antworten und ging, seine Melodie summend, weiter.

Nach und nach gelang es jedoch Tom, ihn zur Verhandlung zu bewegen, und sie begannen um die Bedingungen zu feilschen, unter welchen Ersterer den Schatz des Piraten heben sollte. Eine Bedingung war dabei, die nicht erwähnt zu werden braucht, weil sie sich in der Regel in allen Fällen, wo der Teufel Gefälligkeiten gewährt, von selber versteht; er stellte jedoch auch noch andere, hinsichtlich deren er, obwol sie minder wichtig waren, eine unbeugsame Hartnäckigkeit an den Tag legte. Er bestand darauf, daß das durch seine Hülfe gefundene Geld in seinem Dienste verwendet werden sollte. Er schlug daher vor, Tom sollte es im schwarzen Handel anlegen, d. h., er sollte ein Sklavenschiff ausrüsten. Dessen weigerte sich jedoch Tom entschieden; er war in jeder Beziehung durch und durch schlecht, aber ein Sklavenhändler zu werden, dazu brachte ihn selbst der Teufel nicht.

Da er Tom in diesem Punkte so kitzlich fand, so bestand er nicht weiter darauf, sondern schlug vor, er sollte Wucherer werden; dem Teufel lag nämlich stets sehr viel an der Vermehrung der Wucherer, die er als seine eigentlichen Leute betrachtet.

Dagegen wurde nichts eingewendet, denn es war ganz nach Tom's Geschmack.

„Ihr werdet nächsten Monat einen Pfandleiherladen in Boston eröffnen", sagte der schwarze Mann.

„Ich thu' es morgen, wenn Ihr's wünscht", sagte Tom Walker.

„Ihr werdet Geld monatlich für zwei Procent ausleihen."

„O, ich will vier nehmen!" erwiderte Tom Walker.

„Ihr werdet Schuldverschreibungen erpressen, Unterpfänder für verfallen erklären, den Kaufmann zum Bankrott treiben —"

„Ich will ihn zum Teufel treiben", sagte Tom Walker.

„Einen bessern Wucherer konnt' ich für mein Geld nicht haben!" sagte der Schwarzfuß vergnügt. „Wann wollt Ihr den Schatz heben?"

„Gleich heute Nacht."

„Es gilt!" sagte der Teufel.

„Es gilt!" sagte Tom Walker. — So schüttelten sie denn einander die Hände und der Handel war geschlossen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0307-8

Schon nach einigen Tagen saß Tom am Schreibtisch in seinem Comptoir zu Boston. Bald war es allgemein bekannt, daß er ein Mann mit baarem Capital wäre, der gegen gute Zinsen Geld auszuleihen Willens sei. Jedermann erinnert sich noch der Zeit des Statthalters Belcher, wo Geld besonders schwer zu haben war. Es war eine Zeit des Papiercredits. Das Land war mit Regierungsanweisungen überschwemmt worden; man hatte die be-

rüchtigte Landbank errichtet; mit wahrer Wuth wurde speculirt; das Volk war vor lauter Plänen zu neuen Ansiedelungen toll geworden; man wollte große Städte in der Wildniß bauen; Landmäkler trieben sich mit Karten von kaufbaren Landstrecken, Stadtgebieten und Eldorados umher, von denen Niemand wußte, wo sie lagen, die aber Jedermann zu kaufen begierig war. Kurz, das große Speculationsfieber, welches dann und wann im Lande ausbricht, hatte sich bis zu einem beunruhigenden Grade gesteigert und Jeder-

mann träumte, wie er mit Nichts ein plötzliches Vermögen erwerben könne. Das Fieber hatte sich, wie gewöhnlich, wieder gelegt; der Traum war zerronnen und mit ihm das eingebildete Vermögen; die Patienten waren in einem kläglichen Zustande geblieben und im ganzen Lande hallte der Ruf wieder: „Schwere Zeiten!“

In dieser günstigen Zeit allgemeiner Noth ließ sich Tom Walker als Wucherer in Boston nieder. Zu seiner Thür drängten sich bald die Kunden. Die Nothbedrängten und die Unternehmungslustigen, der wagende Speculant, der träumende Landmäkler, der zurückgekommene Gewerbtreibende, der Kaufmann mit untergrabenem Credit, kurz, ein Jeder, der sich gedrängt sah, mit verzweifelten Mitteln und verzweifelten Opfern Geld aufzunehmen, eilte zu Tom Walker.

Tom war also der allgemeine Freund der Nothleidenden, und er handelte auch wie ein „Freund in der Noth“, d. h. er erpreßte stets gute Bezahlung und gute Sicherheit. Die Härte seiner Bedingungen stand im Verhältniß mit der Bedrängniß des Hülfesuchenden. Er häufte Verschreibungen und Unterpfänder an, quetschte nach und nach seine Kunden immer enger und enger, und wenn sie am Ende von seiner Thüre gingen, waren sie so trocken wie ein ausgedrückter Schwamm.

Auf diese Weise scharrte er das Geld massenweise zusammen, ward ein reicher und mächtiger Mann und spielte eine große Rolle an der Börse. Wie gewöhnlich baute er auch ein großes Haus, um seinem Stolze genug zu thun, und ließ den größten Theil desselben unvollendet und unmöblirt aus Sparsamkeit. Auch einen Wagen schaffte er sich aus purer Eitelkeit an, obwol er die Pferde, die ihn zogen, fast verhungern ließ, und wenn man die ungeschmierten Räder um die Achsen stöhnen und ächzen hörte, so konnte man glauben, die Seelen der armen Schuldner zu vernehmen, die er preßte und drückte.

Als Tom jedoch alt ward, begann er nachdenkend zu werden. Nachdem er die guten Dinge dieser Welt in Sicherheit gebracht hatte, empfand er einige Sorge um die der nächsten. Mit Kummer dachte er an den Handel, den er mit seinem schwarzen Freunde geschlossen hatte, und bot all' seine Schlauheit auf, um ihn in Betreff der Bedingungen zu betrügen. Er wurde daher urplötzlich ein außerordentlich eiferiger Kirchengänger. Er betete laut und kräftig, als ob man den Himmel durch Anstrengung der Lunge gewinnen könnte. Man konnte in der That nach dem Geräusch seiner Sonntagsandacht stets beurtheilen, wann er die Woche hindurch am meisten gesündigt hatte. Die ruhigen Christen, welche bescheiden und gemessenen Schrittes auf dem Wege gen Zion gewandelt waren, empfanden Gewissensvorwürfe, als

sie sich so plötzlich in ihrer Laufbahn durch diesen Neubekehrten überholt sahen. Tom war in religiösen Dingen so streng wie in Geldsachen; er war ein strenger Beaufsichtiger und Tadler seiner Nachbarn und schien zu glauben, daß jede für ihre Rechnung zu Buche gebrachte Sünde gleichzeitig ihm zugute geschrieben würde. Er sprach sogar davon, wie heilsam es sein würde, die Verfolgung der Quäker und Wiedertäufer wieder vorzunehmen. Kurz, Tom's religiöser Eifer ward so notorisch wie seine Reichthümer.

Gleichwol hegte Tom, bei all' dieser strengen Beobachtung der Formen, eine heimliche Furcht, daß der Teufel am Ende doch das Seinige erhalten würde. Um nicht unverhofft überfallen zu werden, trug er daher stets, wie man sagt, eine kleine Bibel in seiner Rocktasche. Desgleichen hatte er auf seinem Comptoirtische eine große Bibel, und oft fanden ihn die Leute, wenn sie in Geschäften zu ihm kamen, in ihre Lectüre vertieft. Bei solchen Gelegenheiten legte er dann seine grüne Brille in das Buch, um die Stelle zu bezeichnen, während er irgend ein Wuchergeschäft abzumachen hatte.

Einige sagen, Tom sei in seinen alten Tagen ein wenig verwirrt im Kopfe geworden und hätte, als er sein Ende nahe geglaubt, sein Pferd neu beschlagen, gesattelt und gezäumt, mit den Füßen aufwärts begraben lassen; denn er wäre der Meinung gewesen, daß die Welt am Jüngsten Tage umgekehrt werden würde, für welchen Fall er sein Pferd völlig bereit zum Aufsteigen finden wollte, um schlimmsten Falls seinem alten Freunde wenigstens die Beine müde zu machen. Wahrscheinlich ist das aber nur eine alte Weiberfabel.

Wenn er wirklich eine solche Vorsichtsmaßregel ergriff, so war sie ganz überflüssig; dies lehrt wenigstens die authentische alte Sage, welche seine Geschichte in folgender Weise schließt.

An einem heißen Nachmittag in den Hundstagen, als gerade ein fürchterliches schwarzes Wetter heraufzog, saß Tom mit seiner weißen Nachtmütze und indischem seidenen Schlafrock in seinem Comptoir. Er war im Begriff, ein Unterpfand für verfallen zu erklären, wodurch ein unglücklicher Landspeculant, welchem Tom die größte Freundschaft zu erkennen gegeben hatte, dem vollständigen Ruin entgegengeführt werden mußte.

Der arme Landmäkler bat ihn, noch einige Monate Nachsicht zu haben. Tom, mürrisch und gereizt, weigerte sich, auch nur noch einen Tag zu warten.

„Meine Familie wird ruinirt und an den Bettelstab gebracht werden", sagte der Landmäkler.

„Wohlthätigkeit beginnt im eigenen Hause", erwiderte Tom. „Ich muß in diesen schweren Zeiten an mich selber denken."

„Ihr habt ja aber soviel Geld von mir gewonnen", sagte der Speculant.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0310-4

Tom verlor die Geduld und zugleich seine Frömmigkeit.

„Der Teufel höle mich", sagte er, „wenn ich einen Heller gewonnen habe."

Gerade in diesem Augenblicke geschahen drei laute Schläge an der Hausthür. Er ging hinaus, um zu sehen wer da wäre. Ein schwarzer Mann hielt ein schwarzes Pferd, welches ungeduldig wieherte und stampfte.

„Tom, Ihr habt gerufen!" sagte der schwarze Kerl in rauhem Tone. Tom bebte erschrocken zurück, aber es war zu spät. Er hatte seine kleine Bibel in seiner Rocktasche und seine große Bibel auf dem Schreibtische gelassen, unter der Verschreibung des Pfandes vergraben, welches er für verfallen erklären wollte. Nie wurde ein Sünder so unvorbereitet überrascht. Der schwarze Mann hob ihn wie ein Kind in den Sattel, gab dem Pferde

einen Hieb, und hinweg sprengte das schwarze Roß mitten im Ungewitter mit Tom auf seinem Rücken. Die Comptoirschreiber steckten ihre Federn hinter die Ohren und starrten ihm aus den Fenstern nach. Hinweggaloppirte Tom, die Straßen durchsausend, während seine weiße Mütze auf- und niederklappte, sein Schlafrock im Winde flatterte und sein Hengst bei jedem Satze Feuer aus dem Pflaster schlug. Als die Schreiber sich nach dem schwarzen Manne umsahen, war dieser verschwunden.

Tom Walker kehrte nimmer wieder, um das Pfand für verfallen zu erklären. Ein Landmann, welcher dicht beim Moore wohnte, berichtete, daß er im ärgsten Wüthen des Ungewitters einen starken Hufschlag und ein Geheul die Straße entlang gehört habe. Als er ans Fenster geeilt sei, habe

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0311-0

er gerade noch flüchtig eine Gestalt, wie die beschriebene, auf einem Rosse erblickt, welches wie toll querfeldein, über die Anhöhen und dann hinab in den schwarzen Schierlingstannenmoor nach dem alten Indianerfort hingaloppirt sei. Kurz nachher war in dieser Richtung ein Wetterstrahl niedergefahren, welcher den ganzen Wald in Flammen zu setzen schien.

Die guten Leute von Boston schüttelten die Köpfe und zuckten mit den Achseln; sie waren jedoch schon seit der ersten Ansiedelung in der Kolonie so

sehr an Hexen, an Kobolde und Streiche des Teufels von jeder möglichen Art gewöhnt, daß sie keinen so großen Schauder empfanden, als man hätte erwarten sollen. Es wurden Curatoren ernannt, um Tom's Effecten unter ihre Obhut zu nehmen; aber es war nichts vorhanden, was sie hätten verwalten können. Als man seine Kasten durchsuchte, fand man alle Schuldverschreibungen und Verpfändungsurkunden verkohlt. Anstatt des Goldes und Silbers enthielt seine eiserne Kasse nur allerlei Späne; anstatt seiner beiden halbverhungerten Pferde lagen zwei Skelette im Stalle, und am nächsten

Tage brach in seinem großen Hause Feuer aus und es brannte bis auf den Grund nieder.

Ein solches Ende nahm Tom Walker und sein übelgewonnener Reichthum. Möchten sich alle habgierigen Wucherer diese Geschichte zu Herzen nehmen, deren Wahrheit keinem Zweifel unterliegt. Noch bis auf den heutigen Tag kann man das Loch unter den Eichbäumen sehen, woraus er Kidd's Geld grub; und in dem benachbarten Moor, sowie bei dem alten indianischen Fort treibt in stürmischen Nächten oft eine Gestalt zu Pferde, in Schlafrock und weißer Nachtmütze ihr Wesen, die vermuthlich Niemand anders, als der rastlose Geist des Wucherers ist. Die Geschichte ist sogar sprüchwörtlich geworden und hat Anlaß zu jener in Neu-England allgemein üblichen Redensart gegeben: „Der Teufel und Tom Walker".

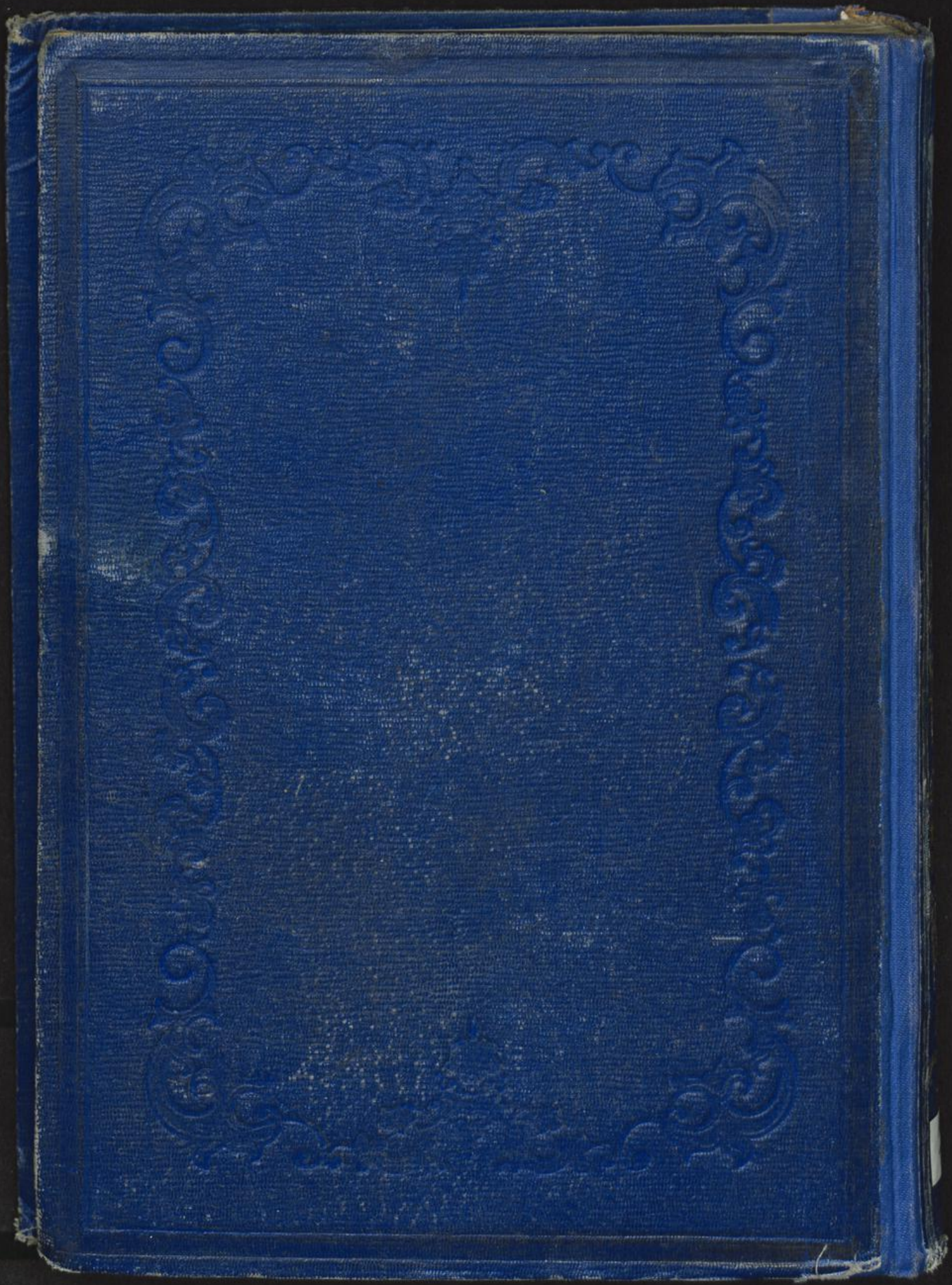
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0313-1

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0314-7

B275

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0318-9



Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
urn:nbn:de:hbz:061:2-1397-p0319-8
DFG